

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Jörg K. Hoensch, Rudolf Jaworski, Walter Schamschula,
Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

Band 39

Heft 2

1998

INHALT

AUFSÄTZE

- Schock-Werner, Barbara: Die Burg Kaiser Karls IV. in Lauf: Residenz eines geplanten neuen Territoriums? 253
- David, Zdeněk V.: A Brief Honeymoon in 1564–1566: The Utraquist Consistory and the Archbishop of Prague 265
- Horská, Pavla: Die tschechischen Patrioten im 19. Jahrhundert und Saint-René Taillandier 285
- Winkler, Martina: Die Krise der Intelligenz: Zur Debatte um die Rolle der tschechischen Intelligenz in der Zeitschrift *Přítomnost* 1924–1939 297

II

Eschenbächer, Jens-Hagen: Zwischen Schutzbedürftigkeit und Alleinvertretungsanspruch: Die Beziehungen der Sudetendeutschen Heimatfront zu den traditionellen bürgerlichen deutschen Parteien in der Tschechoslowakei 1933–1935	323
--	-----

MARGINALIEN

Eggers, Martin: „Moravia“ oder „Großmähren“?	351
Polišenská, Milada: The Deportation of Czechoslovak Citizens to the Soviet Internment and Prison Camps, and the Struggle for their Repatriation, 1945–1950	371

DISKUSSION

Die Tschechoslowakische Demokratie aus der Sicht der Historiker	382
Broklová, Eva: Die Interpretationen der Probleme des politischen Systems der Ersten Tschechoslowakischen Republik durch drei deutsche Historiker	382
Broklová, Eva: Masaryks sozial-ethische Dimension der Demokratie	397
Seibt, Ferdinand: Vom Lesen und Hineinlesen	406
Heumos, Peter: Der Klabaubermann und der Lydische Hirte. Aus dem Schatzkästleinerbaulicher Historie	409
Hahn, Eva: Von mentalen Relikten und Eva Broklovás Anregungen	421

CHRONIK

Le Mythe de Munich – Mythos München – The Myth of Munich (Christiane Brenner)	431
Deutsch-polnischer und deutsch-tschechischer Dialog – Verglichen und „anglistiert“ (Hans Lemberg)	433
Die „Sudetendeutsche Frage“ und die Historiker in den USA (Eva Hahn)	435
Deutsch-tschechischer Historiker-Workshop (Tatjana Tönsmeier)	438
Tschechisch-deutsche Beziehungen: Tschechische Standpunkte (Eva Hahn)	441
T. G. Masaryks „Neues Europa“ und F. Naumanns „Mitteleuropa“: Ein bilaterales Studienprojekt (Hans Henning Hahn)	443
Das Berliner Bohemicum/Slovacicum (Christina Frankenberg)	445
Preisverleihung	447

NEUE LITERATUR

Pražské arcibiskupství 1344–1994 (Kurt A. Huber)	448
Milénium břevnovského kláštera (993–1993) (Kurt A. Huber)	452
Bahlcke, Joachim: Schlesien und die Schlesier (Monika Glettler)	454
Hoensch, Jörg K.: Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit (Ferdinand Seibt)	455
Głogowski, Stefan: Genealogia Podiebradów (Roman Paul Smolorz)	457
Čornejová, Ivana: Tovaryšstvo Ježíšovo. Jesuité v Čechách (Kurt A. Huber)	458
Vošahlíková, Pavla: Jak se žilo za časů Františka Josefa I. (Jan Novotný)	460

Trančík, Martin: Zwischen Alt- und Neuland. Die Geschichte der Buchhändlerfamilie Steiner in Preßburg (Christoph Reckhaus)	462
Kazbunda, Karel: Otázka česko-německá v předvečer Velké války (Martin Kučera)	464
Odsun – Die Vertreibung der Sudetendeutschen (Wilfried Fiedler)	467
Pauer, Jan: Prag 1968 (Kieran Williams)	471
Hrubý, Karel (Hrsg.): Léta mimo domov. K historii československé sociální demokracie v exilu (Eva Hahn)	473
Nationalitäten und Identitäten in Ostmitteleuropa (Robert Luft)	474
Deutsche und Tschechen – Nachbarn im Herzen Europas (Volker Strebel)	476
Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums (Marion Hamm)	477
KURZANZEIGEN	482
SUMMARIES	499
RÉSUMÉS	504
RESUMÉ.	509
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	514
MITARBEITER DES HEFTES	516

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 81669 München.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 76,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adresskartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleinigere Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Gurs, Hausfrau, Rom; Hedwig Klopfer, Private, Söchtenau; Cécilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 93183 Kallmünz.

ISSN 0523-8587

DIE BURG KAISER KARLS IV. IN LAUF: RESIDENZ EINES GEPLANTEN NEUEN TERRITORIUMS?

Von Barbara Schock-Werner

Besser als je in den 200 Jahren seit der bayerischen Besitznahme ist heute, nachdem sie eine sachgerechte Wiederherstellung erfahren hat, die anspruchsvolle Burg Kaiser Karls IV. in Lauf erkennbar: „Des Kaisers Lustsaal“, wie sie genannt wurde. Ihre architekturgeschichtliche Bedeutung erhält die Burg vor allem durch den sogenannten Wappensaal, einen ganz mit Wappen böhmischer Geschlechter verzierten Raum im ersten Stock (Abb. 7). Wohl wegen dieses Wappensaales ist die Geschichte der Burg Lauf gut erforscht, sind ihr wechselvolles Dasein und die dazu gehörenden Quellen und Pläne gut aufgearbeitet worden. Eine bauhistorische Untersuchung und der Versuch, sie in die zeitgenössische Architektur einzugliedern, stehen aber noch aus¹. Ein Wechsel in der Nutzung vor einigen Jahren – genauer gesagt: der Auszug des Amtsgerichts – machte es nötig und möglich, die Burg zu renovieren. Daran schloß sich eine genaue Untersuchung des Baues an, mit dem Ziel, die ursprünglichen Räumlichkeiten wenigstens zum Teil wiederherzustellen.

Lauf gehörte im 11. Jahrhundert zu dem Reichsgut Kaiser Heinrichs III. und war Sitz eines Ministerialen-Geschlechtes, das sich danach „von Lauf“ oder nach dem anderen Sitz „von Rothenberg“ nannte. Mit ihnen verwandt und ihre Amtsnachfolger waren die Wildensteiner. Unter den Hohenstaufen und im Rahmen von deren Burgenpolitik wurde wohl auch Lauf in der Mitte des 12. Jahrhunderts ausgebaut. Die Burg ging in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Besitz der Herzöge von Bayern über und wurde in einer Fehde zu Beginn des 14. Jahrhunderts zerstört. Wie diese erste Burg ausgesehen hatte und wie weitgehend ihre Zerstörung war, davon hat man bis heute keine Vorstellung². 1353 erwarb Kaiser Karl IV. neben Velden, Hohenstein und Hersbruck auch Amt und Markt Lauf und verleihte diese Ämter anlässlich seiner Kaiserkrönung 1355 der böhmischen Krone ein³. Die Tatsache, daß Karl noch

¹ Schwemmer, Wilhelm: Die Burg zu Lauf an der Pegnitz. Der Burgwart 42 (1941) 3–9. – Kraft, Wilhelm/Schwemmer, Wilhelm: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal zu Lauf. Nürnberg 1960 (Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft 7). – Meyer, Werner/Schwemmer, Wilhelm: Landkreis Lauf an der Pegnitz. München 1966 (Die Kunstdenkmäler von Bayern 11). – Rebmann, August: Der Wappensaal in Lauf. Altnürnberger Landschaft 8/1 (1959) 1–13. – Klier, Richard: Neues über die Wappen des Laufer Schlosses. Altnürnberger Landschaft 11 (1962) 57–63. – Schweitzer, Annkatrin: Karls IV. Burg zu Lauf an der Pegnitz. Eine Königsburg (Magisterarbeit Erlangen 1998).

² Kraft: Zur älteren Geschichte von Ort und Burg Lauf. In: Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 3f.

³ Sturm, Heribert: Des Kaisers Land in Bayern. In: Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. Nürnberg 1978, 208 (Ausstellungskatalog).

1354 in unmittelbarer Nähe auf dem Feld kampierte und 1360 in Lauf erstmals übernachtete, läßt auf eine Bauzeit zwischen 1355 und 1360 schließen, die Reihe der Wappen auf eine Entstehung zwischen 1360 und 1364⁴.

Die Burg Karls bestand aus einem im Nordwesten gelegenen Bergfried unbekannter Höhe, einem winkelförmigen Palas an der Nordostseite und einem turmartigen Torgebäude an der Südseite. Alle diese Bauten waren mit einer Wehrmauer verbunden (Abb. 2). Eine zweite Mauer, den Grenzen der Flußinsel unmittelbar folgend, faßte den umlaufenden Zwinger ein. Sowohl der kleinere Ausgang zur Stadt hin als auch der größere durch den Torturm zur Außenseite waren mit ehemals beweglichen Brücken verbunden, denn die Burg liegt auf einer Insel in der Pegnitz.

Der quadratische Bergfried, ca. 10 × 10 m groß mit einer Mauerstärke von ca. 3,50 m, hat ein auffallend hohes, nur von oben zugängliches Untergeschoß und ein durch eine Holzbalkendecke abgetrenntes erstes Obergeschoß, in das der ehemalige Hocheingang führt. Er ist heute vom Treppenhaus zu erreichen. Wieviele Geschosse darüber lagen, läßt sich nicht mehr bestimmen; auch nicht, wie die weitere vertikale Verbindung zwischen diesen oberen Stockwerken erfolgte, denn eine Treppe ist nicht vorhanden. Das heute oberste Geschoß, das den um 1700 stuckierten Festraum und andere Wohnräume enthält, ist erst in der Nürnberger Zeit 1526 aufgesetzt worden⁵. Daß aber, wie vermutet wurde, schon zu Zeiten Karls IV. auf dem massiven, heute noch stehenden Unterbau nur leichte Wände in Fachwerk standen, ist nicht anzunehmen⁶.

Der Palas ist nur im östlichen Flügel unterkellert. Er ist hier durch eine Querwand in zwei Teile getrennt, von denen der südliche wohl noch die ursprüngliche Fußboden- und Gewölbhöhe hat, der anschließende nördliche aber später tiefer gelegt und durch ein eingezogenes Gewölbe verändert wurde⁷. Der Flügel an der Nordseite war nicht unterkellert, er wurde im Erdgeschoß ausgefüllt durch einen großen, ursprünglich wohl nicht unterteilten Raum von fünf Jochen, von denen vier von Kreuzrippengewölben überspannt waren. Das letzte Joch wird durch einen runden Pfeiler zentriert, auf dem die Rippen von vier Gewölbefeldern aufruhren, von denen zwei mit einem Dreistrahl und zwei mit einem Kreuzrippengewölbe gefüllt waren (Abb. 5). Mit diesem großen Raum stand ein schmalerer, auf der Hofseite des Ostflügels gelegener in Verbindung, der aus zwei Jochen bestand. In ihn führt der in der Ecke gelegene ursprüngliche Eingang von der Hofseite. An der westlichen Schmalseite dieses Saales

⁴ Rebm ann: Der Wappensaal 5.

⁵ Schweitzer: Karls IV. Burg 27.

⁶ Schwemmer, Wilhelm: Die Bauten Kaiser Karls IV. In: Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 11. Die von Schwemmer vertretene Meinung, das hohe, fensterlose Erdgeschoß, das nur von oben zugänglich war, hätte wie üblich als „Burgverlies“ gedient, ist mit Sicherheit unrichtig. Schwemmer, dessen Verdienste um die Erforschung der Burg Lauf hoch angesetzt werden müssen, war kein Burgenfachmann und seine Interpretationen sind deshalb nicht immer zutreffend.

⁷ Das gründliche Studium des vielbändigen Manuals des Landpflegamts, das im Staatsarchiv Nürnberg liegt, würde sicher noch genauere Auskunft über die Umbauarbeiten in Nürnberger Zeit geben, war im Rahmen dieser Arbeit aber nicht möglich. Schwemmer hat daraus nur die wesentlichen Angaben bezogen. Schweitzer hat die Quellen durchgesehen und Schwemmers Angaben ergänzt.

wurde in der Wand ein Rauchabzug gefunden, so daß hier die Feuerstelle zu vermuten ist. Diese Schmalseite wird durch eine rechtwinklig angebrachte Stützmauer verstärkt (Abb. 1). Im Obergeschoß lag, von gleicher Ausdehnung wie dieser Erdgeschoßsaal und ebenfalls durch ein Kreuzrippengewölbe abgeschlossen, der Kaisersaal (Abb. 8). Er übernimmt die ungleiche Jochteilung des Raumes im Erdgeschoß, nur daß das östliche Joch keine Mittelstütze hat, sondern die Rippen in einem Schlußstein zusammenlaufen. Im Ostflügel schloß sich auf der Außenseite ein zweijochiger kreuzrippengewölbter Raum an, die sogenannte Herrenstube. Auf diese folgte, nur von dem eben genannten Raum aus zugänglich, der kleinere, ebenfalls mit zwei Rippen gewölbte abgeschlossene Raum. Seine Wände sind mit plastisch ausgeführten Wappen böhmischer Adelsgeschlechter geschmückt, daher trägt er den Namen Wappensaal⁸ (Abb. 7). Vor diesen beiden Räumen lag zur Hofseite hin ein ursprünglich ebenfalls gewölbter Raum. Die schon auf den ältesten Plänen daneben eingezeichneten Kammern waren sicher nicht ursprünglich, sondern die äußere Vermauerung der Joche links und rechts eines mittig stehenden Strebepfeilers. Da diese Wand heute ganz entfernt ist, läßt sich das nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Darüber lag ein weiteres Geschoß, von dem der untere Ansatz des über einer Schräge leicht auskragenden Mauerwerks noch original vorhanden ist. Es fehlt aber der ursprüngliche Abschluß, so daß über seine Höhe und sein Aussehen nichts gesagt werden kann. In der Literatur wird hier eine Wehrplatte für Geschütze angenommen, die mit Zinnen eingefaßt gewesen sei⁹. Große Geschütze waren zu Karls Zeiten aber kaum vorhanden, und man hätte sie zudem nur mit Schwierigkeiten durch die Wendeltreppen auf das Dach gebracht. Für einen solchen Abschluß gibt es auch in vergleichbaren Burgen kein Parallelbeispiel. Die vertikale Verbindung der Stockwerke erfolgte über drei Wendeltreppen: eine auf der Südseite, in dem schmalen Raum vor dem Wappensaal gelegen, eine noch im Ostflügel, aber fast im Winkel zwischen den beiden Bauten auf der Hofseite und eine am Ostende des Kaisersaales. Die Treppe auf der Ostseite des Hofflügels ist nur noch ein Stockwerk hoch vorhanden, die südliche ist noch vom Dachboden her zugänglich. Eine auf alten Plänen eingezeichnete geradläufige Treppe in der Mauer neben dem ehemaligen großen Kamin konnte bei der letzten Restaurierung nicht aufgedeckt werden. Sie war vermutlich eine Speisesteppe.

Die ursprüngliche Höhe des Torturms ist ebenfalls nicht mehr feststellbar. Über der Durchfahrt liegen heute noch zwei Geschosse – das untere von der Ostseite her über

⁸ Wilhelm Kraft hat 1960 die einzelnen Wappen beschrieben und identifiziert. Rebmann und Klier haben seine Ausführungen ergänzt. Schließlich hat Vladimír Růžek diese Wappenreihe noch einmal untersucht. Er kam zu dem Ergebnis, daß sie in der vorhandenen Zusammenstellung nur 1360/61 entstanden sein kann und in den Monaten vor der Geburt des Thronfolgers Wenzel am 26. Februar 1361 gearbeitet wurde. Als Autor der verwendeten Vorlage nimmt er den damaligen Bischof von Olmütz, Jan Očko von Vlašim, an. Die Wappenreihe repräsentiere, nach Růžeks Meinung, hierarchisch gegliedert den damaligen Hofstaat Karls IV. und spiegele des Kaisers Vorstellung seiner Verwaltungs- und Machtrolle vor allem in den Grenzen des Königreiches Böhmen wieder. Růžek, Vladimír: Česká znaková galerie na hradě Laufu u Norimberka z roku 1361 [Der böhmische Wappensaal in der Burg Lauf bei Nürnberg]. Sborník archivních prací 38 (1988) 37–311.

⁹ Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 10.

einen aufgesetzten hölzernen Gang, das obere vom Bergfried her durch eine wohl originale, in der Wehrmauer liegende Treppe zugänglich. Auf der Außenseite dieses Turmes ist eine Reliefplatte mit dem böhmischen Löwen eingelassen, darüber steht auf einem schweren Konsolstein die stark verwitterte Figur des Hl. Wenzel¹⁰.

Alle Bauteile sind aus Bossenquadermauerwerk mit Randschlag ausgeführt. Der geologischen Struktur nach stammen die Steine aus den Brüchen zu Haimendorf, Diepersdorf und Neunhof-Simonshofen¹¹. Die Umfassungsmauer hat eine Stärke von 2–2,5 m. Zum Hof hin ist die Wand des Palas noch 1,65 m dick. Sie wird verstärkt durch drei kräftige Strebe Pfeiler am Nordflügel, denen wohl einer an der Hofseite des Ostflügels entsprach¹². In Gewölbehöhe des ersten Geschosses sind sie durch Stichbogen miteinander verbunden und tragen die nach außen gerückte Wand des obersten Stockwerkes. Auf der Hofseite entstanden so hohe Blendarkaden. Von den Fenstern des Wappensaales sind das südliche und das südöstliche noch in originaler Größe und Rahmung vorhanden. Die Fensterform und Größe des daneben liegenden Raumes läßt sich an dessen südlichem Fenster ablesen. Die Fenster des Kaisersaales sind alle verkleinert, an der Hofseite läßt sich die ursprüngliche Größe an den dort noch vorhandenen Gewänden erkennen. Sowohl der vor der nördlichsten Öffnung des Wappensaales liegende Aborterker als auch der große Ziererker am Mitteljoch des Saales sind heute verschwunden. Die Außenseiten der Mauern zeigen aber noch deutlich ihre Form. Der Erker des Saales war rippengewölbt, die Ansätze dieser Rippen sind innerhalb der Vermauerung noch zu sehen. Die Kragsteine, die ehemals den Aborterker am Wappensaal trugen, stammen deutlich erkennbar aus späterer Zeit, originale Spuren des Erkers zeigen sich aber außen am Mauerwerk. Wappen auch in der Leibung dieser als Erker gedeuteten Wandöffnungen lassen deshalb zumindest Zweifel aufkommen, ob es sich dabei um einen Aborterker aus der Erbauungszeit handelt.

Wie die hofseitigen Fenster des großen gewölbten Erdgeschoßraumes ausgesehen haben, kann nur noch vermutet werden. Originale Stichbögen verbinden auch hier die Strebe Pfeiler. Daß sich darunter nur mit Holzläden verschlossene, große torartige Öffnungen befanden, wie vermutet wurde, ist unwahrscheinlich. Das Mauerwerk ist hier so oft verändert worden, daß man die originale Form der Öffnungen nicht mehr erschließen kann. Am wahrscheinlichsten erscheinen kleinere, eher quadratische Öffnungen in der Achse der darüberliegenden Fenster des Saales.

Die Frage der Öffnungen hängt sehr eng mit der Nutzung dieses Raumes zusammen. Die Funktion der Räume im ersten Stock scheint nach der Literatur völlig klar: der große Saal als Officialraum, das größere Zimmer des Ostflügels als Audienzzimmer, das kleinere als Wohn- und Schlafzimmer des Kaisers. Doch hier stellt sich die Frage, warum gerade der privateste der Räume mit Wappen geschmückt gewesen sein sollte. Denn selbst wenn man voraussetzt, daß die Wände des Saales wie der sogenann-

¹⁰ Nach ihr trägt das Bauwerk wohl den Namen „Wenzelschloß“. Es ist aber nicht feststellbar, von wann diese Benennung stammt. Schweitzer sieht in der Statue ein Porträt Karls IV., das erst nachträglich als Hl. Wenzel gedeutet wurde.

¹¹ Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 10.

¹² Pläne, die den Zustand vor dem Anbau des Treppenhauses zeigen, liegen beim Landbauamt Nürnberg.

ten Herrenstube Malereien trugen (von denen sich keine Reste fanden), müssen diese doch immer hinter den plastisch gehauenen Wappen zurückgestanden haben. Die Wappen in diesem Raum, kombiniert mit der Figur des Hl. Wenzel, waren nicht nur Wandschmuck, sie waren eine Verkörperung des böhmischen Staates. Sollte sich das staatstragende Programm aber gerade in einem Raum befinden, der als privates Wohn- und Schlafzimmer des Kaisers angesehen wird?

Zwar scheint vordergründig die Anbringung des Aborterkers in diesem Raum für eine solche Nutzung zu sprechen, doch waren Aborterker auch an offiziellen Räumen gelegen. Es gibt keine Regel für ihre Anbringung. Dazu ist die originale Form dieses Erkers, wie oben erwähnt, gar nicht sicher. Das „Schlafzimmer“ des Kaisers könnte viel eher der daneben liegende hofseitige, ebenfalls gewölbte Raum gewesen sein, der zwar kleiner, aber mit 2,5 m Breite keinesfalls nur ein Flur war. Er war mit zwei Fenstern zum Hof hin geöffnet. Die Parallelität zu den mit Stammbäumen geschmückten Audienzzimmern in der Burg Karlstein und auf dem Hradschin spricht dafür, daß der mit dem staatspolitischen Wappenschmuck versehene kleinste der an der Außenseite liegenden Räume das offizielle Empfangszimmer des Kaisers war. Die Burg Karls IV. wies also eine ganze Folge höchst repräsentativ angelegter Räume auf, die schon als Vorform eines fürstlichen Appartements angesprochen werden können.

Der zweite Raum, dessen Nutzung nicht klar ist, ist der große gewölbte Raum des Erdgeschosses. Man will in ihm, oder zumindest in seinen östlichen Jochen, den Kirchenraum der Burg sehen¹³, doch nichts an den Gewölben in ihrer heutigen Form spricht dafür, daß der Raum ehemals geteilt war. Die vielfältige Unterteilung und Nutzung im Lauf der Jahrhunderte verhindert, daß man originale Wandspuren finden könnte. Daß der Raum vor der Bauuntersuchung übertüncht wurde, machte die Untersuchung des Mauerwerks und der Gewölbeansätze unmöglich. Sie erscheinen zum Teil erstaunlich modern (Abb. 6). Eine spätere teilweise Auswechslung wäre möglich, ist aber nicht zu beweisen. Man muß nach den Befunden von einem einheitlichen Raum ausgehen. Es könnten¹⁴ lediglich die durch Brand schwer geschädigten westlichen zwei Joche abgeteilt gewesen sein, doch wären sie dann nur über die Speisestreppe mit dem übrigen Gebäude verbunden gewesen und der übrige Raum hätte keine Feuerstelle gehabt. Es ist jedenfalls wahrscheinlicher, daß in dem Erdgeschoßraum die Dürnitz der Burg zu sehen ist. Die Besatzung der Burg Lauf war relativ groß¹⁵, so daß auch mit einem relativ großen Aufenthaltsraum zu rechnen ist. Hier, an der großen Feuerstelle der Westseite, war auch der Kochplatz der Burg. Daß in dem Raum vor dem Wappensaal eine separate Küche für den Kaiser gelegen hätte, wie man angenommen hat¹⁶, ist sehr unwahrscheinlich.

¹³ Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 10.

¹⁴ Schwemmer nimmt in seiner ersten Publikation an, daß es sich bei dem Gewölbe um eine Erneuerung nach den Schäden des 15. Jahrhunderts handelt, wiederholt dies aber im Inventarband nicht mehr. Daß das gesamte Gewölbe erst aus dem 15. Jahrhundert, oder, wie Schwemmer annimmt, sogar 16. Jahrhundert stammt, ist ausgeschlossen. Dazu ist die Verwandtschaft mit den Gewölben der Räume darüber zu deutlich. Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 15f.

¹⁵ Schwemmer gibt eine ständige Besatzung von 18 Mann an, ebenda 17.

¹⁶ Ebenda 10.

Offen bleiben muß die Frage nach der Burgkapelle. Der Raum über der Tordurchfahrt, von der Lage in der Burg als Kapelle möglich, scheidet wegen seiner unzureichenden Beleuchtung, Ausstattung und Erschließung aus. Er war nur über den Wehrgang zugänglich und hatte keine direkte Verbindung zu den Wohnräumen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß der relativ große Erker am mittleren Joch des Saales als Kapelle diente. Bei festlichen Gottesdiensten konnte dann der Saal selbst als Kirchenraum verwendet werden¹⁷.

In der Literatur wird davon ausgegangen, daß der Kaiser seine böhmischen Bauleute nach Lauf geschickt habe, um nach dem Vorbild seiner böhmischen Burgen auch Lauf auszubauen. Die Tatsache, daß die Rippenanfänger in der Katharinenkapelle der Burg Karlstein und im Wappensaal von Lauf sehr ähnlich sind, scheint diese These zu bestätigen. Doch gibt es gewichtige Einwände dagegen. Alle Burgen, die von Karl IV. in Böhmen errichtet wurden¹⁸, bestanden aus Bruchsteinmauerwerk mit glatten Eckquadern und unterscheiden sich damit ganz prinzipiell von der Laufer Burg mit ihrem Bossenquadermauerwerk. Auch im Innenausbau könnte der Unterschied kaum größer sein. Weder in Karlstein noch in der Prager Burg waren zu Karls IV. Zeiten die privaten Wohnräume oder die profanen Versammlungsräume gewölbt. Es sieht überhaupt so aus, als ob nur die jeweils in den Burgen befindlichen Kapellenräume eingewölbt waren¹⁹. In Lauf dagegen haben wir zwei übereinander liegende, in fünf Jochen gewölbte Säle und im ersten Stock zwei – ehemals drei – weitere durch Rippengewölbe abgeschlossene Räume. Damit stellt Lauf einen Burgentypus dar, der mit den böhmischen nicht verwandt ist. Woher kommen dann aber die Vorbilder? Wer waren die Bauleute und warum kam es zu einem so anspruchsvollen Ausbau der Laufer Burg?

Zur gleichen Zeit trat der Kaiser auch im nahegelegenen Nürnberg als Bauherr auf. Wenige Jahre zuvor hatte er am Hauptmarkt die Frauenkirche gestiftet, die wohl bei der Gesamtweihe 1358 auch weitgehend fertiggestellt war, also zu einer Zeit, als gerade an der Laufer Burg gebaut wurde²⁰. Die Beziehung dieses Kirchenbaues, sowohl der Architektur als auch der Skulptur, zur Kunst der Baumeisterfamilie Parler ist unbestritten. Es wird sogar angenommen, daß der junge Peter Parler vor seiner Berufung nach Prag hier tätig war. Es ist deshalb nicht allzu spekulativ, anzunehmen, daß aus diesem Kreis auch die Anregung für die anspruchsvollen Architekturformen der Laufer Burg kamen. Unter Peter Parlers Leitung wurde die Prager Burg für Karls

¹⁷ Tomáš Durdík vermutet, daß die Palastkapelle in Lauf in der Längsachse des Palas so angelegt war, daß sie den Abschluß des großen Saales im Obergeschoß bildete. Bei einer gemeinsamen Besichtigung der Laufer Burg stimmte er jedoch auch der Vermutung zu, im Erker des Saales den Kapellenraum zu sehen. Er nennt für eine solche Lage in seinem Beitrag zu böhmischen Burgkapellen auch andere Beispiele. Durdík, Tomáš: Die Kapellen böhmischer hochmittelalterlicher Burgen. In: Burg- und Schloßkapellen. Hrsg. von Barbara Schöck-Werner. Stuttgart 1995 (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung B, 3).

¹⁸ Das gilt selbst für Burg Karlstein, deren Bau unmittelbar voranging, für Kašperk 1356–61, Radyně und andere von Dobroslava Menclová genannten Burgen. Menclová, Dobroslava: České hrady [Die Böhmischen Burgen]. Bd. 2. Praha 1972, 63–68.

¹⁹ Ebenda 34–106.

²⁰ Bräutigam, Günther: Nürnberg als Kaiserstadt. In: Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. München 1978, 341.

Nachfolger Wenzel ausgebaut, ebenfalls mit gewölbten Räumen²¹. Mit der Prager Parler-Architektur läßt sich besonders der untere Saal mit seiner für eine Burg sehr ungewöhnlichen Ausformung in Verbindung bringen. Mit Dreistrahlen gewölbte Joche sind geradezu charakteristischer Bestandteil aller innovativen Gewölbe, die der Baumeister in Prag entworfen und ausgeführt hat²². Überkreuzte Grate an den Rippenanfängern, wie sie sich im unteren Saal finden, hat er auch bei dem Gewölbe des Altstädter Brückenturmes in Prag verwendet. Da dieser aber erst ab 1373 errichtet wurde, wären die Laufer Rippenanfänger älter und wohl das erste Beispiel dieser speziellen Form²³. Die zentralisierende Form des Saalschlusses im Obergeschoß ist mit Sicherheit als eine auf den Kaiser zu beziehende Hoheitsform zu verstehen und paßt auch in das Repertoire Prager Parlerischer Architektur. Gewölbeansätze, wie sie am Obergeschoß von Lauf und auf Burg Karlstein vorkommen, finden sich auch in den Resten der Kapelle der Burg in Buda, die – eine genaue Datierung ist offenbar nicht möglich – in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaut wurde. Gerevich, der die erst nach Grabungen gefundenen Reste 1958 vorstellte, bringt sie in engen Zusammenhang mit der Prager Parler-Architektur²⁴. Auch die Sandsteinfigur des Hl. Wenzel am Torturm gehört stilistisch in den Bereich der Parler-Kunst und ist wohl im Zusammenhang mit der Skulptur der Frauenkirche entstanden²⁵.

Aber weder in der Steinbearbeitung noch in den Detailformen läßt sich die Laufer Burg mit der Frauenkirche in Verbindung bringen, dazu sind schon die Bautypen von Kirchenbau und Wehrbau zu verschieden. Trotzdem gibt es enge Verbindungen zu Nürnberg. Die letzte Ummauerung der Stadt, 1346 begonnen und um 1400 fertiggestellt, erfolgte zur gleichen Zeit, in der auch in Lauf gebaut wurde²⁶. Die Nürnberger Stadtmauer weist das gleiche Bossenquadermauerwerk wie die Laufer Burg auf²⁷: verschieden stark hervortretende, ziemlich roh behauene Bossen mit einem breiten Randschlag. Auch die Verbindung der verstärkenden Strebebögen mit Stichbögen kommt an beiden Bauwerken vor (Abb. 3 u. 4). An der Stadtmauer liegt darauf der Wehrgang, in Lauf das zweite Obergeschoß auf der Hofseite des Nordflügels und ehemals wohl auch des Ostflügels. Sogar die Ausführung der Schräge, mit der das zweite Geschoß über die unteren auskragt, findet sich identisch auch an der Außenseite der Nürnberger Stadtmauer. Die Verbindung ist zu eng, als daß nur eine durch die zeitgleiche Entstehung bedingte Verwandtschaft anzunehmen wäre. Wahrscheinlich waren Nürnberger Werkleute mit dem Bau von Schloß Lauf beauftragt worden.

²¹ Líbal, Dobroslav: Der Königliche Palast. In: Die Parler und der schöne Stil. Bd. 2. Köln 1978, 621f. (Ausstellungskatalog).

²² Baumüller, Barbara: Der Chor des Veitsdomes in Prag. Berlin 1994, 52.

²³ Die Planung für den Brückenturm begann aber schon 1357, also parallel zu Lauf. Vgl. Líbal: Der Königliche Palast 627.

²⁴ Gerevich, László: Mitteleuropäische Bauhütten und die Spätgotik. Acta historiae artium 5 (1958) 240f. Abb. 3–5.

²⁵ Kraft/Schwemmer: Kaiser Karls IV. Burg und Wappensaal 14.

²⁶ Hofmann, Hans Hubert: Die Nürnberger Stadtmauer. Nürnberg 1967. – Schwemmer, Wilhelm: Die Stadtmauer von Nürnberg. Nürnberg 1944 (Führer zu großen Baudenkmalern 31).

²⁷ Fehring, Günther P./Ress, Anton: Die Stadt Nürnberg. 2. Aufl. bearb. v. Wilhelm Schwemmer. München 1977, 167 (Bayerische Kunstdenkmale 10).

Identische Steinmetzzeichen kommen an beiden Bauten vor²⁸. Die Stadtmauer des 14. Jahrhunderts wurde mit dem Spittlertor und der Mauer dort begonnen. 1346 waren diese Teile im Bau begriffen. Diese ersten Teile waren, wie die Mauern des Jahrhunderts davor, in Bruchsteinmauerwerk errichtet worden, der Wehrgang in Ziegelmauerwerk aufgesetzt. Der erste Turm östlich des Spittlertors wurde rund angelegt, der nächste noch so angefangen, sein Obergeschoß aber, wie alle folgenden Türme, viereckig aufgemauert. Dort wechselt auch die Technik des Mauerwerks: Im Bereich der Frauentormauer und südlich des Wörder Türleins sind nur die unteren Schichten der Mauer noch in rohem Bruchsteinmauerwerk, dann erfolgt der Wechsel zu dem charakteristischen Bossenquadermauerwerk. Wann dieser Wechsel genau erfolgte und wann welche Partien genau entstanden, ist nicht zu bestimmen; das Frauentor z. B. war 1388 fertiggestellt²⁹. In den Jahren, in denen in Lauf die Burg gebaut wurde, wurden also auch die im Mauerwerk entsprechenden Teile der Nürnberger Mauer errichtet.

Die Beobachtungen von Vladimír Růžek, daß die Wappen im kleinen Saal des ersten Stockes nach der Schreibweise der Namen wohl von tschechischen Steinmetzen eingehauen wurden, bleiben davon ganz unbestritten, denn wie dieser selber schreibt, ist die Anbringung dieses ungewöhnlichen Wandschmuckes unabhängig von dem Bau der Burg selbst in wenigen Monaten 1360/61 erfolgt³⁰. Ein Vorbild könnte der Palasbau der Burg in Eger gewesen sein, der in zwei Stockwerken gewölbte Säle hatte und darauf noch ein drittes Fachwerkgeschoß trug³¹.

Ein weiteres, die Bedeutung des Baues sicher steigerndes Motiv sind die zu mächtigen Blendarkaden verbundenen Strebepfeiler auf der Hofseite des Palas (Abb. 3). Elisabeth Plonner, die sich mit diesem Thema befaßt hat, kennt den Laufer Bau nicht. Nach ihren Angaben kommen in der Spätphase des Burgenbaues vor die Wohnbauten oder die Wehrmauern gelegte gemauerte Bögen vor, doch scheinen sie alle Wehr- oder Verbindungsgänge getragen zu haben³². Es finden sich aber in Lauf keine Spuren mehr, die auf hölzerne, auf Höhe der Saalfenster zwischen die Pfeiler gespannte Emporen schließen lassen. Die hofseitigen Arkaden scheinen in Lauf vor allem ein die Architektur repräsentativ steigerndes Motiv gewesen zu sein, gewissermaßen ins Profane übersetzte Strebepfeiler.

Was aber war der Anlaß für den Bau einer so anspruchsvollen Anlage in Lauf? 1353 erwarb Kaiser Karl IV. in seinem Bemühen, ein eigenes zusammenhängendes Territorium zu schaffen, neben Velden, Hohenstein und Hersbruck auch Lauf. In diesem sogenannten Neuböhmen hatte die Burg Lauf keine Funktion. Der politische und verwaltungsmäßige Mittelpunkt lag in Sulzbach, der militärische in der später völlig

²⁸ Die Steinmetzzeichen der Burg wurden bei der durch das Bayerische Amt für Denkmalpflege veranlaßten Bauaufnahme veröffentlicht, die Untersuchung der Stadtmauer hat gerade begonnen. Ist sie abgeschlossen, werden sicher noch genauere Aussagen möglich sein.

²⁹ Hofmann: Die Nürnberger Stadtmauer 26.

³⁰ Růžek: Česká znaková galerie.

³¹ Hotz, Walter: Pfalzen und Burgen der Stauferzeit. Darmstadt 1981, 87. Eger spielte im böhmischen Interessenfeld schon vor Karl eine wichtige Rolle, deshalb könnte sein Pfalzbau, wenn auch nur typenmäßig, als Vorbild gedient haben. Vgl. Seibt, Ferdinand: Karl IV. Ein Kaiser in Europa 1346 bis 1378. München 1978, 268.

³² Plonner, Elisabeth: Arkadenhöfe nördlich der Alpen. Entwicklungsgeschichte eines Typus in der Profanarchitektur. München 1989, 51–54.

zerstörten Veste Rothenberg³³. Lauf war aber sicher auch keine gegen die Reichsstadt gerichtete Burg, denn zwischen dem Kaiser und Nürnberg bestand, nachdem die Stadt ihm die Tore geöffnet hatte, ein vertrauensvolles Verhältnis. Auch scheint, das zeigen die fehlenden Schießscharten des Bergfrieds und die großen Fensteröffnungen des Palas auch zur Außenseite hin, die Wehrhaftigkeit der Burg nicht besonders ausgeprägt gewesen zu sein. Lauf wird gewöhnlich als Rastplatz zwischen Nürnberg und Prag bezeichnet³⁴, doch dazu lag die Burg zu nahe an der Reichsstadt. Aus mittelalterlichen Quellen weiß man, daß man in drei Stunden mit dem Pferd von Nürnberg nach Lauf reiten konnte. Das Argument der Wegesicherung wurde schon von Karl IV. verwendet, um den Landerwerb zu rechtfertigen³⁵. Als bloßer Rastplatz war die Burg auch zu anspruchsvoll angelegt. Nach ihrem gerade im Vergleich mit Karlstein und dem Hradschin prächtigen Ausbau, der auch den der Nürnberger Burg übertraf³⁶, hat die Burg in Lauf deutlich den Charakter einer kaiserlichen Residenz³⁷. Keine andere der vielen von ihm im sogenannten Neuböhmen erworbenen Burgen hat Karl in dieser Weise ausbauen lassen, und auch mit den in Böhmen selbst errichteten Burgen hat Lauf – wie oben schon erwähnt – keine Ähnlichkeit³⁸. Neue Überlegungen zur Funktion der Burg Lauf sind also nötig. Ferdinand Seibt hat die Ambitionen, die Karl mit diesem Gebiet, das „Umriss eines Staatsgebildes“³⁹ hatte, ausführlich geschildert. Gerade zu der Zeit, als die Burg in Lauf gebaut wurde, suchte sich der Kaiser durch eine gezielte Heiratspolitik mit den zollernschen Burggrafen deren Territorium zu sichern, das er mit seinem Gebiet vereinigen wollte. Er hat seine beiden Söhne, nur wenige Wochen alt, mit zollernschen Prinzessinnen verlobt⁴⁰. In diesem neu zu schaffenden Territorium, das eine Vormachtstellung in Franken erreicht hätte, wäre der Wenzelsburg in Lauf wohl die Rolle einer Residenz zugekommen, zumindest die einer zentralen, repräsentativen Anlage. Die Bestimmung für ein Territorium, dessen Endform noch gar nicht festgelegt war, könnte auch die weitgehend unausgeführten Schlußsteine der Anlage erklären. Es erklärt aber vor allem die anspruchsvolle und bedeutende Form, für die Anregungen aus dem französischen Burgenbau wohl ebensowenig wichtig waren wie solche aus dem Parlerkreis.

³³ Sturm: Des Kaisers Land in Bayern 210.

³⁴ Schnellbögl, Fritz: Die „Pfalz“ Lauf. Jahrbuch des Instituts für fränkische Landesforschung 19 (1959) 389–393.

³⁵ Seibt: Karl IV. 271.

³⁶ Damit ist in allen Fällen natürlich nicht die Größe der Gesamtanlage gemeint, in der Lauf hinter allen genannten Beispielen zurückbleibt, sondern (wie oben geschildert) die Kombination der überwölbten Räume, die, verbunden mit dem Arkadenmotiv, hohen repräsentativen Anspruch bedeuten.

³⁷ Residenz ist hier nicht gemeint als verwaltungstechnischer und politischer Mittelpunkt eines Territoriums, sondern als „bauliche Struktur, die die herausragende Würde und Stellung des Herrschers repräsentiert“. Dazu vgl. Melville, Gert: Herrschertum und Residenzen in Grenzräumen mittelalterlicher Wirklichkeit. In: Fürstliche Residenzen im spätmittelalterlichen Europa. Sigmaringen 1991, 9–73.

³⁸ Zu den anderen Burgen in „Neuböhmen“ vgl. Seibt: Karl IV. 277. – Sturm: Des Kaisers Land in Bayern 209.

³⁹ Gerlich, Alois: Frankens Territorialmächte zwischen Bayern und Böhmen. Handbuch der bayerischen Geschichte 3. Hrsg. v. Max Spindler. München 1971, 170–180.

⁴⁰ Seibt: Karl IV. 273.

ABBILDUNGEN

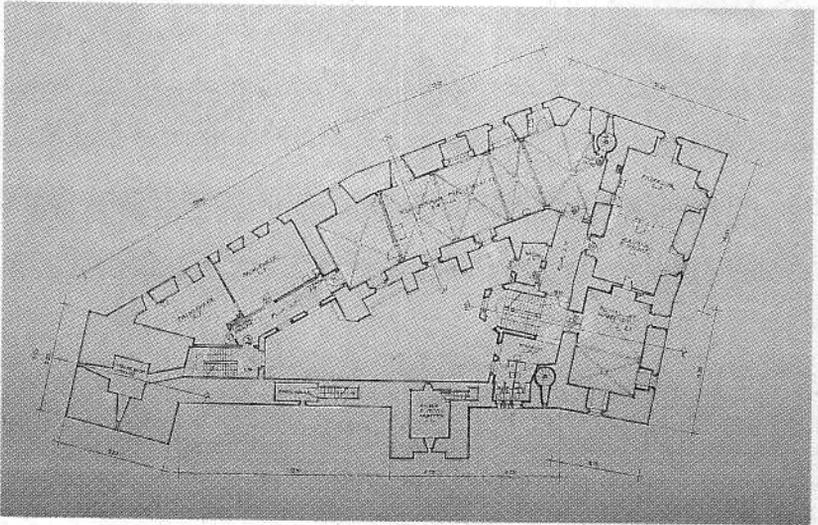


Abb. 1: Grundriß des ersten Obergeschosses nach der Wiederherstellung
Plan des Landbauamts Nürnberg

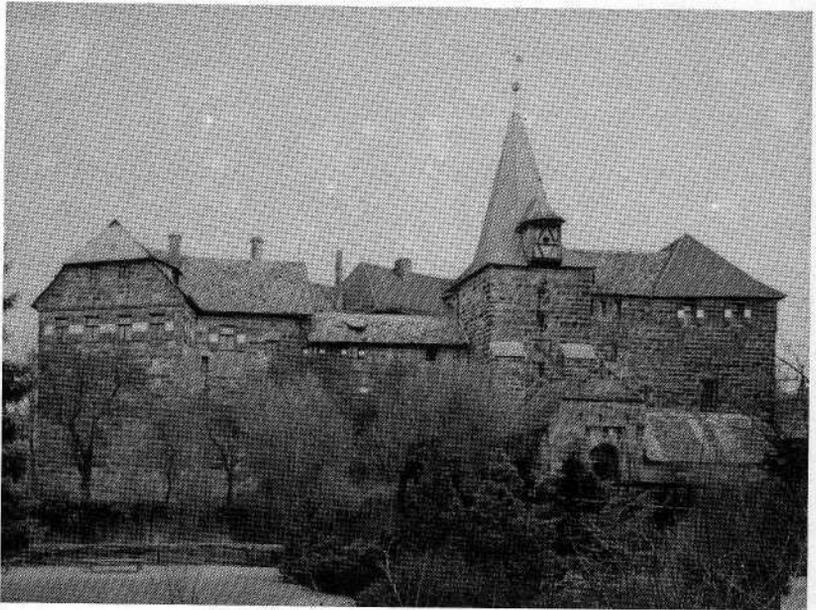


Abb. 2: Ansicht von Süden. Auf der linken Seite steht der Stumpf des Bergfrieds, in der Mitte der Torturm mit der Figur des Hl. Wenzel (Foto: Stadtarchiv Lauf)



Abb. 3: Blendarkaden an der Hofseite des nördlichen Saalbaues
(Foto: Stadtarchiv Lauf)

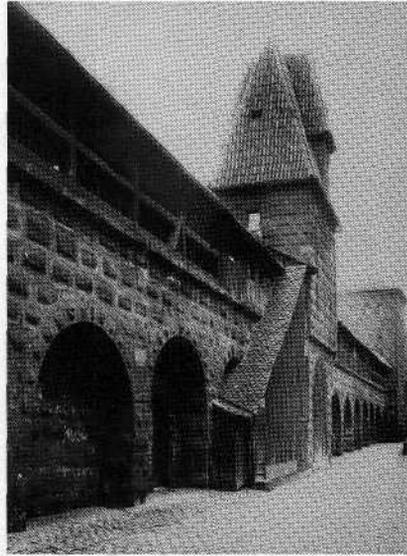


Abb. 4: Nürnberg, Frauentormauer, Innenseite mit Blendarkaden
(Aufnahme 1921, Bildstelle der Stadt Nürnberg)



Abb. 5: Mittelstütze im Erdgeschoß des nördlichen Saalbaues
(Foto: Schock-Werner)

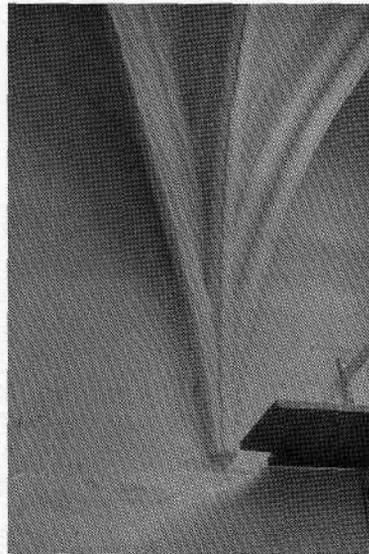


Abb. 6: Gewölbeabsatz im Erdgeschoß des nördlichen Saalbaues
(Foto: Schock-Werner)

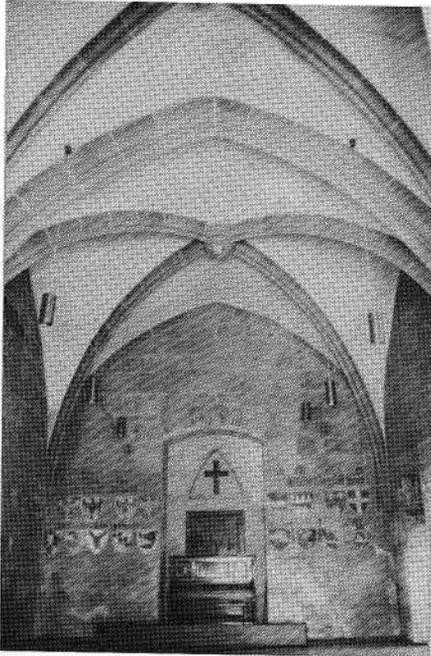


Abb. 7: Wappensaal. Westwand mit dem ehemaligen Eingang
(Foto: Schock-Werner)

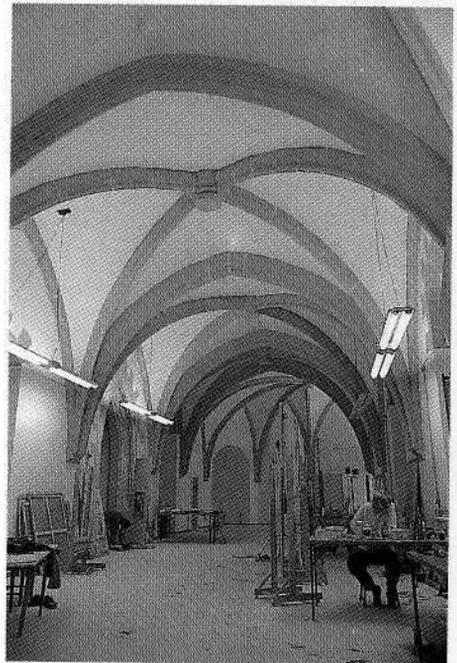


Abb. 8: Kaisersaal. Auf der linken Seite die Bogenöffnung zum ehemaligen Kapellenerker
(Foto: Schock-Werner)

A BRIEF HONEYMOON IN 1564–1566:
THE UTRAQUIST CONSISTORY
AND THE ARCHBISHOP OF PRAGUE

By Zdeněk V. David

The purpose of this study is to assess the distinctive status of the Bohemian Church half a century after the onset of the Protestant Reformation in light of the historians' doubts about the viability of its centrist position. The object is to take a measure of its stability and soundness as it continued to steer its *via media* with respect to both Lutheran Protestantism and the Roman Church at one of the crucial junctions in its development, namely at its confrontation with the restored Roman Archbishopric of Prague in the 1560s. The processes of the Archbishopric's restoration, as well as of gaining the papal permission for lay communion *sub utraque* in Bohemia, have been meticulously covered, most recently by František Kavka and Anna Skýbová¹. What remains obscure is the institutional and, especially the doctrinal, response of the Utraquist Church to these events. The topic merits an examination, particularly in view of the historians' claims that the archiepiscopal appointment spelt an effective ecclesial end of Utraquism with one wing drawn to Luther's teachings and the other toward a merger with the Roman Church².

Ordination of Utraquist Clergy: 1539–1561

First let us examine the genesis of the concept of a Roman Archbishop in Prague from the Utraquist perspective. During the sixteenth and into the seventeenth century the Utraquist Church maintained an unshakable attachment to the ecclesiastical principle of apostolic succession³. This stance related integrally to the Utraquists' empha-

¹ Kavka, František/Skýbová, Anna: Husitský epilog na koncilu tridentském a původní koncepcí habsburské rekatolizace Čech [The Hussite Epilog at the Council of Trent and the Original Habsburg Concept of the Recatholicization of Bohemia]. Prague 1968 (Práce z dějin Univerzity Karlovy 8).

² See, for instance, Němec, Ludvík: Utraquists. *New Catholic Encyclopedia*. Vol. 14. New York 1967, 505. – Novotný, Václav: Náboženské dějiny české ve století 16. [Czech Religious History in the Sixteenth Century]. In: Česká politika. Ed. Zdeněk V. Tobolka. Vol. 1. Prague 1906, 620. – Kroess, Alois: Geschichte der Böhmisches Provinz der Gesellschaft Jesu. Vol. 1. Vienna 1910, 212f. – Dokulil, Miloš: Ve věci tolerance [In the Matter of Toleration]. Brno 1995, 123 (Spisy Pedagogické fakulty Masarykovy univerzity 60). – Id.: Meditace nad tolerancí [Meditation about Toleration]. *Sborník prací Filozofické fakulty Brněnské univerzity* B42 (1995) 30.

³ On the principle of apostolic succession see, for instance, Molnar, Enrico: The Catholicity of the Utraquist Church of Bohemia. Sewanee, Tenn. 1959, 3–5. – Krofta, Kamil: Boj o kon-

tic allegiance to the liturgical and sacramental practices of the medieval Church, particularly the mass and the eucharist which represented the centerpieces of their worship. The liturgy and the sacraments depended for their validity on priests who received ordinations from canonically consecrated bishops. Thus the Church observed the traditional, essentially Roman, liturgical Christian year, as well as the traditional form of the mass which it frequently celebrated. The Utraquists preserved virtually all the components of the Roman mass, namely, the Introit, the Kyrie Eleison, the Gloria, the Epistle, the Alleluia with the Gradual, the Sequence, the Gospel, the Creed, the Offertory, the Preface, the Sanctus, the Canon of Consecration, the Lord's Prayer, the Agnus Dei, Communion, and Benediction. The liturgical year of the Utraquists followed the traditional Roman temporal cycle, as well as the more subordinate sanctoral cycle⁴. Utraquist priests also said masses for the dead⁵. Both Czech and Latin were employed as liturgical languages. In 1525, 1539, and again in 1549, the Church formally affirmed against the Lutherans its adherence to the seven sacraments recognized by the Roman Church⁶.

The Utraquist insistence on ordinations by canonical bishops has puzzled Protestant and secular historians who tended to see in it an unwillingness to break a useless, if not harmful habit, or a spirit of residual servility to the Roman ecclesiastical establishment, or a response to the demands of the Habsburg kings⁷. The reasons, however, were not deviant or sinister, but traditionally theological. The transmission of sacramental power depended on a historically uninterrupted transmission of the apostolic office. In the Utraquists' view, without this basis of apostolic succession there were no valid sacraments, no true church, no real Christian life. Lacking their own authentic hierarchy, once Archbishop of Prague, Konrad of Vechta, who joined the Bohemian Reformation, had died in 1431, the Utraquists relied for the ordination of their priests on itinerant bishops from Italy who occasionally had taken up residence in Bohemia during the fifteenth century. Subsequently, after the turn of the

sistoř pod obojí v letech 1562–1575 a jeho historický základ [The Struggle for the Utraquist Consistory and Its Historical Foundation]. *ČČH* 17 (1911) 412f.

- ⁴ On the Utraquist liturgy see Molnar: The Catholicity of the Utraquist Church, 6–8. – Holston, David R.: On the Evolution of the Utraquist Liturgy: a Precursor of Western Liturgical Reform. *Studia Liturgica* 25 (1995) 63–66. – Borový, Klement: Jednání a dopisy konsistoře katolické i utrakvistické [The Proceedings and Correspondence of the Catholic and Utraquist Consistories]. Vol. 1. Prague 1868, 133. – Artykulowe a snessenij Kněžstva pod obogij Spuosobau: Leta Bozijho MDXXXIX [Articles and Resolutions of the Utraquist Clergy: The Year of the Lord 1539], held by the National Library in Vienna under the notation: *Articuli Conciliabuli sub utraque specie communicantium. Bohemice et latine. S.l., 1539; signatura: 24 M 56, p. 15.*
- ⁵ Zápisky kněze Václava Rosy [The Notes of Priest Václav Rosa]. Ed. Ferdinand Menčík. Vienna 1879, 23. – Pažout, Julius: Jednání a dopisy konsistoře pod obojí způsobou přijímajících, 1562–1570 [The Proceedings and Correspondence of the Consistory for the Communicants in Both Kinds, 1562–1570]. Prague 1906, 437.
- ⁶ Borový: Jednání a dopisy, vol. 1, 10–13, 250, 260–262, and Bílejovský, Bohuslav: Kronyka Církevní [Ecclesiastical Chronicle]. Ed. Josef Skalický (pseudonym for Josef Dittrich). Prague 1816, 98.
- ⁷ See, for instance, Krofta: Boj o konsistoř podobojí, 409.

century, Utraquist candidates were sent abroad at great expense (most often to Venice) to obtain major orders from cooperating prelates⁸.

A major problem developed in 1543 when Dionysius de Franciscis, a Greek Bishop under Roman jurisdiction, who regularly ordained Utraquists in the monastery of Sancta Maria del Horto⁹, was removed from Venice on papal orders. Not finding Dionysius in Venice, three candidates turned for ordination to a Latin-rite bishop, and on 23 May had to obtain absolution from the Consistory for the reception of communion *sub una*¹⁰. In response to this predicament, an assembly of the clergy and estates *sub utraque* proposed to elect an Archbishop of Prague locally, and to ask the king to secure a papal approval for his consecration¹¹. For the meantime Ferdinand I was asked to induce the bishops of Olomouc to perform the ordinations, as the *Compactata* had stipulated, but in fact the bishops had traditionally declined to comply¹². Bishop Jan Dubravius (1541–1553) followed his precursors' example in refusing to ordain Utraquist priests despite the formal request of the Bohemian Diet of 15 June 1543¹³, although otherwise he maintained correct relations with the Utraquists and did not interfere with the jurisdiction of the Administrator. His advice was to seek an Archbishop for Prague in connection with the forthcoming Council of Trent which would at long last open in December 1545¹⁴.

In February 1544, Ferdinand I helped to remove the obstacles to the ordination of Utraquist clergy in Venice¹⁵. Bishop Titus Cheronensus, also at Sancta Maria del Horto in Venice, apparently replaced Dionysius. On 30 March 1549 the Consistory sent him a request for holy oils, accompanied by a gift of twelve knives. The bishop's desire for a good and elegant horse [bonum equum et elegantem], however, could not be fulfilled a year later¹⁶. The Consistory's records show that between 1539 and 1555

⁸ Concerning the high cost of travel to Italy, see Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 205. The Brethren, who were less squeamish about jurisdictional boundaries, had sought ordinations in the fifteenth century also from Eastern Orthodox, or even Armenian, bishops in eastern Poland and Moldavia; see *Akty Jednoty bratrské* [The Documents of the Unity of Brethren]. Vol. 1. Ed. Jaroslav Bídlo. Brno 1915, 327.

⁹ Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 161.

¹⁰ Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 189. – Tomek, Václav V.: *Dějepis města Prahy* [A History of the City of Prague]. Vol. 11. Prague 1897, 235.

¹¹ Tomek: *Dějepis města Prahy*, vol. 11, 236.

¹² *Ibid.*, vol. 11, 239.

¹³ Pečinka, František V.: *Dějiny města Kroměříže* [History of the Town of Kroměříž]. Vol. 1. Kroměříž 1913, 270f.

¹⁴ In August 1544, Dubravius admonished the Consistory to seek an Archbishop in agreement with the Council of Trent in his letter, *Ad collegium Pragense de ecclesiae oeconomia epistola*. In Ioanis, *Dei gratia episcopi Olomucensis, In psalmum ordine quintum ecclesiae deprecantium typum gerentem, cuius initium est: Verba mea auribus percipe, Domine, enarratio* ... Prostějov 1549. See also *Rukověť humanistického básnictví v Čechách a na Moravě* [A Guide to the Humanist Poetry of Bohemia and Moravia]. Ed. Josef Hejnic and others. Vol. 2. Prague 1966, 76.

¹⁵ Kavka/Skýbová: *Husitský epilog*, 30–31. – Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 191.

¹⁶ Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 244. The request was repeated on 26 June 1549, *ibid.*, 248. As to the horse, the Consistory wrote on 2 September 1550 that such beasts were not native to Bohemia, and had to be imported from "Muscovy, Russia, or Prussia." *Ibid.* 285. The Consistory again asked for the oils on 10 March 1551 with a gift of six ducates. *Ibid.* 297.

altogether more than 170 Utraquist priests were ordained in Venice¹⁷. In the meantime, on 2 May 1548 the Consistory had likewise appealed to the bishop of Vienna, Friedrich Nausea (c. 1496–1552), also since 1534 a court preacher and councillor of Ferdinand I, to ordain five candidates to priesthood, and – like certain bishops in Italy – waive the requirement of communion *sub una*. At least four priests were ordained by this prelate in 1550 and 1551¹⁸. František Tischer notes that in 1555 Ferdinand I induced Bishop Marek Kuen of Olomouc to ordain priests in Prague. It is not clear, however, whether the priests were Utraquist or Roman¹⁹.

Conversions of Roman priests also provided a steady streak to augment the ranks of Utraquist clergy. At least twenty-seven such converts originally ordained by bishops in Cracow, Esztergom, Poznań, Slupsk, Vienna, Wiener Neustadt, and Wrocław, are on record as joining the Utraquist priesthood from 1539 to 1555. Inasmuch as the Utraquist Church was charged with sheltering runaway monastics, it should be noted that only seven in our sample were formerly monks²⁰. There was also some movement in the opposite direction²¹. On the whole, however, – contrary to the view of Václav Novotný²² – the existing system of recruitment seemed to provide a sufficient number of Utraquist clergy. In 1566 Archbishop Brus would even complain that the Consistory had more priests than it could accommodate in parishes under its own jurisdiction²³.

Nevertheless King Ferdinand I wished to transcend the improvised arrangements for Utraquist ordinations, and promised in 1545 to secure the appointment of a regular Archbishop in Prague who would be in communion with Rome, yet who would be authorized to ordain Utraquist clergy. The pattern for this unusual, even somewhat

¹⁷ Janáček, Josef: Dějiny české. Doba předbělohorská [Czech History. The Pre-White Mountain Period]. Vol. 1, Part 1. Prague 1971, 264. – Holton, David R.: Church or Sect? The Jednota Bratrská and the Growth of Dissent from Mainline Utraquism. *Communio viatorum* 38 (1996) 26, n. 77. – Borový: Jednání a dopisy, vol. 1, 129, 136f., 153f., 157, 161.

¹⁸ Borový: Jednání a dopisy, vol. 1, 224f., 238f. Concerning ordinations, see documents of 22 August, 24 October 1550, 7 January, and 15 June 1551, *ibid.* 284, 289, 293, 299.

¹⁹ Tischer, František: K dějinám sporu arcibiskupův Pražských o právo metropolitní nad biskupy Olomouckými v XVI. století [Apropos the History of the Contest of the Archbishops of Prague for a Metropolitan Right over the Bishops of Olomouc in the Sixteenth Century]. *Česká společnost nauk. Věstník. Třída filosoficko-historicko-jazykozpytná* (1905) 2.

²⁰ For secular priests, with the number of individuals (if more than one) indicated in brackets following the page number, see Borový: Jednání a dopisy, vol. 1, 129, 160, 163, 181, 214f. [3], 221 [2], 242, 301, 302, 305, 314, 316f., 318, 325f. [2], 329 [2]; for monks, *ibid.*, vol. 1, 195, 211, 222, 248, 316, 330 [2].

²¹ A notable priestly defector from Utraquism to the Roman Church was Václav Hájek of Libočany, author of a monumental *Kronika česká* [The Czech Chronicle], 1541. The Utraquist Consistory referred to him as an “apostate,” but it did approve the book’s publication; see Jireček, Josef: *Rukověť dějinám literatury české* [A Guide to the History of Czech Literature]. Prague 1875, 219. For other cases of defection from Utraquism see Borový: Jednání a dopisy, vol. 1, 214. – Pažout: Jednání a dopisy, 43, 260, 334f.

²² Novotný: *Náboženské dějiny české ve století 16.*, vol. 1, 608.

²³ Borový, Klement: Antonín Brus z Mohelnice, arcibiskup pražský. *Historicko-kritický životopis* [Antonín Brus of Mohelnice, the Archbishop of Prague. A Documented Critical Biography]. Prague 1873, 186.

bizarre, arrangement began to emerge at the Bohemian Diet of August 1545 when the estates, both *sub utraque* and *sub una*, jointly asked for a bishop who would ordain priests, suggesting a Roman prelate, Jan Horák, who served as preceptor of young Archdukes and as provost of Litoměřice. According to the Utraquist theory (in relation to Rome) this bishop would have a very narrow role, essentially ordaining the priests, but the power of appointing them to specific churches, and administrative and judicial jurisdiction over their respective clergies would belong mainly to the Utraquist and the Roman consistories²⁴. It was in a way a revival of the arrangement maintained under Archbishop Konrad of Vechta at the dawn of Utraquism, when the prelate was restricted to ordaining clergy, while the actual governance of the Church was entrusted to the Administrators. Presumably a similar pattern prevailed with the three Roman bishops who resided in Bohemia to serve the Utraquists in the fifteenth century²⁵. This arrangement more or less replicated the Utraquist view of the ecclesiastical establishment at its highest level: While the papal judgment could not be admitted in the matter of governance, the pope's sacerdotal power was indispensable for a proper ecclesiastical functioning. The exclusion of papal administrative and judicial jurisdiction as far as the Church of Bohemia was concerned dated to 6 January 1436, and was reaffirmed by the estates *sub utraque* on 17 March 1547 by arguing that the exercise of papal authority had caused considerable harm to the country from judicial murders to massive invasions by marauding crusaders under Pope Martin V, and the efforts to depose the Utraquist King George of Poděbrady by Pope Paul II (reminiscent of the papal efforts to depose Queen Elizabeth of England a century later)²⁶. As if to underscore the harm done by the papacy to the Bohemian cause, the scathing denunciations of Utraquism by Pope Paul II (1464–1471) appeared in Prague in Czech translation in the year of the Bohemian Diet's debates on papal authority²⁷. An illustrative analogy of the Utraquist stand on the papacy may be that of the eighteenth-century British monarch who would be expected to reign, but not to rule. The Utraquists expected the Bishop of Rome to sanctify, but not to govern. Such a view of the papacy likewise resembled the stances of Marsilius of Padua in his famous *Defensor pacis* (1324), and of William of Ockham in his *Octo quaestiones super potestate ac dignitate*

²⁴ Sněmy české. Vol. 1. Prague 1877, 633. – Krofta: Boj o konsistoř podobojí, 188f. – Kavka/Skýbová: Husitský epilog, 30f.

²⁵ On the three bishops, see HOLETON: Church or Sect, 26. This pattern also prevails in modern Moravian Church, the descendant of the Unity of Brethren. The function of each of the provincial bishops is to ordain priests, while the administrative power is vested in a synod which elects for its exercise a Narrow Council of three; see Jednota bratrská. Katolický týdeník, 9 March 1997, 4.

²⁶ Šmahel, František: Husitská revoluce [The Hussite Revolution]. Vol. 4. Prague 1993, 100f. For Sigismund's decree of 1436 see Archiv český. Vol. 3. Prague 1844, 427–431. – See also Eberhard, Winfried: Konfessionsbildung und Stände in Böhmen, 1478–1530. Munich 1981, 44f. – For the resolution of 1547, see Sněmy české. Vol. 2, 156f. Elizabeth was excommunicated by the bull *Regnans in Excelsis*, issued by Pope Pius V on 25 February 1570.

²⁷ Paulus II., Pope: Odsudek víry. Prague (Severýn), 1547. On his campaign to depose George of Poděbrady see, for instance, Odlóžilík, Otakar: The Hussite King. Bohemia in European Affairs, 1440–1471. New Brunswick, N.J. 1965, 161–189.

papali, or *De potestate pontificum et imperatorum* (between 1339 and 1342), either of whom may have influenced Wyclif²⁸.

It might then be concluded that an outcome, which would not provide a regular governing bishop for the Utraquists, was seen by the Utraquist Church not just as an emergency measure dictated by necessity, but rather, on the whole, as an acceptable, or even preferable, solution. The absence of such a functionary would permit the settling of ecclesiastical governance in the customary neighborly, almost a homey, spirit which had developed over the last century and a half. On the contrary, the emergence of governing bishop, a monarchal figure dependent on the wishes of the Curial *nomenklatura*, would tend to unbalance this established, and reasonably effective, organization of authority. The proposed Utraquist solution would also be consistent with the traditional opposition to the Caesarian clergy stemming from the fourteenth-century reformatory (partly Wyclifite) roots of Utraquism, and with the early course of the Bohemian Reformation with its determination to thwart the exercise by papal juridical and administrative power in Bohemia. This principle was tested in a modified, yet dramatic, form in 1505 when Philip of Sidon the resident Italian bishop serving the Utraquists, wished to declare an interdict in Prague because of a priest's arrest by the town government. Pavel Žatec, the Utraquist Administrator, assisted by his predecessor Koranda, overruled the bishop's anathema which was a weapon in the Roman Church's arsenal, particularly distasteful to the Utraquists, reminding them, as it did, of the church's heavy-handed proceedings against the Bohemian Reformation in the fifteenth century²⁹.

The assertion that the failure to receive a regular bishop and become fully integrated into the hierarchical structure of the Roman Church could be viewed as a defeat for Utraquism only by those historians who postulated the existence of an unlikely "Old Utraquism," namely of a movement yearning to be fully fused with the Roman Church, if only the „technicality“ of communion *sub utraque* were granted by the Roman curia³⁰. In fact, the Utraquist stand contradicted the entire concept of the medieval monarchist power structure of the papacy. Nothing short of renouncing this

²⁸ Kaňák, Miloslav: John Viklef. Život a dílo anglického Husova předchůdce [John Wyclif. The Life and Work of Hus's English Precursor]. Prague 1973, 80. – See also Ockham, William of: A Short Discourse on the Tyrannical Government over Things Divine and Human, but Especially over the Empire and Those Subject to the Empire, Usurped by Some Who Are Called Highest Pontiffs. Ed. Artur S. McGrade. Trans. John Kilcullen. New York 1992, originally written in the 1340s. On the relationship between Hus and Marcilio, see De Voogt, Paul: L'hérésie de Jean Huss. Vol. 2. Ed. 2. Louvain 1975, 587f.

²⁹ Krofta, Kamil: Václav Koranda mladší z Nové Plzně a jeho názory náboženské [Václav Koranda the Younger of Nová Plzeň and His Religious Views]. In his Listy z náboženských dějin [Studies of Religious History]. Prague 1936, 258.

³⁰ For a description of this essentially artificial construct see, for instance, Odložilík, Otakar: Utravistická postilla z r. 1540 [The Utraquist Homiliary of 1540]. Věstník České společnosti nauk (1925) 24f. – The one significant figure, who might actually qualify as an "Old Utraquist" by this definition, could be the above mentioned Havel Gelastus Vodňanský, who died in 1577 surrounded by Jesuit fathers and fully reconciled to the Roman Church, without, however, renouncing his allegiance to the communion *sub utraque*. See Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 59. – Kroess: Geschichte der Böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu, vol. 1, 212.

power apparatus by the papal establishment would satisfy the Utraquist reformist stance. Moreover, the Utraquist concern for ecclesiastical reform was not confined to the national sphere, but in its ecumenicism embraced the entire Western Christendom.

In 1556 the Utraquist type of solution, concerning the dispensation of episcopal power, received another impetus from consultations between the Lieutenant of Bohemia, Ferdinand I's son Archduke Ferdinand, and the highest officials of the Land, the judges of the Court of the Land, and the members of the Royal Council. These dignitaries collectively urged the appointment of a bishop in Bohemia who – like the bishop in Venice – would be authorized by the pope to ordain priests both *sub una* and *sub utraque*. Thus more priests could be placed in office because of lesser expense³¹. In January 1558, Ferdinand I himself repeated his promise to intervene in Rome for the appointment of such a bishop³². The system, originally proposed by the Utraquists and endorsed by Ferdinand I, would be actually tested with the restoration of the Roman archbishopric of Prague in 1561 that promised to furnish once again a Roman prelate who would ordain Utraquist clergy in Prague. In that year the pope approved the appointment of Antonín Brus (1561–1580) as the Roman Catholic Archbishop of Prague³³.

Testing Lutheran Ideas

Before proceeding to explore the confrontation of the Utraquists with the Roman Archbishop, let us examine the character of the Utraquist Consistory and the Bohemian Church it governed in the light of the dire predictions of the Church's imminent demise, voiced in the historical literature on Utraquism. As noted previously, in the mirror of conventional historiography, the Utraquist Church at this point was on the verge of disintegration, with one part just about to turn its back on Rome entirely, embracing the principles of Lutheranism, and another part – on the contrary – just about to be entirely coopted by the Roman Church.

Let us consider first the supposed turn toward Lutheranism. As in the 1520s and early 1540s, it was alleged that in the mid-1550s³⁴ the Utraquist Church strongly inclined toward embracing Lutheran doctrines and thus was ready to abandon its traditional *via media*. These assumptions rested largely on the allegations against the leadership of the Utraquist Church from priest Havel Gelastus Vodňanský, a member of the Consistory until 1554, who had contributed to the temporary deposition of Administrator Mystopol, accusing him in 1554–55 of adherence to errors and erring clergy³⁵. Despite an admonition from Ferdinand I in 1559, Gelastus continued periodically to voice charges against Administrator Matěj Dvorský, and against certain professors of the University of Prague, particularly for denying him the right to

³¹ Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 332–334.

³² *Sněmy české*, vol. 3, 7.

³³ See Kávka/Skýbová: *Husitský epilog*, especially 35–158.

³⁴ In 1549 the Consistory clearly adhered to the Articles of 1539, including the observance of fast, and celebration of feast days, see Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 250, 255.

³⁵ Krouta: *Boj za konsistoř podobojí*, 193, n. 2. – Tomek: *Dějepis města Prahy*, vol. 12, 62.

deliver lectures in theology³⁶. Finally in January 1562 Gelastus submitted to Ferdinand I a new complaint together with twenty-two clerical associates³⁷, accusing altogether twenty-three Utraquist priests as deviating from Utraquism and supporting Lutheran innovations³⁸. Among the latter were the three under consideration in the election of 1562 for Administrator: Matěj Lounský, Jan Mystopol, and Martin Mělnický. Incidentally a future Administrator, Jindřich Dvorský (appointed in 1572) was included among the accusers. Responding to Gelastus, the accused solemnly declared their orthodoxy, by affirming their adherence to the decisions of the Utraquist synods of 1421 and 1524. Kamil Krofta suggests that the endorsement of the decisions of 1524 implied an agreement with Lutheran principles³⁹.

Subsequently, however, Frederick G. Heymann, having examined the synodal articles of 1524, found them free of any specifically or peculiarly Lutheran doctrines⁴⁰. According to Krofta, Matěj Lounský was the least orthodox among the three candidates for the office of Administrator. This was based on Matěj's profession of faith in 1562 when he conceded that he qualified the belief in the assistance of saints, though he had not ridiculed their veneration. Matěj also admitted preaching against fasting, and against the belief in the Assumption of the Blessed Virgin Mary⁴¹. Thus for Krofta, Matěj was a less attractive candidate from Ferdinand I's point of view than was Mystopol despite Mystopol's earlier alleged interest in Lutheran doctrines, as well as the earlier accusations by Gelastus which had resulted in his removal from the administratorship in 1555⁴².

Were the allegations of Crypto-Lutheranism justified? It appears that the discussions within the body of Utraquist theologians, as reported in the substantive sources, moved safely within the established traditions and did not, in fact, cross the boundary toward outright Lutheranism. Thus the alleged transgressions did not involve the cardinal issues that would have moved the adherents into the Lutheran fold: the mass as a sacrifice, the distinct order of priesthood (nobody suggested that the Utraquist would depart from canonical ordination and accept the Lutheran-style ministry), the apostolic succession, or man's cooperation with grace in his salvation (or salvation through faith manifest in good deeds). Issues that were raised involved the degree of saints' veneration (including the litanies), clerical marriages, the character of fasting,

³⁶ Tomek: *Dějepis města Prahy*, vol. 12, 84, 93, 129–130. – Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 379.

³⁷ Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 386.

³⁸ Pažout: *Jednání a dopisy*, 1, gives the names of twenty-one of the accused.

³⁹ Krofta: *Boj za konsistoř podobojí*, 295–297. The response of the accused appears in *Antiqua et constans confessio fidei ecclesiae Christi in regno Boemiae et Marchianatu Moraviae, quam vulgo partem sub utraque sacramentum venerabile corporis et sanguinis dom. Jesu Christi communicantium appellant*. Intro. by Matěj Kolín z Chotěřiny. Prague 1574, f. B5 ((v)–C3(v)).

⁴⁰ Heymann, Frederick G.: *The Impact of Martin Luther upon Bohemia*. CEH 1 (1968) 119f.

⁴¹ Krofta: *Boj za konsistoř podobojí*, 298. – Winter, Zikmund: *Život církevní v Čechách: Kulturně-historický obraz v XV. a XVI. století* [Ecclesiastical Life in Bohemia: A Sketch of Cultural History in the Fifteenth and Sixteenth Centuries]. Prague 1895, 133.

⁴² Krofta: *Boj za konsistoř podobojí*, 300.

celebration of feast days, or the dogmatic character of the bodily assumption of Mary. None of those went beyond the bounds of traditional Christian orthodoxy, and thus were all negotiable without implying a commitment to the Lutheran stance. Moreover, the principal suspect, Matěj Lounský traced his caution about invocation of the saints to the early Utraquist tradition. This cautious, although not negative, attitude can be, in fact, documented by the pamphlet of Martin Žatecký, *Knížka proti ošemetné počtě pokryté Svatých*, originally published in 1517⁴³. Concerning his disbelief in the Assumption, Matěj pointed out correctly that the matter was still disputed by the Church doctors⁴⁴.

Raising subordinate or secondary issues of potential Lutheran significance in the 1550s and 1560s appears to have continued the efforts that had occurred in the 1520s and 1540s. The object was to respond to the challenges of the Protestant Reformation without disturbing the essential framework of Utraquism. Moreover, this inquisitive approach harmonized with the principle of the free teaching of the Word of God, enshrined in the basic confessional documents of Utraquism, especially the Four Articles of Prague and the *Compactata*. Not even Ferdinand I apparently considered the accusations by Gelastus and his associates particularly serious⁴⁵.

Another act that some might consider as evidence of the appeal of Lutheranism was the translation by Šimon Ennius Klatovský of Robert Barnes's *Vitae Romanorum Pontificum, quos Papas vocamus* (Basle, 1535), published in 1565⁴⁶. Barnes has, in fact, earned a reputation of an, almost notoriously, dedicated English Lutheran. He also holds the distinction of being one of the few Lutheran martyrs. The book, which attracted a particular attention of the Utraquists, however, focused on questioning the legitimacy and value of the historical exercise of the popes' authority, and its object was to bolster the Henrician rejection of papal supremacy as part of nascent Anglicanism. It did not concern any specifically Lutheran doctrines. The skepticism about the popes' governing function within the Church was, of course, also an angle of vision that the Utraquists had found traditionally congenial, and that would be eventually shared with the Anglicans: The same was true of Barnes's efforts to portray the exercise of temporal power by the popes as a basic reason for the decline of the Roman Church⁴⁷.

Moreover, the publication of Barnes's book in Czech was timed to coincide with the restoration of the Roman archbishopric in Prague and the implanting in Bohemia of the missions of those ardent champions of papal supremacy, the Jesuit fathers. Thus the Czech version of Barnes's work can be viewed as helping to mobilize theological resources by the Utraquists for the coming encounters with, and challenges of, the

⁴³ Žatecký, Martin: *Knížka proti ošemetné počtě pokryté Svatých* [A Book Against a Deceitful and Covert Veneration of Saints]. 2nd ed. Prague 1593.

⁴⁴ Winter: *Život církevní*, 133.

⁴⁵ Borový: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 388. – Pažout: *Jednání a dopisy*, 9–11. – *Sněmy české*, vol. 3, 156.

⁴⁶ Barnes, Robert: *Kroniky. A žiwotuow sepsání najwrchnejších Biskupuow římských jináč Papežow* [Chronicles. Biographies of the Supreme Bishops of Rome, Otherwise the Popes]. Trans. Šimon Ennius Klatovský. Nuremberg 1565.

⁴⁷ O'Day, Rosemary: *The Debate on the English Reformation*. London 1986, 10.

agencies of the Roman Church. The use of Barnes for such a purpose is further indicated by an addition to the translated text of an original section, presumably by Ennius, covering the period from Lucius III (1181–1185) to Pius IV (1559–1565), which emphasized particular Utraquist grievances against the popes, as well as against the General Councils of the period⁴⁸. Thus the Utraquist interest in Barnes probably should not be seen as stemming from a historical or theological connection with Luther or his heritage. Instead, the significance of this episode was to show the Utraquists imbibing from the same source as the germinating Anglicanism. It is significant in that regard that the Czech translation omits Luther's preface, which appeared in the original Latin editions of Barnes's history (1535 in Basel, and 1536 in Wittenberg). It contained Luther's characterization of the pope as Antichrist⁴⁹, a stand with which neither the Utraquists, nor the Anglicans would unequivocally associate. In the part that Ennius added to Barnes's original text, it is true that he praised both Luther and Melancthon, and took pride in Luther's lauding of Hus⁵⁰. Speaking respectfully of the founders of Lutheranism without endorsing their particular views was, however, fairly common in Utraquism. Above all, one can cite the praises of Luther and Melancthon in the 1540s in the works of that quintessentially orthodox Utraquist, Pavel Bydžovský⁵¹. As a parallel, praise for Luther or Calvin was also voiced by Anglican theologians, such as Jewel and Hooker, who were dedicated to the *via media* and, like the Utraquists, opposed to the full fledged Protestant reformation⁵². It is relevant to point out that Ennius likewise called "noble and learned" (*vznešený a učený*)⁵³ Thomas More with whom he must have had fundamental disagreements. After all More had sacrificed his life in defense of papal supremacy in its juridical form which would have been unacceptable (as distinct from a sacerdotal or pastoral form) to even the mildest of the Utraquists. Moreover, the Roman Bishop of Vienna, Friedrich Nausea, belonged among Ennius's patrons in the late 1540s during the latter's brief stay in the Austrian capital⁵⁴.

What was, however, of paramount significance was that when the dust had settled and the air had cleared, the Consistory clearly reaffirmed the Utraquist Church's continued adherence to its apostolic and sacramental roots, and its immunity to the Lutheran reforms in a letter to Maximilian II of 13 January 1570⁵⁵. The Consistory explicitly condemned the following propositions as erroneous and pernicious: (1) that faith alone justified and that good deeds had no bearing on salvation; (2) that the number of sacraments was limited to two only; (3) that Christian ministers did not differ significantly from laymen, lacking any God-given sacramental powers, or powers to

⁴⁸ See also Hejnová, Miroslava: *Barnesovy Kroniky a jejich české pokračování* [Barnes's *Chronicles and Their Czech Continuation*]. FHB 13 (1990) 588–592.

⁴⁹ Tjernagel, Neelak S.: *Lutheran Martyr*. Milwaukee, Wisc. 1982, 101.

⁵⁰ Barnes: *Kroniky*, f. 194(v)–195(r).

⁵¹ See David, Zdeněk V.: Pavel Bydžovský and Czech Utraquism's Encounter with Luther. *Communio viatorum* 38 (1996) 53–59.

⁵² David: Pavel Bydžovský, 57f.

⁵³ Barnes: *Kroniky*, f. 195(v).

⁵⁴ *Rukověť humanistického básnictví*, vol. 2, 103.

⁵⁵ Pažout: *Jednání a dopisy*, 435–438.

remit sins, or to reenact Christ's sacrifice in the mass; (4) that the eucharist should not be exhibited on altars or in processions; (5) that holidays and fasts historically ordained by the Church should not be observed; (6) that prayers for the dead practiced from the very inception of the Christian faith should be rejected; (6) that the liturgies sung in the holy general [*obecná*, i. e. catholic] Church from times immemorial should be abandoned, and should be arbitrarily replaced by currently composed hymns; and (7) that "the bishops are regular Anti-Christ's and [that] the priests who receive from them the office of holy priesthood, [are] Anti-Christ's priests"⁵⁶. Thus the governing body of the Utraquist Church unequivocally rejected once more point by point virtually all the cardinal provisions of the Augsburg Confession, each and every one of what Lutheranism proposed as the principal emendations of medieval Christianity.

Diplomatic Contests with the Archbishop, the Roman Curia, and the Jesuits

Let us now turn to the charges emanating from the other point of view, not that the leadership of the Utraquist Church was turning Lutheran, but to the contrary, that it was becoming coopted by the Roman Church. Negative images of the toadyism and submissiveness of Utraquist ecclesiastics to Roman prelates were sometimes based on misinformation, or on misinterpretation of common courtesy (deriving from the gentleness and reasonability of the *via media*), or – most likely – on misperception of negotiating tactics.

The charges of willingness to virtually fuse with the Roman Church have first of all centered on the initiatives of Ferdinand I in 1549. He then pressured the convocations of the clergy and of the estates *sub utraque* to reaffirm the points of agreement with the Church of Rome concerning liturgy and sacraments in order to pave the way for the episcopal appointment by the pope. Using the *Compactata* as a criterion, one of the demands was abandonment of communion of infants which the *Compactata* did not specifically approve, but left as an open issue. In response to this pressure the Utraquist Consistory indicated its good will, while at the same time unfolding its two-mode method of resistance applied to thwarting royal requests which could not be flatly contradicted. One mode was alibiing, namely seeking an excuse by reference to the intense opposition of the believers, making a change virtually unenforceable. The other mode was procrastination, promising a gradual change over an unrealistically long period of time⁵⁷ so that the communion of infants and other Utraquist deviations from the contemporary Roman Church would continue until the end of Utraquism in 1621⁵⁸. The critics have tended to take the excuses at face value, and have claimed that the leaders of Utraquism were, in fact, eager to merge with the Roman Church and only the fear of their flock's reaction kept them from doing so. They were portrayed as both cowards and deceivers, and the „people“ as heroes of the anti-Roman resistance.

⁵⁶ "... že biskupy žádají Antikristy a kněží, kteří od nich ouřad svatýho kněžství přijímají, Antikristovými kněžími býti soudí a praví." *Ibid.*, 437.

⁵⁷ *Sněmy české*, vol. 2, 604–618. – *Borový*: *Jednání a dopisy*, vol. 1, 251, 260–267. See also *Tomek*: *Dějepis města Prahy*, vol. 12, 220–229.

⁵⁸ *Krofta*: *Boj o konsistoř podobojí*, 387.

Such tactics of making promises, not intended to be kept, in order to gain desired concessions, were a common practice in the sixteenth century, and apparently not considered particularly reprehensible, though they may have shocked the nineteenth-century moralists and historians. The Roman Church, for its part, engaged in such devious tactics as a matter of course. Already the grant of the *Compactata* to the Utraquists was intended by Cardinal Palomar as a ruse to gradually make them fully conform to the Roman Church. As he said concerning the Czechs: "It is, therefore, necessary to deal with them with cleverness and a good subterfuge, like with a horse or a mule to be tamed. One has to deal with them affably, until the halter is placed on their neck."⁵⁹ Jan Rokycana as early as February 14, 1437 pointed out the duplicity of the Council of Basel in its dealings with the Utraquists, and he repeated these complaints in April and May of that year. Among the promises given to the Utraquists by the Council was consecration of Rokycana as archbishop, and the ordination of Utraquist clergy by the bishop of Olomouc. Neither promise was kept⁶⁰. Similarly Pius II abrogated the *Compactata* on March 11, 1462 on the pretense of their relevance, not for all times, by only to the generation of 1436⁶¹. No great devotee of Utraquism, Josef Pekař, nevertheless characterizes Pius II's act as „indeed, a true felony.”⁶² According to Karel Stloukal, the instructional manual for papal diplomats in the late sixteenth century “did not prohibit the nuncio to lie, only to let himself be caught lying.”⁶³ Thus the Utraquists played the customary diplomatic games with the archbishops, the nuncios and the Jesuits. It was almost a matter of each party trying to outwit the other⁶⁴.

An illustration of this tactic on the Roman side is also provided by a memorandum which Archbishop Brus sent to Emperor Ferdinand on 28 May 1563. The object was to outline a strategy for bringing the Utraquists in conformity with the Roman Church. According to this early statement the proposed ordination of Utraquist clergy by the Archbishop of Prague and other bishops of Roman obedience was to be used as a first step in overcoming the other obstacles to a full unity of which the most important were communion for infants and small children, veneration of Jan Hus as a saint, and the jurisdictional autonomy of the Utraquist Consistory. The Archbishop was aware of the difficulty of eliminating such distinctive marks not only because of the clergy's attitude, but even more because of the common believers' attachment to these practices. He suggested overcoming some of this resistance by means of a deception (*sancta aliqua deceptione*), for instance, by substituting for the veneration of Hus

⁵⁹ Cited by Hrejsa, Ferdinand: Dějiny křesťanství v Československu [History of Christianity in Czechoslovakia]. Vol. 2. Prague 1947, 271. – Bartoš, František M.: The Hussite Revolution, 1424–1437. Ed. John M. Klassen. Boulder, Colo. 1986, 109.

⁶⁰ Palacký, František: Obrana husitství [In Defense of Hussitism]. Trans. and ed. František M. Bartoš. Prague 1926, 56f.

⁶¹ Palacký: Obrana husitství, 58.

⁶² Pekař, Josef: Žižka a jeho doba [Žižka and His Times]. Vol. 3. Prague 1930, 324.

⁶³ Stloukal, Karel: Ke kritice Hlídky [About the Critique in Hlídko]. ČČH 33 (1927) 469–470.

⁶⁴ Concerning an earlier episode of such a duplicity in 1525, see Novotný: Náboženské dějiny české ve století 16., 592.

another Utraquist holiday that would be acceptable to the Roman Church, such as the Transfiguration on Mount Tabor⁶⁵. The Roman hierarchy would perpetuate this devious approach to solving the religious problems in Bohemia, as evident from the statement of the Archbishop of Prague, Johann Lohelius writing to the papal nuncio on August 22, 1614 about the Czechs: "This nation is by nature impetuous and wild, it cannot be overwhelmed by reasonable arguments, and if it is not overcome by goodness and kindness, it will become recalcitrant ..."⁶⁶ Secular, otherwise entirely respectable, rulers also routinely practised various forms of dissimulation. Thus Elizabeth I of England after her accession to the throne in 1559 sought to keep alive the expectations of a reunion of the English Church with Rome, but as John E. Booty points out such hopes were "based upon such tenuous evidence as rumors at court and abroad and the *deliberately misleading statements* [emphasis by Z. V. D.] which the Queen made to over-anxious ambassadors"⁶⁷.

One prominent episode of alleged near-fusion with the Roman Church was based on misinformation. The original claim on the basis of Johann Schmidl's eighteenth-century account⁶⁸ was that Administrator Mystopol's ties with the Jesuits (to whom he entrusted the education of two of his sons) and the Roman Archbishop went to the point of his unconditionally joining the Roman Church in 1572 and promising to take the entire Utraquist Church with him⁶⁹. Actually, Mystopol had been dead for four years by 1572, and apparently had no sons. According to reliable records his relations with the Jesuits was not only free of any seditious intent, but in general rather distant⁷⁰. What really happened was that Mystopol registered a boy, a remote relative or a servant, in the Jesuit school to learn music. The youngster recited poems with fellow pupils at the feast of Corpus Christi in May 1567. Somewhat earlier the Administrator met by chance two Jesuits in the office of the Royal Chancery, shook hands with them, and spoke politely about the boy, promising to visit the Jesuit rector in order to check on the youngster's progress⁷¹.

Another instance of erroneous attribution of Roman beliefs is in the case of Blažej Nožička of Votín, a prominent Utraquist layman, who in his *Knížka proti bludům* (1566) devotes much space to chastizing the Taborites and the Brethren for their theological errors⁷². In the typical Utraquist tradition he also denounces the Lutheran *sola*

⁶⁵ Pažout: Jednání a dopisy, 23–25. – Krofta: Boj o konsistoř podobojí, 386f. – See also Brus's memorandum of 21 April 1562, cited by Kavka/Skýbová: Husitský epilog, 69.

⁶⁶ Zoubek, Fr. J.: O věcech církevních na Poděbradsku, 1550–1665 [About Ecclesiastical Affairs in the Region of Poděbrady, 1550–1665]. ČNM 52 (1878) 58.

⁶⁷ Booty, John E.: Introduction. In: Jewel, John: An Apology of the Church of England. Ed. John E. Booty. Ithaca, N. Y. 1963, p. ix.

⁶⁸ Schmidl, Johann: Historia Societatis Jesu provinciae Bohemiae. Vol. 1. Prague 1747, 226, 229, 314.

⁶⁹ Later these allegations were applied to Administrator Dvorský; see Kroess, Alois: Die Unterwerfung des utraquistischen Administrators Heinrich Dworský von Helfenberg unter den katholischen Erzbischof Anton Brus im J. 1572. Zeitschrift für katholische Theologie 35 (1910) 702–712.

⁷⁰ Kroess: Geschichte der Böhmisches Provinz der Gesellschaft Jesu, vol. 1, 121.

⁷¹ Krofta: Boj o konsistoř podobojí, 300f.

⁷² Nožička z Votína, Blažej: Knížka proti bludům některým před tisíci lety odsouzeným

fide position⁷³. Catholic apologists have seized upon his praise for Ferdinand I for the latter's willingness to safeguard the freedom of communion *sub utraque* under the *Compactata*, and "to secure therefor a concession [*povolení*] from the highest Bishop."⁷⁴ However, this position was no different from that of the Utraquist decisions of 1539 and 1545. Furthermore, against the authoritarianism of the Roman Church, Nožička reaffirms the rule of reason, embodied in the Judge of Cheb of 1432, for the interpretation of the Christian tradition⁷⁵. The latter he sees expressed primarily in the definitions which were adopted thousand years earlier, and thus he implies a distinct skepticism – characteristic of Utraquism – about the papal and conciliar decisions which were proclaimed subsequent to the eleventh-century transformation of the papacy into an imperial and imperious power structure⁷⁶. In fact, when he defends traditional Christian rituals against Luther's challenges, he argues on the basis of patristic literature of the first millennium of the Christian era⁷⁷.

There is nothing in Nožička's position that would indicate his readiness to repudiate traditional Utraquism, or to view the bishop of Rome not as a pastor only, but also as a governor, judge, or commander. Catholic historians have also stressed the endorsement of Nožička's work by Archbishop Brus. One must, however, bear in mind that the book was written during the relatively brief honeymoon period between the Utraquist Consistory and the Archbishop in the mid-1560s. Brus then expected to entice the Consistory into fully rejoining the Roman Church, and the Utraquists assumed that Brus could be cajoled into supplying episcopal services while preserving the ecclesiological status quo. In his rejoicing over the appointment of Archbishop Brus, Nožička did not go beyond the sentiments, voiced by Administrator Mystopol, upon the ordination of twelve Utraquist priests in January 1566: "the entire Consistory rejoices greatly that God, the Lord, has deigned to turn to us and to our nation, so that what has not been for many years that this land would have its own archbishop, it has one now."⁷⁸

The most serious charge of fusion, an alleged agreement to merge fully with the Roman Church, was advanced by historians concerning the events of August 1566. Prior to ordaining thirty Utraquist priests on 13 August, the Archbishop insisted on promises, repeated before the Royal Lieutenant of Bohemia, Archduke Ferdinand, that the Consistory owed him obedience in view of his episcopal authority, and that it

[A Booklet Against Several Errors Condemned a Thousand Years Ago]. Prague 1566, f. B(r), Ciii(r), K(v), Kiii(r).

⁷³ Nožička: *Knížka proti bludům*, f. Ciii.

⁷⁴ Podlaha, Antonín: *Tři čeští laikové, jakožto literární obránci víry katolické ve století XVI. a XVII.: Blažej Nožička z Votína, Jakub Hořický z Tepence, Jan Benedikt Smolík* [Three Czech Laymen as Literary Defenders of the Catholic Faith in the Sixteenth and Seventeenth Centuries]. *Sborník historického kroužku, Sešit 5 (1896) 5*; Nožička: *Knížka proti bludům*, intro. p. 2.

⁷⁵ "Jestlieže bych pak v toto mé vyznání vše pobloudil ... a kdo mi lepší smysl Slovem Božím a Písmem Svätým v Obecném smyslu ukázal chci rád napravití a pravdě míst dáti."
Nožička: *Knížka proti bludům*, f. Aiii(v).

⁷⁶ Nožička: *Knížka proti bludům*, f. Aiii(r).

⁷⁷ For instance, Nožička: *Knížka proti bludům*, f. H4(r).

⁷⁸ Pažout: *Jednání a dopisy*, 138.

intended to remove gradually its practices objectionable to the Church of Rome, starting with the communion for infants⁷⁹. These events in any case were alleged to have transpired in secret, and were never promulgated, much less implemented. Thus, even if the report were true in part or in toto, the subsequent course of events showed that the Consistory had not intended to fulfill such obligations extracted under duress⁸⁰. The Utraquist engagements, if actually made, would fall in the category of what, on the opposite side, Archbishop Brus called *sancta aliqua deceptio*. It showed both sides able to play the diplomatic game. Surprising as it might seem, it is even possible that the negotiations in the 1560s may have been conducted in good faith, inasmuch as the exact meaning of the term "submission" did not seem to have been fully clarified (in a way definitely unacceptable to the Utraquists) until 1571–1572, as a result of the negotiations between Administrator Jindřich Dvorský of Helfenburk and Archbishop Brus, discussed below.

The Archbishop and the Utraquist Ordinations, 1564–1572

Uneasy attempts at a symbiotic coexistence had begun in earnest in 1564 when, under pressure from Ferdinand I⁸¹, the pope permitted lay communion in both kinds for the Utraquists, and authorized the ordination of Utraquist clergy by Brus, the Roman Catholic Archbishop appointed to the restored see of Prague in 1561⁸². In addition, Brus appealed in 1564 to the bishop of Olomouc, Marek Kuen (who incidentally was reluctant to recognize Brus as his ecclesiastical superior) to apply the newly approved rules to issues concerning the Utraquists in Moravia who were under the jurisdiction of the Prague Utraquist Consistory⁸³. After some delay, Brus ordained twelve Utraquist priests in January 1565, requiring only a promise of preserving the rules of the Utraquist Church and due respect for the Archbishop⁸⁴. Before next ordinations in August 1566, however, he developed serious scruples about the propriety of the procedures. In particular he was worried by the Utraquists' laxity on confession, their administration of communion to small children and infants (the belief in its necessity had been anathematized by the Council of Trent), and, above all, the Consistory's insubordination⁸⁵. The prelate indeed feared that, if he continued the Utra-

⁷⁹ Pažout: *Jednání a dopisy*, 365. – Krofta: *Boj o konsistoř podobojí*, 390f.

⁸⁰ Borový: *Antonín Brus z Mohelnice*, 191.

⁸¹ Pažout: *Jednání a dopisy*, 27–30.

⁸² Frind, Anton: *Urkunden über die Bewilligung des Laienkelches in Böhmen unter Kaiser Ferdinand I.* *Česká společnost nauk. Abhandlungen* 6, no. 6 (1873) 13–15, 34–35, 35–41.

⁸³ Tischer: *K dějinám sporu arcibiskupův Pražských o právo metropolitní*, 2–3. – Borový: *Antonín Brus z Mohelnice*, 176f. – Frind: *Urkunden über die Bewilligung des Laienkelches*, 36, 41.

⁸⁴ Pažout: *Jednání a dopisy*, 115f., 126, 138f.

⁸⁵ Pažout: *Jednání a dopisy*, 342f. – Hrejsa, Ferdinand: *Česká konfesse. Její vznik, podstata a dějiny* [The Bohemian Confession. Its Origins, Substance and History]. Prague 1912, 20. On the anathema of the communion for infants by the Council of Trent, see Holton, David R.: *The Communion of Infants: the Basel Years. Communio Viatorum* 29 (1986) 40, n. 99.

quist ordinations, he would incur the danger of suspension from office or even excommunication⁸⁶.

At the crux of the breakdown of cooperation between Brus and the Utraquist churchmen was the conflict in the perception of their proper mutual relationship. As the Archbishop explained to King Maximilian II, who had replaced Ferdinand I on the throne in 1564, in a letter on 19 February 1566, the Consistory begged him to spare it and not to send the decrees of the Council of Trent since it would not know what to do with them. When he sent them under imperial seal the papal permission for communion *sub utraque* and the accompanying provisions, the Consistory after some delay returned the packet still sealed with a notation that the documents did not concern it. The Archbishop further complained that, despite his requests, the members of the Consistory would not meet with the cardinals and nuncios visiting Prague. In particular, they ignored his request to plead the cause of the ordinations with Cardinal-Legate Giovanni F. Commendone who stayed with him an entire week. Also the Administrator and his colleagues objected to Brus's giving instructions to the candidates for priesthood in opposition to their practices such as the communion for infants⁸⁷.

The Consistory's reactions, as described by the Archbishop, have often been characterized by historians as capricious, illogical, naïve, or churlish. Actually, such behavior was consistent with the the Consistory's established attitude and had a definite logic and reasons. On the one hand, it represented once more a recognition of the papal and episcopal function in priestly ordination, and, on the other hand, the rejection of the claims of popes, curia officials, or church councils to administrative or judicial powers over the Bohemian Utraquist Church⁸⁸. Thus Brus also complained in 1566 that the Consistory simply wished him to ordain their priestly candidates, without in any way instructing or admonishing them. In addition to barring his jurisdiction from its own traditional sphere, the Consistory attempted to encroach on his own by appointing Utraquist priests to parishes that had been hitherto *sub una*⁸⁹. Similarly, the Consistory and the priests of Prague rejected in July 1565 the Archbishop's request for special prayers on the grounds that the Utraquist clergy did not owe him administrative obedience⁹⁰.

More specifically, with respect to the papal decrees on communion *sub utraque*, a theological issue was at stake in addition to the administrative and juridical ones. By returning the documents unopened, the Consistory meant to signal a denial of the need of papal permission for a practice, viewed as based on the Bible and hence beyond the pope's authority to permit, deny, or alter. Moreover, the refusal to acknowledge the papal documents permitting communion *sub utraque* was important to the Consistory for two other related reasons: (1) since the papacy still generally insisted on

⁸⁶ Pažout: *Jednání a dopisy*, 344.

⁸⁷ Pažout: *Jednání a dopisy*, 342–344. – Krofta: *Boj o konsistoř podobojí*, 385. – See also Frind: *Urkunden über die Bewilligung des Laienkelches*, 41f.

⁸⁸ For instance, Borový: *Antonín Brus z Mohelnice*, 176, 179, 180, 187–189. – Pažout: *Jednání a dopisy*, 3.

⁸⁹ Pažout: *Jednání a dopisy*, 342f. – Borový: *Antonín Brus z Mohelnice*, 186.

⁹⁰ The prayers were for victory over the Turks. The Consistory instead substituted litanies in Czech. Pažout: *Jednání a dopisy*, 210f. See also *ibid.* 377.

communion *sub una*, accepting the dispensation could be construed as implying an agreement with what was seen as an illegitimate or even heretical position of the papacy on the issue⁹¹; (2) accepting the permission would imply a consent that it was in the power of the papacy to deny the communion *sub utraque* since what was granted could also be withdrawn⁹². The latter interpretation was, in fact, the avowed view of the Roman Church⁹³.

Thus the act of permitting lay chalice may have been theologically meaningful from the erroneous standpoint of the curia. It was irrelevant, or even theologically vitiated, from the viewpoint of the Utraquists. This stand could be clearly traced to the Utraquists' response to the abrogation of the *Compactata* by Pius II in 1462. In his statement *Contra papam*, Martin Lupáč argued that by his act the pope harmed himself and the Roman Church, not the Utraquists. The latter would continue to observe the law of God without the *Compactata*, while the Roman Church could have been led to the true faith by them⁹⁴. Hence fundamental issues, not petty differences, were at stake, and at the heart of the confrontation between Papal Rome and Utraquist Prague. From the Utraquist point of view, the acceptance of the papal permission would have meant an implicit acknowledgement of the right of an erring human institution over the infallibility of a divine commandment. One may wonder how under such conditions Rome and its bishops could still bestow proper priestly ordinations in the eyes of the Utraquists. Here another principle came to the rescue. An ecclesiastic in sin could still validly exercise God-given sacramental powers. The reader might find this view shockingly mechanistic. Nevertheless, this anti-Donatist stance was basically in harmony with the teaching on the transmission of sacramental power by the Roman Church. Thus the Utraquists, in this regard at least, acted as good Catholics.

Under these circumstances, unwilling to engage in direct discussions with the curia, lest it appeared to recognize Roman administrative and juridical jurisdiction over itself, the Consistory sought to enlist intermediaries on the issue of the ordinations. Somewhat later in 1571, it would try to gain the Jesuits' assistance to plead its cause in Rome⁹⁵. Not surprisingly, the Jesuit fathers turned out to be an inappropriate choice to undertake a mediation. In monitoring Brus's conduct in office, the Society of Jesus of Prague had in fact greeted the initial papal concession, to put it mildly, with deep skepticism and had, in particular, opposed the Utraquist ordinations, comparing them maliciously, but picturesquely to releasing foxes into a chicken coop⁹⁶. Archbishop

⁹¹ The rejection of the validity of *sub una* communion was reaffirmed, for instance, in 1549, see Toměk: *Dějepis města Prahy*, vol. 12, 26f.

⁹² Such power was in fact implied in Pius IV's decree permitting lay communion *sub utraque*, see Linteo z Pilzenburgku, Petr: *Krátká správa o přijímání velebné svátosti pod jednou a dvojí způsobou* [A Brief Report on the Reception of the Holy Sacrament in One and Two Kinds]. Prague 1613, 47.

⁹³ See, for instance, Linteo z Pilzenburgku, Petr: *Jistá a patrná církvě svaté znamení* [Certain and Evident Signs of the Holy Church]. Litomyšl 1593, 163f.

⁹⁴ Nejedlý, Zdeněk: Martin Lupáč. *Ottův slovník naučný*. Vol. 16, 465.

⁹⁵ Krofta: *Boj o konsistoř podobojí*, 401. – Kroess: *Geschichte der Böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu*, vol. 1, 209.

⁹⁶ Hrejsa: *Česká konfesse*, 20. – Kroess: *Geschichte der Böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu*, vol. 1, 206, 208. – Pažout: *Jednání a dopisy*, 369.

Brus, on his part, urged Maximilian II in 1566 to negotiate with the nuncio or directly with the Pope on the matter of Utraquist ordinations⁹⁷.

The last Utraquist ordinations that Brus would, in fact, perform under pressure from Archduke Ferdinand and King Maximilian II were those of the thirty priests on 13 August 1566⁹⁸, following the Consistory's promise of submission in the same month, discussed earlier. The Consistory's noncompliance with those assurances was subsequently confirmed by Archbishop Brus in his letters of 21 July 1568 to King Maximilian II and to the papal nuncio⁹⁹, as well as in his letter of 28 November 1568 to Cardinal Commendone in answer to Pope Pius V's inquiries about the impropriety of Utraquist ordinations in 1565 and 1566¹⁰⁰.

Without yielding on the issue of submission to the administrative establishment of the Roman Church, the Utraquist Consistory, in vain, appealed to Brus on 9 August 1568 to complete his ordination of several Utraquist candidates on the grounds (more or less independent of the juridical framework of the Roman Church) of (1) an implied obligation to exercise, not to withhold, his God-given episcopal power, and of (2) safeguarding the flock under the care of the Consistory from godlessness and sectarianism for lack of proper shepherds¹⁰¹. Maximilian II likewise in December 1568 urged Brus to continue with the ordinations, instructing, at the same time, his Councillor Sinckmoser to request a dispensation for Brus from the Curia for that purpose¹⁰². Responding to Maximilian's notification of 14 April 1569 about seeking a papal indulgence, the Archbishop once more on 12 May 1569 explained at great length his qualms about the propriety of ordaining Utraquist priests¹⁰³. Thereupon, on 1 June 1569, the King acknowledged the gravity of Brus's reservations, and postponed the matter for the time being, as he also notified the Royal Council of Lieutenancy in Prague on October 3, 1569¹⁰⁴.

An abortive attempt to restore the Utraquist ordinations by Brus followed the appointment of Jindřich Dvorský of Helfenburk as the new Utraquist Administrator in 1571. The Archbishop initially enjoyed good relations with Dvorský, though presumably he did not take seriously the assurances of submission, similar to those of his predecessors in 1566, that Dvorský allegedly had given in 1571¹⁰⁵. The cause of ordinations had made a significant progress by the summer of 1572 when there seemed to be a satisfactory resolution of issues, such as the candidates' belief in the invocation of saints, prayers for the dead, and the view of the mass as a sacrifice. In December, however, the papal nuncio insisted on a profession of faith by the candidates, prescribed by the Council of Trent, which the Utraquist Consistory found unacceptable,

⁹⁷ Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 188.

⁹⁸ Pažout: Jednání a dopisy, 283, 296f., 356, 365, 430. For a list of candidates see *ibid.* 173.

⁹⁹ Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 257–262. – Pažout: Jednání a dopisy, 381.

¹⁰⁰ Pažout: Jednání a dopisy, 387f., 389–396. – Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 268f.

¹⁰¹ Pažout: Jednání a dopisy, 382f.

¹⁰² Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 270. – Pažout: Jednání a dopisy, 385.

¹⁰³ Pažout: Jednání a dopisy, 389–396. – Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 192f.

¹⁰⁴ Pažout: Jednání a dopisy, 397, 402.

¹⁰⁵ Krofta: Boj o konsistoř podobojí, 401–403. – Kroess: Geschichte der Böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu, vol. 1, 211f.

presumably mainly for its stress on an unequivocal and complete subordination to Rome. Brus felt unable to proceed any further without incurring excommunication from the Roman Church¹⁰⁶.

Thus, after 1566 the Utraquists resorted again to bishops outside Bohemia, especially to Passau, Olomouc, Wrocław, and Poznań, and later also to Nitra. Occasional conversions of Roman priests also continued to replenish the Utraquist clergy's ranks¹⁰⁷. The Archbishop, however, continued to supply the Consistory, for the purposes of sacramental activities, with holy oils requiring episcopal consecrations, especially those used in baptism¹⁰⁸. Evidently, this transaction could be performed more discreetly than the ordination of clergy. More interestingly, it also implied that he was not utterly out of sympathy with the Utraquists. All this indicates that the alleged Old Utraquists, differing from Rome only on the lay communion *sub utraque*, were an extremely rare species, if they existed at all. The bulk of the Czech people were simply Utraquists rejecting both the authoritarianism of the Roman Church and the hallmarks of Lutheranism, based on the principles of *sola fide* and *sola scriptura*.

* * *

Historians who were impatient to see the Utraquist Church disappear have often pointed to the 1560s as a crucial landmark in the demise of Utraquism. Some have maintained that the Utraquist Church virtually vanished through a cooptation of its leadership by the Roman Church¹⁰⁹. Others saw its virtual end in an irresistible attraction of Lutheran doctrines for the Utraquist clergy¹¹⁰. Neither of these scenarios was in fact correct. The reservation of the Utraquist leaders toward the Roman Curia prevented a symbiotic relation with the Roman Archbishop, and the Utraquist Church continued to maintain its administrative and judicial independence of the Roman Church throughout the rest of the sixteenth and into the seventeenth century. The alleged Lutheran influences on certain Utraquist leaders, on a closer examination, involved secondary matters, not the core doctrines of the apostolic liturgical and sacramental Christian tradition. Thus it is not necessary to conjure up a struggle between an imaginary Old Utraquism and an unlikely Neo-Utraquism, or to postulate a chaotic oscillation between Rome and Wittenberg within Utraquism. The Utraquist Church, in fact, continued to maintain its steady course, the *via media vis-à-vis* the Roman authoritarianism on the Right, and with respect to the Lutheran biblical reductionism on the Left.

¹⁰⁶ Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 194f., 290, 292f. – Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken. Dritte Abteilung, 1572–1585. Band 6. Nuntiatur Giovanni Delfinos, 1572–1573. Ed. Helmut Goetz. Tübingen 1982, 153f., 467.

¹⁰⁷ Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 195. – Pažout: Dpisy a jednání, 120f., 246.

¹⁰⁸ Borový: Antonín Brus z Mohelnice, 196.

¹⁰⁹ See, for instance, Němec: Utraquists, 505. – Novotný: Náboženské dějiny české ve století 16., 620f. – Frederick G. Heymann speaks of the vanishing "borderline between Old Utraquists and Catholics" in the 1560s, in his *The Impact of Martin Luther upon Bohemia*, 127.

¹¹⁰ Kroess: *Geschichte der Böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu*, vol. 1, 212f.

This is not to say that by the late 1560s there were not individual Czech theologians accepting authentic Lutheranism, just as there were atypical cases of Czech champions of the Counter Reformation. There was also the significant group of the Unity of Brethren which stood close to the Protestant Reformation. Nevertheless, the theological mainstream, flowing out of the Bohemian Reformation and represented by the Consistory, remained loyal to Utraquism as defined by Jakoubek of Stříbro, Jan of Píbram, and Jan Rokycana in the fifteenth century, and reaffirmed by Bohuslav Bílejovský and Pavel Bydžovský in the 1530s and 1540s.

DIE TSCHECHISCHEN PATRIOTEN IM 19. JAHRHUNDERT UND SAINT-RENÉ TAILLANDIER

Von *Pavla Horská*

Ernst Birke hat in seiner Untersuchung „Frankreich und Ostmitteleuropa im 19. Jahrhundert“ Saint-René Taillandier ein umfangreiches Kapitel gewidmet; es trägt die Überschrift: „Saint-René Taillandier, sein Deutschlandbild und die Anfänge französisch-tschechischer Beziehungen“¹. Wer heute in der berühmten französischen Zeitschrift des 19. Jahrhunderts *Revue des deux mondes* Taillandiers inhaltsreiche Artikel aus den Jahren 1843 bis 1879 über die damaligen Verhältnisse in Mitteleuropa liest, mag den politisch-historischen und allgemein-kulturellen Sinn der Botschaft verstehen, die Taillandier künftigen Generationen vermittelte. Und vielleicht würde es gerade heute, da sich jeder beliebige Publizist für qualifiziert hält, sich zum Problem der europäischen Einigung zu äußern, keineswegs schaden, daran zu erinnern, was Saint-René Taillandier vor 150 Jahren klar formulierte, daß nämlich der Forderung nach der Freiheit der europäischen Nationen, der kleinen wie der großen, deren kulturelle Traditionen nicht geopfert werden dürften, wenn ein dauerhafter Effekt ihrer politischen Befreiung erreicht werden sollte.

Als deutscher Historiker mußte sich Ernst Birke allerdings damit auseinandersetzen, daß Taillandier einerseits den Beitrag der deutschen Kultur zur europäischen zivilisatorischen Entwicklung nachdrücklich würdigte, andererseits – wenn er über das Verhältnis zwischen Deutschen und Slawen sprach – gelegentlich in das Vokabular der französischen Revanchisten vom Ende des Jahrhunderts verfiel, obwohl er seinen ersten Artikel in der *Revue des deux mondes* über die Einigung Deutschlands 1843 veröffentlichte; in dem gleichen Jahr, in dem Louis Leger, der im Hinblick auf seine antideutsche Einstellung vielleicht radikalste französische Slawist aller Zeiten, erst geboren wurde. Als ich meinen Beitrag, in dem ich in leicht zugänglicher Form meine langjährigen Forschungen zu den tschechisch-französischen Beziehungen im 19. Jahrhundert² für ein breiteres tschechisches Publikum zusammenfassen wollte, zur Veröffentlichung vorbereitete, habe ich Taillandiers Artikel in der *Revue des deux mondes* noch einmal gelesen. Dabei konnte ich nicht umhin, Birkes Auffassung zuzustimmen, daß Taillandier zu Unrecht in Vergessenheit geraten sei. Zugleich wurde mir jedoch bewußt, daß – wie vor dreißig Jahren – der Sinn der Botschaft Taillandiers offenbar auch heute von deutschen Historikern anders verstanden wird als von tsche-

¹ Birke, Ernst: *Frankreich und Ostmitteleuropa im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Politik und Geistesgeschichte*. Köln-Graz 1960, 235–264.

² Horská, Pavla: *Sladká Francie [Süßes Frankreich]*. Praha 1996. – *Dies.*: *Češi a Němci v 19. století v „Revue des deux mondes“ [Tschechen und Deutsche im 19. Jahrhundert in der „Revue des deux mondes“]*. ČČH 95/1 (1997) 37–54.

chischen Historikern und möglicherweise auch anders als von französischen Historikern, sofern sie sich für diese Frage interessieren³.

Für den westeuropäischen Gebildeten des 19. Jahrhunderts stellte das Tor zum Verständnis der mitteleuropäischen Verhältnisse derjenige Teil der tschechischen Fachliteratur dar, der in deutscher Sprache geschrieben wurde. Nicht nur Dobrovský und später Palacký, sondern auch Leo Thun⁴ gehörten zu den Persönlichkeiten, die beispielsweise größeren Kreisen von Intellektuellen im Ausland und denjenigen Angehörigen höherer Gesellschaftsschichten bekannt waren, die die 1829 in Paris gegründete *Revue des deux mondes* als das Brevier der notwendigen Kenntnisse über die europäische Politik und Kultur betrachteten. Zum Anwalt eines echten und für die Entwicklung der europäischen Kultur förderlichen Patriotismus der Tschechen wurde auf den Seiten dieser *Revue* Saint-René Taillandier (1817–1879), ein Bewunderer des Jungen Deutschland und Absolvent der Universität Heidelberg. Taillandier führte die tschechischen Patrioten im Rahmen seiner Studien über Deutschland⁵ in die europäische Szene ein. Für Taillandier stellten die Tschechen eine Nation dar, die in der Geschichte Europas ihre Bedeutung besaß. Ursprünglich hätten die Tschechen selbst vermutet, daß sie die Idee der politischen, nationalen und ethnischen Emanzipation, die von der Aufklärung und der französischen Revolution in die europäische Geschichte hineingetragen wurde, am besten im Rahmen jenes intellektuellen Fortschritts verwirklichen könnten, dessen Sprachrohr die deutschen Universitäten bildeten⁶.

Nun war jedoch diejenige deutsche Universität, die für die Tschechen aufgrund ihrer staatlichen Zugehörigkeit in Frage kam, in erster Linie die Universität in Wien – eine Universität in Prag zog Taillandier überhaupt nicht in Betracht. Die Wiener Universität litt freilich nach Auffassung Taillandiers in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den Humanwissenschaften an einem Mangel an Freiheit der Lehre. Die

³ Kušnieriková, Bohumila: *Revue des deux mondes o Čechoch, Slovákoch a národnostnom probléme v habsburskej monarchii pred rokom 1871* [Die *Revue des deux mondes* über die Tschechen, die Slowaken und das Nationalitätenproblem in der Habsburgermonarchie vor dem Jahr 1871]. *Slovanské štúdie* 17 (1976) 269–296. – *La France et l'Europe centrale. Les relations entre la France et l'Europe centrale en 1867–1914. Impacts et images réciproques*. Bratislava 1995, 66.

⁴ Thun, Leo: *Über den gegenwärtigen Zustand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung*. Prag 1842. – *Die Stellung der Slowaken in Ungarn beleuchtet von Leo Thun*. Prag 1843.

⁵ Taillandier, Saint-René: *Situation intellectuelle de l'Allemagne* (Vienne, Munich, Berlin). *Revue des deux mondes* 1843, Bd. 4, 91.

⁶ Als wichtigsten Beleg für diese Feststellung betrachtet Birke Taillandiers Antwort an Palacký vom 6. 10. 1855, nachdem sich dieser für einen Artikel in der *Revue des deux mondes* bedankt hatte: „Möchte diese Arbeit ein nützliches Ergebnis haben und Europa die Rechte eines Volksstammes erkennen lassen, der – wie ich nicht mehr zweifle! – eines Tages seine Handlungsfreiheit im Schoße Deutschlands wiedergewinnen wird!“ Zit. nach Birke: *Frankreich und Ostmitteleuropa* 245. Wenn wir uns jedoch vergegenwärtigen, daß Taillandiers Brief damals unter den Bedingungen einer strengen Zensur und der polizeilichen Kontrolle der Korrespondenz František Palackýs aus Frankreich nach Österreich geschickt wurde, so ist es schwer vorstellbar, daß Taillandier zu schreiben gewagt hätte, daß die Tschechen eines Tages ihre Freiheit selbst erringen würden.

geistige Leere des deutschen Universitätsmilieus in Österreich brachte die Tschechen – so Taillandier – auf den Gedanken ihrer Zugehörigkeit zur slawischen Kultur. Wenn die gebildeten Deutschösterreicher den bedeutenden Beitrag der Tschechen zur zivilisatorischen Entwicklung der Habsburgermonarchie besser zu würdigen wüßten, dann wäre es möglicherweise nicht ausgeschlossen, daß die Tschechen eines Tages ihre eigene mit der deutschen kulturellen Emanzipation verknüpften. Im Jahr 1843 war es für Taillandier jedoch bereits offenkundig, daß diese Eventualität längst nicht mehr bestand, daß die Tschechen nicht mehr davon abrücken würden, bewußt an die eigene historische Tradition anzuknüpfen, daß sie die Pflege ihrer eigenen Kultur nicht mehr aufgeben würden, für die Jan Hus – Taillandier zufolge – soviel getan hatte wie Martin Luther für die deutsche Literatur.

Für Cyprien Robert, Professor am Lehrstuhl für Slawistik an der Pariser Sorbonne, stellte die erfolgreiche Tätigkeit der tschechischen Presse im vormärzlichen Prag eine große Hoffnung für die Zukunft dar. Die Bewahrung der Literatur in der eigenen nationalen Sprache, so meinte er, sei wie die Saat, die im Frühjahr aufgehen würde⁷. Den Höhepunkt des Werbens für die Tschechen auf einem internationalen intellektuellen Forum bildete zweifellos der umfangreiche Artikel Saint-René Taillandiers über František Palacký, der 1855 in der *Revue des deux mondes* publiziert wurde⁸. In seinem einleitenden Teil läßt Taillandier niemanden im unklaren darüber, daß ihm die Tschechen am sympathischsten unter allen slawischen Nationen sind. Die Vorsicht, die den Tschechen von den europäischen Radikalen – und manchmal auch von den Demokraten – in der Zeit des polnischen Aufstandes und der Revolution in Ungarn, im Revolutionsjahr 1848 und im Widerstand gegen die Habsburgermonarchie vorgeworfen zu werden pflegte, erschien Taillandier als Ausdruck eines höheren zivilisatorischen Niveaus im Vergleich zu anderen osteuropäischen Nationen. Überall habe, argumentierte Taillandier, das erwachende ethnische Selbstbewußtsein zu unfruchtbaren Versuchen der Veränderung der unbefriedigenden Situation oder zu blutigen Katastrophen geführt, die auch der Sache selbst schaden. Allein in Böhmen sei aus diesem Erwachen eine vielversprechende und schwungvolle intellektuelle Bewegung hervorgegangen. Und gerade das vorrangige Bemühen um eine Erneuerung der moralischen Traditionen erschien Taillandier sympathisch, da es die ganze Nation erfaßte. An deren Spitze stellten sich die von patriotischer Begeisterung beflügelten Gebildeten, so daß Sprache, Geist und Sitten des einstmals berühmten Volksstammes durch die Vermittlung von Historikern und Dichtern zu seinen Nachkommen gelangt seien. Taillandier sah darin den rechten Zusammenklang von moralischem Mut und praktischem Verstand. So wurde Taillandier, der keine slawische Sprache beherrschte, durch die Vermittlung der in deutscher Sprache verfaßten tschechischen patriotischen Literatur zum größten Propagator der tschechischen nationalen Wiedergeburt; wie kein anderer versicherte er Europa zugleich, daß die tschechischen „edlen Patrioten“ auf dem Wege zu ihrem Triumph seien, ohne die politische Stabilität der Habsburger-

⁷ Robert, Cyprien: Les deux panslavismes. Situation des peuples slaves vis-à-vis de la Russie. *Revue des deux mondes* 1846, Bd. 4, 452.

⁸ Taillandier, Saint-René: L'histoire et l'historiens de la Bohême. Franz Palacky. *Revue des deux mondes* 1855, Bd. 2, 360–397.

monarchie zu bedrohen, an deren Stärke Frankreich besonders lag, sobald sich die Einigung des deutschen Reiches klarer abzuzeichnen begann.

Dank Palacký und Rieger, mit denen er im Briefwechsel stand, war Taillandier mit vielen Fakten der Geschichte der tschechischen nationalen Wiedergeburt vertraut. Allerdings nahm er an, daß Josef II. bei seiner Absicht, das Lateinische an den höheren Schulen und im Amtsverkehr durch eine lebende Sprache zu ersetzen, auf das Deutsche zurückgreifen mußte, da die Tradition der tschechischen Schriftsprache damals nicht mehr bestand. Dobrovský habe das Tschechische noch als historische Sprache studiert, und erst der Generation Jungmanns sei bewußt geworden, daß sie ihre Gedanken nicht mehr mit dem Wortschatz der Vorfahren ausdrücken könne; daraufhin habe sie sich mit Erfolg an die „Modernisierung“ des Tschechischen gemacht. Palackýs Leistung sah Taillandier nicht nur in seinem historischem Werk, das er als gleichwertigen Bestandteil der damaligen europäischen Historiographie in ihren besten Ausprägungen betrachtete, sondern auch in dem Studium der Ästhetik, der sich Palacký angeblich deshalb zugewandt hatte, weil zu jener Zeit in Österreich kein anderes philosophisches Fach frei studiert werden konnte. Erst Palacký habe, so Taillandier, in die tschechische patriotische Bewegung den Sinn für Kunst und Stil hineingetragen. In Palackýs Werk spricht zu Taillandier nicht das Interesse einer einzigen politischen Gruppierung, sondern der Geist der Nation. Der Geist der tschechischen Nation habe eine Art vorübergehendes, 150 Jahre dauerndes Dunkel gleichsam im Schatten der anderen europäischen Nationen überstanden, sei jedoch mit bewundernswerter Vitalität sofort wieder erwacht, als sich die ersten Sonnenstrahlen der modernen Freiheit der Nationen zeigten.

Die Freiheit der Nationen ist für Taillandier das Ziel der emanzipatorischen Bewegung, auf die man zu seiner Zeit, wie er erklärt, auf Schritt und Tritt treffen könne. Das Argument, die nationalen Bewegungen seien der Idee der europäischen politischen und sozialen Revolution abträglich, hielt er für demagogisch. Ihm ging es vor allem um die individuelle Rolle jeder nationalen und sogar ethnischen Tradition in der kulturellen Entwicklung Europas. In seinen Überlegungen in der Revue des deux mondes betrachtete er alle Wiedergeburtbewegungen der Nationen, die in politischer Unfreiheit lebten, einschließlich der Emanzipation der Juden nach 1848 in Mitteleuropa, als ein Werk des Fortschritts der Humanität in Europa. Taillandier erläutert nicht näher, warum er das Aufkommen des tschechischen neuzeitlichen Patriotismus in die gleiche Zeit verlegt, in der der revolutionäre französische Patriotismus entstand. Er beschäftigt sich nirgendwo mit dem unterschiedlichen Nationsbegriff in der französischen ständischen Gesellschaft, die sich in der französischen Revolution in eine Gesellschaft politischer Parteien verwandelte, die miteinander um die Vorherrschaft kämpften, und in der Gesellschaft der böhmischen Länder, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ständisch blieb, ohne daß sich alle Vertreter der böhmischen Stände als Bestandteil der tschechischen Nation betrachteten. Die Bedeutung der Überlegungen Taillandiers zur tschechischen nationalen Renaissance liegt freilich nicht darin, daß damit aus einem weit entfernten kulturellen Zentrum Europas Details der sozialen Situation in Böhmen nachgespürt wird oder ein endgültiges Urteil über das Problem der Kontinuität bzw. Diskontinuität in der Entwicklung der tschechischen Sprache und Literatur gefällt werden sollte. Taillandier brachte den europäischen intellektuel-

len Kreisen vor allem zu Bewußtsein, daß die tschechischen Patrioten Repräsentanten der tschechischen Nation darstellten und eine Gewähr für die Zugehörigkeit der Tschechen zu den emanzipatorischen Bewegungen der europäischen Nationen boten. Dabei bezeichnete der Begriff „Freiheit“ bei Taillandier in erster Linie die politische Selbstberechtigung der Nation, während der Begriff der bürgerlichen Freiheiten innerhalb der nationalen Gesellschaft unberücksichtigt blieb.

Erst nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich, gegen Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, drückte sich Taillandier in dieser Hinsicht klarer aus, als er 1869 schrieb, daß die Stärke der Tschechen in ihrer Verbindung mit dem Geist des Westens liege, ihre Kultur im wesentlichen westlichen Charakter habe und sie sich deshalb von den Slawen im Osten und im Norden absonderten und mit dem liberalen Europa gemeinsame Prinzipien teilten⁹. Taillandiers Begeisterung für die Methode der nationalen Emanzipation, die die Tschechen, wie er meinte, aufgrund ihrer moralischen Reife gewählt hatten, konnte und wurde in der Tat im internationalen Informationsaustausch gelegentlich durch andere Auffassungen übertönt. Ich vermute allerdings, daß Taillandiers Einschätzung des Beitrags der Tschechen zur europäischen politischen Kultur dauerhaften Einfluß auf das Verständnis der tschechisch-französischen Beziehungen sowohl bei den Alt- als auch bei den Jungtschechen im Sinne eines für das damalige Europa außergewöhnlich freundschaftlichen Verhältnisses ausübte, das auf gegenseitigem Respekt und Vertrauen beruhte.

Als fast dreißig Jahre später in der Revue des deux mondes erneut über die Tschechen diskutiert wurde, diesmal in einem Artikel von Pierre Daresté¹⁰, wurde bereits zwischen dem tschechischen und dem französischen Patriotismus unterschieden. Bei den Franzosen, so hieß es, sei das Gefühl für die Heimat nicht abhängig von der ethnischen Frage, man müsse nicht Französisch sprechen, um französisch zu fühlen. Würde man dagegen in Böhmen nicht Tschechisch sprechen, wäre das Land längst eine deutsche Provinz. Die Historiker der französischen Gesellschaft an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kannten freilich auch eine andere Art des französischen Patriotismus als den jakobinischen Kult der Heimat oder den gemäßigten Patriotismus der Autoren der liberalen Revue des deux mondes. Der französische politische Nationalismus, als dessen geistiger Führer Maurice Barrès betrachtet wurde¹¹, war vor allem rassistisch motiviert. Dies ist jedoch bereits eine andere Geschichte. In Böhmen blieb Frankreich auch in den Vorstellungen der Jungtschechen, die die französischen nationalistischen Parteien zu Beginn des 20. Jahrhunderts als ihre politischen Verbündeten ansahen, in erster Linie das Land politischer Freiheit. Der Abgeordnete Josef Herold verabschiedete sich von einer Delegation des Pariser Stadtrates in Prag im Jahr 1901 mit einer improvisierten Rede, in der er feststellte: „Der erhabene Wahlspruch Frankreichs – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – ist auch unser Ideal, ist das Motiv unseres nationalen Kampfes.“¹²

⁹ Ders.: *L'Autriche et la Bohême en 1869*. Revue des deux mondes 1869, Bd. 4, 530.

¹⁰ Daresté, Pierre: *La question tchèque*. Revue des deux mondes 1895, Bd. 4, 654–675.

¹¹ Duroselle, Jean-Baptiste: *La France et les Français 1900–1914*. Paris 1972, 198.

¹² Horská: *Sladká Francie* 114.

Wenn irgendwann einmal die Geschichte des Liberalismus in Böhmen im 19. Jahrhundert geschrieben wird, die auch eine genaue Analyse der politischen Orientierung der führenden Vertreter der tschechischen wie der deutschen Bevölkerung der böhmischen Länder verlangt, dann wird vermutlich auch Saint-René Taillandier beachtet werden müssen, obwohl der französische Publizist weit davon entfernt war, sich die Doppelsinnigkeit der tschechisch-deutschen Beziehungen, die auf der allgemeinen europäischen Ebene anderer Natur waren als in den böhmischen Ländern, bewußt zu machen. Taillandiers „Geist der Nation“ war nicht an soziale Strukturen gebunden, ja nicht einmal an die Beziehungen zwischen den einzelnen Schichten der Gesellschaft. Als entscheidend für die Emanzipation der tschechischen Nation betrachtete Taillandier die erfolgreiche „Modernisierung“ von Sprache und Literatur. Taillandier starb, bevor sich viele Fragen zuspitzten, die mit den politischen Existenzbedingungen des Staates zusammenhingen, der an das Königreich Böhmen anknüpfte. Um so mehr dürfen wir in Taillandier eine Autorität sehen, die – ohne jegliche Beeinflussung durch spätere Entwicklungen – in der Lage war, die tschechische nationale Bewegung in die europäische Situation um die Mitte des 19. Jahrhunderts einzuordnen. Unter allgemeinen Gesichtspunkten der europäischen Geschichte ist es durchaus am Platze, daß der deutsche Historiker Birke aus Taillandiers Botschaft andere Anregungen herausgreift als die, die dem Historiker einer slawischen Nation wichtig erscheinen. Freilich liegt gerade in dieser Berechtigung einer unterschiedlichen Betrachtungsweise jener Widerspruch verborgen, welcher der so wünschenswerten Ausarbeitung einer vergleichenden europäischen Geschichte im Wege steht.

Die Tatsache, daß Taillandier das im Vergleich zu Polen und Magyaren gemäßigtere politische Verhalten der Tschechen um die Mitte des 19. Jahrhunderts sehr hoch einschätzt, hält Birke für die Neigung zu einer versöhnlichen Einstellung um jeden Preis. Taillandier hatte allerdings ein sehr unterschiedliches Verhältnis zu den Deutschen in Deutschland und zu denen in Österreich. Gerade den Deutschösterreichern warf er geistige Leere vor, die bewirkt habe, daß die österreichischen Slawen es vorzogen, eher nach den Wurzeln ihrer eigenen kulturellen Traditionen zu suchen, als sich der geistigen Führung durch die unbestimmte und sie wenig ansprechende kulturelle Tradition der Habsburgermonarchie zu unterwerfen. Taillandier verurteilte den Pangermanismus ebenso wie den Panslawismus. Die kulturelle Reife der mitteleuropäischen Nationen erschien ihm als das sicherste Bollwerk gegen den Totalitarismus aus Ost und West und eben deshalb als in höchstem Maße wünschenswert. Wenn die Habsburgermonarchie nicht in der Lage war, ihren Nationen einen kulturellen Aufschwung zu ermöglichen, dann hielt Taillandier es für eine Bedingung der Entfaltung der Humanität in Europa, daß diese Nationen ihre Emanzipation selbst in die Hand nahmen. Freilich sollte diese Emanzipation nicht durch Waffengewalt erreicht werden, die den Weg zur Humanität verbaute, sondern lediglich durch die Pflege der eigenen kulturellen Traditionen sowie durch die Schaffung neuer Traditionen. Beispielhaft für diesen Weg erschien Taillandier gerade die nationale Wiedergeburt der Tschechen. Birke betont zu Recht, daß sich Taillandier und Palacký mit ihren romantischen Vorstellungen über den „Völkerfrühling“ sehr nahestanden.

Für die Interpretation des heutigen tschechisch-deutschen Verhältnisses wäre es allerdings sehr wichtig, wenn es gelänge, bei Taillandier Äußerungen zur Art des

Zusammenlebens beider Ethnien im damaligen Mitteleuropa zu entdecken. Dies aber, so scheint es, ist weder Birke noch irgendjemandem nach ihm gelungen. Bei Taillandier finden wir zwar nicht solche Behauptungen wie beispielsweise bei de Muller, der im Jahr 1858 in der *Revue des deux mondes* schrieb, daß Slawen und Deutsche in Böhmen, Mähren und Schlesien sowie anderswo in der Habsburgermonarchie so vermischt seien, daß der österreichische Staat auf ein anderes als das Nationalitätenprinzip gegründet werden müsse¹³. Wir finden andererseits bei ihm auch nicht den leisen Versuch, die in den böhmischen Ländern lebenden Deutschen dem deutschen, österreichischen oder „böhmischen“ kulturellen Milieu zuzuordnen. Mit welcher Objektivität sich Birke um eine Interpretation der Auffassungen Taillandiers zum Problem Mitteleuropa in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch bemühen mag: Dessen begeisterte Äußerungen über die Fähigkeit der Tschechen, sich über die Entfaltung von Sprache und Literatur zu emanzipieren, übergeht er größtenteils. Es ist jedoch nicht Birkes Schuld, daß er einige Zusammenhänge der Ansichten Taillandiers zu den Deutschen und den Tschechen mit der französischen Politik und Diplomatie gegenüber Mitteleuropa an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert nicht zu Ende denken konnte. Als Birkes Buch erschien, war der Fonds NS im Archiv des Außenministeriums der französischen Republik in Paris erst teilweise zugänglich; in diesem Archiv waren auch Dokumente des 1897 in Prag errichteten französischen Konsulats abgelegt worden¹⁴.

Vielleicht hat Birke, der für die Darstellung der französisch-slawischen Beziehungen im 19. Jahrhundert die Bestände des erwähnten Pariser Archivs in reichem Maße nutzte, gerade deshalb sein Buch mit dem Jahr 1900 abgeschlossen, obwohl sich die Tendenzen dieser Beziehungen bis zum Ersten Weltkrieg im ganzen ohne Veränderungen fortsetzten. Erst diejenigen Forscher, die in den sechziger Jahren im Archiv des französischen Außenministeriums arbeiteten, konnten sich davon überzeugen, daß manche Information des ersten französischen Konsuls in Prag, Alfred Méroux de Valois, für den französischen Außenminister in Paris belegt, daß die französische Diplomatie an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert Taillandier noch kannte und seine Auffassungen akzeptierte. Als de Valois mit den Jungtschechen wegen ihrer Verbindungen zu den französischen nationalistischen Parteien in Konflikt geriet, schrieb er am 23. Mai 1901 nach Paris: „Wir sind weit entfernt von den Zeiten der Palackýs und Rieger, als die tschechische Bourgeoisie noch Ideale verfolgte und edle Begeisterung an den Tag legte. Berechnend geworden und an nichts anderes denkend als an ihren Wohlstand, legt sie heute nur wenig Gewicht auf einen gerechten Ausgleich in der Sprachenfrage und auf andere strittige Punkte des nationalen Programms

...¹⁵

¹³ de Muller, G.: *L'Autriche sous l'Empereur François-Joseph*. *Revue des deux mondes* 1858, Bd. 3, 147–175.

¹⁴ Horská, Pavla/Kořalka, Jiří/Polišenský, Josef: *Zahraniční konzuláty v Čechách do roku 1918. Příspěvek k výzkumu bohemik v zahraničních archivech* [Ausländische Konsulate in Böhmen bis zum Jahr 1918. Ein Beitrag zur Erforschung der Bohemica in ausländischen Archiven]. *Sborník archivních prací* 37/2 (1987) 375–474.

¹⁵ Horská: *Sladká Francie* 57.

Ein gewisses Unverständnis Birkes für Taillandiers Betonung der unbedingten Verknüpfung von kultureller und politischer Emanzipation hat in der weiteren Entwicklung der Forschung bei einigen deutschen Historikern dazu geführt, daß sie die eigenen kulturellen Traditionen der mitteleuropäischen slawischen Nationen überhaupt außer acht lassen. Wenn dies nicht so wäre, könnte Manfred Alexander in seiner Zusammenfassung des inhaltsreichen und interessanten deutschen Sammelbandes „Frankreich und die böhmischen Länder“ nicht die folgenden Worte schreiben: „Ich möchte die These formulieren, daß das zunehmende Interesse des tschechischen Bürgertums an Frankreich und seiner Politik mit einer zunehmenden Tabuisierung des deutschen Einflusses und des deutschen Vorbildes in der tschechischen Gesellschaft parallel ging und mit ihm korrespondierte. Die demonstrative Liebe zu Frankreich erweist sich dann als Pendant zum aufsteigenden Haß auf Deutschland und die deutsche Kultur.“¹⁶

Eine Antwort auf solche Behauptungen wäre der Hinweis auf den Zustand der „bürgerlichen Gesellschaft“ in den böhmischen Ländern, über den nun freilich bisher wenig bekannt ist. Als Jürgen Kocka 1988 einen Sammelband in französischer Sprache mit Beiträgen ausgewiesener Forscher über die europäischen Bourgeoisien im 19. Jahrhundert herausgab¹⁷, tauchte dort neben renommierten polnischen und ungarischen Historikern kein Repräsentant der Historiographie der böhmischen Länder auf, der das Thema des Bandes für eben diesen Bereich bearbeitet hätte. Es muß allerdings gesagt werden, daß der allgemeinen Frage nach der Entstehung jener sozialen Klasse, die in der europäischen Historiographie in der Regel mit dem Begriff „Bourgeoisie“ bezeichnet wird, in Böhmen bisher nicht so viel Aufmerksamkeit gewidmet wurde wie in den mitteleuropäischen Nachbarländern und im Westen. Nichtsdestoweniger sind die Historiker der tschechischen nationalen Wiedergeburt häufig gezwungen, Aussagen zu den ökonomischen und sozialen Zusammenhängen der Entstehung des tschechischen Patriotismus an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zu treffen. So heißt es beispielsweise bei Vladimír Macura, daß die tschechische „patriotische Gesellschaft in der einen oder anderen Weise praktisch für die gesamte Hälfte des 19. Jahrhunderts die soziale Grundlage der tschechischen Kultur der Wiedergeburt bildete“¹⁸. Die außerordentlich erwünschte soziale Analyse dieser Gesellschaft findet Macura am ehesten in den Arbeiten von Miroslav Hroch¹⁹, auch wenn er sich gemeinsam mit diesem bewußt ist, daß bei weitem nicht alles Notwendige getan

¹⁶ Frankreich und die böhmischen Länder im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge zum französischen Einfluß in Ostmitteleuropa. Hrsg. von Ferdinand Seibt und Michael Neumüller. München 1990, 298.

¹⁷ Kocka, Jürgen: Les bourgeoisies européennes au XIX^e siècle. Paris - Berlin 1996.

¹⁸ Macura, Vladimír: Znamení zrodu. České národní obrození jako kulturní typ [Das Zeichen der Geburt. Die tschechische nationale Wiedergeburt als Kulturtyp]. Praha 1995, 118.

¹⁹ Hroch, Miroslav: Obrození malých evropských národů I. Národy severní a východní Evropy [Die Wiedergeburt der kleinen europäischen Nationen I. Die Nationen Nord- und Osteuropas]. Praha 1971. - Ders.: Evropská národní hnutí v 19. století [Die europäischen nationalen Bewegungen im 19. Jahrhundert]. Praha 1986. - Ders.: Jazykový program národních hnutí v Evropě: jeho skladba a sociální předpoklady [Das Sprachenprogramm der nationalen Bewegungen in Europa: seine Zusammensetzung und seine sozialen Voraussetzungen]. ČČH 93/4 (1995) 398-418.

worden ist, um ein klareres Bild von den vielschichtigen gesellschaftlichen Beziehungen innerhalb der „patriotischen“ Schichten zu gewinnen und ihre Wirkungen auf Landes- und internationaler Ebene besser verfolgen zu können.

Der tschechische Patriotismus als soziales Phänomen ist in der Tat selten untersucht worden, obwohl dazu interessante Dokumente noch aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges zur Verfügung stehen. So stoßen wir in den Erinnerungen von Václav Štech auf den Begriff eines „spontanen Patriotismus“, der weniger politisch-national, als vielmehr lokal, ethnisch und allgemein kulturell motiviert war und sich nach Štechs Auffassung im Gefühl einer Art Stammeszugehörigkeit äußerte, die noch nicht von den Ablagerungen der Zivilisation zugeschüttet worden war. Geschaffen durch die Blutsbande früherer Generationen, artikuliert sich dieser spontane Patriotismus vor allem unter dem Eindruck „nationaler“ Lieder, von Musik und Kunst überhaupt²⁰.

Es ist sehr schwierig, für die tschechische patriotische Gesellschaft vom Anfang des 19. Jahrhunderts in den historischen Quellen etwas zu finden, was ihren Charakter der Vorstellungskraft des heutigen Lesers näherbringen kann. Für den Historiker, der sich früher oder später mit dieser Gesellschaft befassen muß, wird offenbar die Einsicht in die Kontinuität und Diskontinuität ihrer historischen Entwicklung den wichtigsten Gesichtspunkt darstellen. Auch die Sprachenfrage hatte offensichtlich nicht genau jene Bedeutung, die ihr der vereinfachende Blick der Lehrbücher für die böhmische Geschichte zuschreibt. Das Quellenstudium zum 17. und 18. Jahrhundert hat

²⁰ Štech, Václav V.: V zamlženém zrcadle [In einem verschleierte Spiegel]. Praha 1967, 72: „In Strážnice, irgendwann im Jahr 1942 oder 1943 – das volkstümliche Kunstschaffen existierte noch nicht – wurde ich zu einer Familienfeier eingeladen: Man saß, erzählte sich und trank. Es war eine normale Gesellschaft von städtischen Honoratioren und aus den umliegenden Dörfern eingeladenen Personen. Auf einmal begann irgendein Gevatter vom Dorf, ein bekannter Sänger, zu singen, und wie elektrisiert sprangen die Würdenträger auf, fielen die ehrbaren Männer in den Gesang ein, umarmten einander, und der Chor erfüllte die Anwesenden durch das Lied mit einem neuen Gleichklang von Melodien, die anfangs vom Fußstampfen der Menschen begleitet wurden, die sich mit ausgebreiteten Armen in einer breiten Reihe aufgestellt hatten. Eine Art Strom verband sie auf einmal und verwandelte die Bürger in das Volk. Das waren nicht mehr die Würdenträger, der Rat hörte auf, ein Rat zu sein, der Advokat war kein Advokat mehr, denn die Macht der Musik verband sie zu einer neuen, nun schon anonymen Einheit, in der tiefliegende Bindungen an die Generationen längst vergangener Zeiten sichtbar wurden, eine gemeinsame Stammesverwandtschaft von Menschen mit verschiedenen Berufen und unterschiedlicher gesellschaftlicher Stellung – im Griff eines Augenblicks, da der Gesang sie verwandelte und gleichsam zu einem großen, durch Musik und Rhythmus erzeugten Rausch vereinte. Eine Verwandlung, die im Westen, wo auch immer, nicht möglich gewesen wäre – nicht einmal in Brünn oder Prag hätten sich Persönlichkeiten in dieser Art und Weise aufgelöst –, während von dort aus nach Osten ein solcher Eintritt in eine neue Sphäre im Rausch des Rhythmus möglich zu sein scheint. Ich sagte mir in diesem Augenblick: Wir sind anders. Wir fühlen anders als die übrige Welt. Wir haben kollektive Bindungen an den Boden, untergründige elementare Schwingungen rufen in uns eine Stammeszugehörigkeit nicht formaler Art hervor, Gefühle des Verbundenseins, ein Pathos, das nichts mit Schauspielerei zu tun hat, und dramatische Ausbrüche, die jenen ähneln, die wir bei Antonín Dvořák und Janáček antreffen. Die Musik überwältigt und durchdringt dich, sie trägt dich irgendwohin, so daß du die Ebene verläßt, auf der du dich befindest, und in die Sphäre eines großen Gefühls eintrittst. Freilich auch in den Grenzbereich der Tragik, in die solchen Tragik, wie sie sich etwa vor Karel Purkyně auftat.“

die Auswertung der kirchlichen Matrikeln in den Vordergrund des Interesses gerückt, die schon damals mit überraschender Vollständigkeit Geburten, Sterbefälle und Heiraten registrierten. Damit erlauben sie, den ununterbrochenen Generationenwechsel nicht nur in biologischer, sondern auch in sozialer Hinsicht zu verfolgen. Bis zu der vom Staat verlangten einheitlichen Regelung der Führung der kirchlichen Matrikeln im Jahr 1784 war es durchweg üblich, daß neben Latein, das unregelmäßig und häufig nur bei Eintragungen benutzt wurde, die Angelegenheiten der Kirchenverwaltung betrafen, Aufzeichnungen über Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse in den Gebieten mit tschechisch sprechender Bevölkerung überwiegend in tschechischer Sprache vorgenommen wurden, in Gebieten mit deutschsprachiger Bevölkerung in deutscher Sprache und zwar sowohl auf dem Lande als auch in den Städten. So benutzten beispielsweise die Pfarrer in den Matrikeln der Pfarrei des Hl. Adalbert in der Prager Neustadt²¹ nicht nur im 17., sondern auch im 18. Jahrhundert die altertümliche tschechische Titulatur des niederen Adels, und zwar sowohl bei den Eintragungen über die Bewohner reicher Häuser in der Umgebung der ehemaligen Kirchen des Hl. Michael und des Hl. Lazarus und der Zeugen und Paten bei ihren Hochzeiten und Taufen als auch bei Aufzeichnungen über die Geburt von Kindern und die Trauungen kommandierender Offiziere, die mit ihren Familien nur vorübergehend in dem Viertel wohnten, wenn ihre Regimenter gerade in Prag stationiert waren. Auch die soziale Stellung der übrigen Bevölkerung ist in den Matrikeln in tschechischer Sprache verzeichnet; dies gilt für die Bürger der Prager Neustadt, die dort unter der üblich gewordenen Abkürzung des Titels MNMP (mešťan Nového Města Pražského = Bürger der Prager Neustadt) auftauchen, für ehrbare Jungfrauen, für Junggesellen, Witwer und Witwen, d. h. für Personen, deren Eheschließung kein Hindernis im Wege stand, es gilt für Mitglieder des ehrbaren Handwerks der Zimmerleute, Gerber, Müller und anderer, also für Männer, die durch die Zünfte kontrolliert wurden, für Soldaten sowie für Gehilfen und Gehilfinnen in den Häusern der Bürger, für rechtlich freie Personen und die Untertanen einiger Obrigkeiten, für das Gesinde, für die Zöglinge des Spitals St. Bartholomäus und schließlich für diejenigen, deren Titel bloß aus ihrem Namen und Nachnamen, bei Frauen oft nur aus dem Vornamen bestand. Dann freilich stoßen wir in den Matrikeln auf Personen, deren Namen und Herkunft unbekannt geblieben sind: In dem Viertel starben Bettler, Landstreicher, alte Menschen und lebend ausgesetzte oder auf den Friedhof geworfene Säuglinge.

Wir könnten – wie dies Peter Laslett anhand der englischen Matrikeln des 17. Jahrhunderts versucht hat²² – statistisch aufschlüsseln, auf wie viele Personen ohne Titel und Rang Herren und Herrinnen mit Titel entfielen, auf wie viele „Herren“ wiederum „wohlgeborene“ und „hochwohlgeborene“ Herren und Herrinnen und wie viele „wohledelgestrenge Wladyken“ und „wohledelgestrenge Ritter.“ Auch in kleineren Städten treffen wir beim Studium der Matrikeln eine ähnliche Praxis der Eintragungen an. So wurden beispielsweise in Červená Řečice um das Jahr 1670 nicht nur der Haupt-

²¹ Archiv der Hauptstadt Prag. Matrikeln St. Adalbert, Nr. 1–6, N. O. 1653–1784, und Nr. 34–37, Z 1677–1784.

²² Laslett, Peter: Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft. Wien-Köln-Graz 1988.

mann (hejtman) des Ortes als „wohlgeborener Herr“ und seine Frau als „wohlgeborene Frau Hauptmann“ titulierte, sondern auch die herrschaftlichen Beamten in tschechischer Sprache als „wohlgeborene Herren“ bezeichnet. Als jedoch in Netolice im Jahr 1727 die Fürstin Schwarzenberg der Tochter des örtlichen Chirurgen Patin stand, wurde die Eintragung über die Taufe in lateinischer Sprache vorgenommen, obwohl bei Aufzeichnungen über die Taufen der anderen bürgerlichen Kinder die tschechische Sprache benutzt wurde²³. Die bunte und über Jahrhunderte hinweg stabil gegliederte Gesellschaft, wie sie uns die Matrikeln des 17. und 18. Jahrhunderts zeigen, liefert nicht allzu viele Anhaltspunkte für einen Wandel der Titulatur der gesellschaftlichen Honoratioren und von Personen niedrigerer Herkunft, ebensowenig für Veränderungen im Gebrauch der tschechischen Sprache bei wichtigen, Familienangelegenheiten betreffenden Eintragungen des Prager niederen Adels und nobilitierter Bürger, hoher Offiziere und höherer Landesbeamter. Die Situation änderte sich erst, wie schon erwähnt, nach 1784, und zwar durch einen Eingriff von außen. Auch dann gab es freilich weiterhin einen Raum, in den die Rechtsbefugnisse der Obrigkeit nicht einzudringen vermochten. In seinem Haushalt war jeder verheiratete Mann Herr seiner Familie und sprach in der Regel die Sprache, die er von seinen Eltern erlernt hatte²⁴.

Die patriotische Gesellschaft entwickelte ihre „Ideologie“ gerade in der Zeit administrativer Maßnahmen zugunsten der Einführung des Deutschen als der Amtssprache und der Sprache der Bildung für das gesamte Habsburgerreich. Die Matrikeln lassen uns freilich auch die „Aussterbeordnung“ der Bevölkerung jener Zeit erkennen, und wir können aus ihnen erfahren, daß viele „wohledelgestrenge Ritter und Wladyken“ schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine direkten Nachkommen mehr besaßen, daß mit dem Anwachsen der Verwaltung und der Armee auf ihre Stelle in den staatlichen, Landes- und städtischen Behörden und in den Offizierskorps Angehörige der bürgerlichen Schichten gelangten. Waren dies diejenigen, die ihr „Nichtwohlgeborenssein“ durch Bildung und die bessere Kenntnis der deutschen Amtssprache zu ersetzen versuchten? Woher kam das parallele patriotische Bestreben, das Tschechische in die Literatur und unter die Sprachen der Gebildeten einzuführen? Waren es vielleicht gerade die Priester aus den Pfarren mit tschechischer Bevölkerung, gewöhnt an den Umgang mit den sogenannten illiteraten Schichten, die nach Auffassung von Vladimír Macura überraschenderweise in Hrochs Statistiken als stärkste soziale Gruppe der tschechischen Gebildeten in der Hochphase der nationalen Wiedergeburt auftauchen, waren sie es, die am vehementesten die Bewahrung und Weiterentwicklung des Tschechischen durchzusetzen versuchten²⁵?

Es scheint, daß man auf der Grundlage der bisherigen Studien über die Zusammensetzung der Gesellschaft der böhmischen Länder an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und über den Ort der sogenannten patriotischen Gesellschaft in dieser Gesellschaft keine eindeutigen Schlüsse ziehen kann, ob es im 19. Jahrhundert zu einer

²³ Staatsarchiv Třeboň (Witingau). Matrikeln Červená Řečice 1, NOZ 1645–1699, Matrikeln Netolice N 5, pag. 36.

²⁴ Horský, Jan: Markéta Seligová. Rodina našich předků [Markéta Seligová. Die Familie unserer Vorfahren]. Praha 1996.

²⁵ Macura: Znamení zrodu 118.

„Wiedergeburt“ und zur Bildung neuer Werte und Zielvorstellungen kam oder ob wir es mit einer kontinuierlichen Entwicklung zu tun haben, die fließend an die vorangegangene Situation anknüpfte. Vielleicht könnte Taillandiers Blick von außen auf den Zustand der tschechischen patriotischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Beantwortung dieser Frage beitragen. Was die weitere Entwicklung dieser Gesellschaft betrifft, so bleibt noch viel zu tun, um den großen Aufschwung sowohl der tschechischen als auch der deutschen Kultur im 19. Jahrhundert in die allgemeine Geschichte Europas einordnen zu können.

Übersetzt von Peter Heumos

DIE KRISE DER INTELLIGENZ:
ZUR DEBATTE UM DIE ROLLE DER TSCHECHISCHEN
INTELLIGENZ IN DER ZEITSCHRIFT
PŘÍTOMNOST 1924–1939

Von *Martina Winkler*

Im Jahre 1898 schloß sich aus Anlaß des Prozesses gegen den General Alfred Dreyfus eine Gruppe gebildeter Franzosen zusammen, die ihr Wissen und ihren Glauben an die Vernunft nicht nur in der Studierstube anwenden wollte, sondern bereit war, sich damit für Recht und Gerechtigkeit auch im politischen Raum einzusetzen. Das Phänomen Intellektuelle war entstanden, geboren, um Schwierigkeiten zu bereiten.

Durch das Engagement dieses neuen Gelehrtentyps wurde aus dem Prozeß um den angeblichen Hochverrat eine Affäre, die bis heute die Historiker beschäftigt. Doch nicht nur das konkrete Handeln der Intellektuellen, auch ihr Selbstverständnis und ihre Position in der Gesellschaft forderten und fordern noch heute heraus. Verschiedene Definitionsversuche, welche sich auf die soziale Stellung der Intelligenz, ihre gesellschaftliche Aufgabe, ihre politische Haltung und/oder ihr Selbstverständnis beziehen, füllen die Bibliotheken. Man kann, wie Christophe Charle, drei Dimensionen – die soziale bzw. funktionalistische, die kulturelle und die politische – unterscheiden¹, die meisten Definitionen beziehen sich jedoch auf mehrere dieser Bereiche. Die *geistige* Form der Arbeit der Intelligenz wird vorausgesetzt und als konstitutiv bezeichnet, so z. B. bei Robert Michels, der von den Intellektuellen spricht als von „Menschen mit Erkenntnis“². Sie erfüllen eine besondere Funktion innerhalb der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, sind dafür verantwortlich, die Welt zu deuten und zu erklären³, und, Max Weber zufolge, als Faktor der Moderne das Weltbild zu rationalisieren⁴. Weitergehende Definitionen beziehen sich auf die problematische soziale Zuordnung. So spricht Karl Mannheim von den „freischwebenden Intellektuellen“ und meint damit eine gewisse materielle Unabhängigkeit, welche Freiheit des Denkens und Urteilens erst möglich macht⁵. Die Intellektuellen der ersten Stunde stellten, als sie sich für eine Revision des Dreyfus-Verfahrens einsetzten, die Wahrheit und die Vernunft, welche sie zu erkennen beanspruchten, ausdrücklich gegen die Autorität von Staat und Justiz sowie gegen soziale Konventionen. Emile Zola, der damals wohl populärste Schrift-

¹ Charle, Christophe: *Vordenker der Moderne. Die Intellektuellen im 19. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1997, 10.

² Michels, Robert: *Masse, Führer, Intellektuelle*. Frankfurt/M. - New York 1987, 189.

³ Mannheim, Karl: *Ideologie und Utopie*. Frankfurt/M. 1978, 11.

⁴ Sukale, Michael: *Einleitung zu Max Weber: Schriften zur Soziologie*. Stuttgart 1995, 41.

⁵ Mannheim, Karl: *Wissenssoziologie*. Berlin - Neuwied 1964, 457.

steller Frankreichs, setzte seine gesellschaftliche Position aufs Spiel, als er den Text *J'accuse* publizierte – für die Wahrheit, für die Vernunft.

Die Unabhängigkeit, die hier betont und gelebt wurde, bildete für die Gegner dieser Aktion einen willkommenen Angriffspunkt. So polemisierte beispielsweise Maurice Barrès gegen die „Wurzellosigkeit“ der Intellektuellen. Kritik an den Intellektuellen kam nicht nur von politischen Gegnern, sondern wurde auch grundsätzlicher, als Problematisierung der neuen Position der Intelligenz, d. h. der akademisch Gebildeten, formuliert. Was im Zusammenhang mit der Dreyfus-Affäre begann, setzte sich im 20. Jahrhundert, insbesondere in der Zwischenkriegszeit, in vielen Ländern Europas fort. Das neue Konzept der unabhängigen, in politischen und gesellschaftlichen Fragen engagierten Intellektuellen fand einen besonders einflußreichen Kritiker in dem Franzosen Julien Benda. Im Jahre 1927 erschien sein Buch *La trahison des clercs*⁶, ins Deutsche etwas unglücklich übersetzt als *Der Verrat der Intellektuellen*, welches auch in der Tschechoslowakei intensiv rezipiert wurde. Die Gebildeten seien, so Benda, zu den Massen herabgestiegen und hätten sich auf die verhängnisvollen Leidenschaften eines extrem politisierten Zeitalters eingelassen. Dies betrachtete der Autor als Verrat, als Preisgabe der besonderen Mission der clercs. Benda formulierte damit sehr deutlich, was auch andere Denker seiner Zeit als problematisch empfanden. Auch José Ortega y Gasset beschrieb den Verlust der elitären Stellung der Gebildeten als epochales Problem. Er nannte sein Buch *Der Aufstand der Massen*⁷ und sprach darin das gleiche Problem an wie Benda. Der Wert der Bildung, so empfanden es viele Europäer, befand sich in einer Krise, verlor durch Demokratisierung, Politisierung und Nivellierung seine Bedeutung und seine Wirkungsmacht. Das Problem der gefährdeten Unabhängigkeit zu erkennen, erforderte einen gewissen Pragmatismus: Gegen Jean-Paul Sartres klassisch intellektuelle Forderung nach einem „schriftstellerischen Engagement“⁸ stand de Beauvoirs problembewußte Analyse in *Les Mandarins*⁹, die das Dilemma des politisch engagierten und damit nicht mehr unabhängigen Intellektuellen thematisierte. Die Frage der Intellektuellen wurde zu einem vieldiskutierten Problem der Zwischenkriegszeit in verschiedenen europäischen Ländern. Auch die tschechische Intelligenz sah sich zur Hinterfragung ihrer eigenen Position gedrängt und äußerte deutlich und wiederholt das Bewußtsein einer Krise.

Die Bedeutung der Intelligenz für die tschechische nationale Entwicklung wird im allgemeinen als sehr hoch eingeschätzt. Die gleichzeitig kulturell und politisch wirkende Tätigkeit der tschechischen „Erwecker“ von Josef Dobrovský und Ján Kollár bis zu František Palacký und Karel Havlíček paßt sich dabei in das allgemeine Muster des Weges sogenannter kleiner, verspäteter Nationen ein. Das Fehlen eines tschechisch-sprechenden Adels und die meist kleinbürgerliche oder bäuerliche Herkunft der tschechischen Intelligenz, der Mangel an Mäzenen und die damit einhergehende Not-

⁶ Benda, Julien: *La trahison des clercs*. Paris 1927.

⁷ Ortega y Gasset, José: *Der Aufstand der Massen*. Reinbek 1979.

⁸ Sartre, Jean-Paul: Was ist Literatur? oder Von der Notwendigkeit des schriftstellerischen Engagement. In: Sartre. *Den Menschen erfinden*. Hrsg. v. Traugott König. Reinbek 1992, 79–92.

⁹ Beauvoir, Simone de: *Les Mandarins*. Paris 1954.

wendigkeit des Geldverdienens sowie die direkte Verbindung von nationalen Kämpfen und Bildungspolitik führten zu einer besonders engen Verknüpfung von Kunst und Politik und verhinderten das Entstehen eines apolitischen Bildungsbürgertums auf der einen Seite und eines Berufspolitikerstandes auf der anderen¹⁰. Die Intelligenz übernahm die Rolle, die in anderen europäischen Ländern häufig der Adel ausfüllte: Sie bildete die politische Nation¹¹. Dabei fehlte allerdings die Verbindung von Bildung und Macht; die tschechische Intelligenz stand traditionell in Opposition zum Staat. Diese Situation spiegelte sich und wurde in ihrer Bedeutung verstärkt durch die Entstehung eines starken nationalen Stereotyps. Tschechische Nationalisten betrachteten sich gern als armes und unterdrücktes, aber gebildetes Volk, die Intelligenz wurde als besonders volksnah und genuin demokratisch gesehen.

Dieses Bild von der auch in Ostmitteleuropa durch ihre besonders bedeutsame Intelligenz herausragenden tschechischen Nation bildete sich um die Person des Universitätsprofessors und Staatsgründers Thomas G. Masaryk. Masaryk selbst war sowohl Autor als auch Motiv dieses Bildes, er hat entscheidend Regie geführt und wurde gleichzeitig gern als Beispiel für den Typus der tschechischen Intelligenz genannt. Die Frage nach der größeren Bedeutung seiner Tätigkeit als Politiker oder als Philosoph wird bis heute problematisiert, Diskussionen darüber sind häufig von besonderen Empfindlichkeiten begleitet.

Die Tschechoslowakei wurde und wird noch immer begriffen als ein Staat „im Zeichen einer einzigartigen Gegebenheit: Niemals zuvor, in der Antike, im Mittelalter, in der Neuzeit hat es sich begeben, daß ein Denker einen Staat *begründet* hat.“¹² Diese Gründungsgeschichte war Programm, Anspruch – und Problem. Denn genau diese Verbindung von Politik und Philosophie war es, die verschiedene europäische Autoren als gefährlich betrachteten. So beanstandete Julien Benda den Verrat der Denker, die ihre Unabhängigkeit in der Kontemplation zugunsten der Aktion und der Macht aufgeben hatten. Sie wurden damit zu Intellektuellen, mischten sich also in Fragen ein, die über ihr eigentliches Fachgebiet weit hinausgingen. Benda übernahm die klassische Definitionsweise, welche die Intellektuellen von der Intelligenz durch die Beschreibung unterschied, daß sie sich nicht nur auszeichneten durch die „rationalistische Bemühung, den ‚Sinn‘ der Welt und des eigenen Lebens denkend zu ergründen“¹³ – das hätte auch Benda noch begrüßt –, sondern auch „ein wenigstens schwaches

¹⁰ Selbstverständlich gibt es viele Ausnahmen, die dieses Muster stören: So wurde nicht nur Palackýs Geschichte Böhmens von adligen Mäzenen großzügig gefördert, und für tschechische Bürger war die finanzielle Unterstützung von national motivierter Kultur ein Muß. Ein Beispiel für einen tschechischen Berufspolitiker wiederum bildete Karel Kramář.

¹¹ H a j d a, Jan: The Role of the Intelligentsia in the Development of the Czechoslovak Society. In: The Czechoslovak Contribution to World Culture. Hrsg. v. Miloslav R e c h c i g l jr. The Hague 1964, 307–312, hier 308.

¹² P a t o č k a, Jan: České myšlení v meziválečném období [Das tschechische Denken in der Zwischenkriegszeit]. In: Masarykův sborník VII. T. G. M. a naše současnost [Masaryks Sammelband VII. T. G. M. und unsere Gegenwart]. Praha 1992, 406–416, hier 406 (Hervorhebung im Original).

¹³ W e b e r, Max: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd.2. Tübingen 1988, 377.

messianisches Bewußtsein und gesellschaftliche Verantwortung“¹⁴ aufwiesen und schließlich gar ihre Stimme aktiv „im Namen der Allgemeinheit erheben, also den engen Rahmen ihrer individuellen Kompetenzen überschreiten“¹⁵. Solcher Definition folgend, war Masaryk, der 1899 eine tschechische Dreyfus-Affäre ins Rollen gebracht und 1918 einen Staat begründet hatte, der Intellektuelle schlechthin – für Benda also ein Verräter, für die Mehrheit der Tschechen nach 1918 aber ein Held. Masaryk argumentierte stets als Wissenschaftler mit dem Anspruch auf Objektivität, doch im politischen Rahmen mit subjektiv bestimmtem Ziel. Benda warf den modernen Intellektuellen die Identifikation mit der Nation und dem Nationalstaat vor, eine Haltung, die Masaryk mit Stolz einnahm. Für Benda bestand der Verrat der Gebildeten vor allem darin, sich nicht mehr vom „*réalisme des laïcs*“ zu distanzieren, sondern diesem sogar zu dienen. Masaryk hat genau diesen Begriff des Realismus, der Nähe zum Volk und die Beschäftigung mit konkreten, aktuellen Fragen, zu seinem Programm gemacht. Er forderte eine demokratische, wissenschaftlichen Erkenntnissen folgende Politik. Der Intelligenz kam hier selbstverständlich eine zentrale Rolle zu.

Die tschechische Intelligenz hatte im 19. Jahrhundert eine entscheidende Rolle bei der nationalen und politischen Emanzipation der Tschechen gespielt. Nähe zum, fast Identität mit dem Kleinbürgertum war dabei kennzeichnend¹⁶. Mit der Differenzierung der Gesellschaft und der Entstehung neuer politischer Parteien, insbesondere dem Aufstieg der Sozialdemokratie, war diese Nähe nicht mehr selbstverständlich. Die tschechische Intelligenz zerfiel in verschiedene Gruppen und Strömungen, wobei neben sozialen Veränderungen auch religiöse Differenzen eine Rolle spielten¹⁷. Die antibürgerliche Stimmung des *fin-de-siècle* tat ein Übriges, daß die Intelligenz sich teilte in eine national und bürgerlich engagierte Gruppe einerseits sowie in sozialistisch oder auch anarchistisch gesinnte Kreise andererseits. Diese Struktur blieb im Kern lange erhalten: Noch in der Zwischenkriegszeit verstand sich die Nationaldemokratie, Nachfolgerin der Jungtschechischen Partei, als Partei der etablierten Akademiker, während auf der anderen Seite des politischen Spektrums Angehörige der Intelligenz im Rahmen des Proletkults für die linke Revolution kämpften. Die Intelligenz als soziale Gruppe, politisch von besonderer Bedeutung, wurde dabei weniger umworben als vereinnahmt. Die Linke sah die Intelligenz klar als dem Klassenkampf verpflichtete Avantgarde, zur Kooperation mit dem Proletariat gegen die Bourgeoisie

¹⁴ Bialas, Wolfgang/Fuchs, Eckhardt: Intellektuelle der Zwischenkriegszeit im Spannungsfeld von Macht und Geist. Ein internationaler Vergleich. *Comparativ. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung* 5 (1995/6) 7–14, hier 7.

¹⁵ Giesen, Bernard/Junge, Kay/Kritschgau, Christian: Vom Patriotismus zum völkischen Denken: Intellektuelle als Konstrukteure der deutschen Identität. In: *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit*. Bd. 2. Hrsg. v. Helmut Berding. Frankfurt/M. 1994, 345–394, hier 347.

¹⁶ Horská, Pavla: *Obyvatelstvo českých zemí podle povolání* [Die Bevölkerung der böhmischen Länder nach Berufen] In: *Dějiny obyvatelstva českých zemí* [Die Geschichte der Bevölkerung der böhmischen Länder]. Hrsg. v. Ludmila Fialová, Pavla Horská, Milan Kučera u. a. Praha 1996, 227–253, hier 238.

¹⁷ Griffith, William E.: Myth and Reality in Czechoslovak History. In: *East Europe* 11 (1962) 3, 3–11, hier 6f.

bestimmt. Diejenigen Teile der Intelligenz, die diesen Vorstellungen nicht entsprachen, wurden schnell als kontrarevolutionäre Bourgeois und Parasiten diffamiert¹⁸. Die bürgerliche Rechte dagegen erhob Ansprüche auf die Vertretung der Intelligenz als gebildete und relativ wohlhabende Gruppe und lehnte wiederum linksorientierten radikalen „Intellektualismus“ ab.

Die Gruppe zwischen diesen Extremen war es, die zu Masaryks großen Plänen stand. Und neben der „Burg“, dem „Freitagskreis“ und verschiedenen Periodika gab es eine Wochenzeitschrift, die sich als Sprachrohr dieser Gruppe verstand und sich an ein breites, gebildetes, politisch liberal gestimmtes Publikum¹⁹ wandte: Die *Přítomnost*. Gegründet wurde die Zeitschrift im Jahre 1924 von dem jungen Journalisten Ferdinand Peroutka, der zu diesem Zweck vom Staatspräsidenten Masaryk ein großzügiges finanzielles Geschenk erhalten hatte²⁰. Masaryk hatte schon länger geplant, eine neue Zeitschrift für die bürgerlichen Schichten ins Leben zu rufen: liberal, auf hohem Niveau – und natürlich ihm selbst und dem Staat gegenüber loyal. Der Plan, aus den nach rechts abdriftenden *Národní listy* ein solches Unternehmen zu machen, scheiterte am Widerstand der Nationaldemokratischen Partei²¹. Statt dessen bot die Neugründung einer Zeitschrift unter dem Vorsitz des kritischen, aber dennoch loyalen Peroutka eine Chance für Masaryk, die Presselandschaft ein wenig nach seinen Vorstellungen zu verändern.

Die *Přítomnost* – das waren Autoren, die mehr oder weniger regelmäßig Beiträge abliefern, Mitglieder der liberal denkenden tschechischen Elite, das waren Angehörige der regelmäßig freitags disputierenden „pátečníci“, Schriftsteller und Dichter, Politiker, Literaturkritiker, das war aber auch sehr weitgehend Ferdinand Peroutka. Dieser war nicht nur Chefredakteur und fleißigster Verfasser, er fühlte sich auch persönlich für die Auswahl der Autoren zuständig und redigierte viele der Artikel selbst²². Sein Einfluß auf die Zeitung ist deutlich herauszulesen, ebenso aber auch die geistige Autorität Masaryks – der von Zeit zu Zeit selbst anonym Beiträge lieferte – und die enge personelle Verbindung zu der Redaktion der *Lidové noviny*. Wenn im folgenden von „der *Přítomnost*“ die Rede ist, so ist damit eine geistige Linie gemeint,

¹⁸ Soldan, Fedor: *Tři generace* [Drei Generationen]. Praha 1940, 101f. – Neumann, Stanislav K: *Šedivé teorie a mrtvé zásady* [Graue Theorien und tote Grundsätze]. In: *Český anarchismus 1890–1925* [Der tschechische Anarchismus 1890–1925]. Hrsg. v. Václav Tomek. Praha 1996, 683ff.

¹⁹ Zur nicht ganz unkomplizierten Definition und Geschichte des Liberalismus im tschechischen Kontext vgl. *Český liberalismus. Texty a osobnosti*. Hrsg. v. Milan Znoj, Jan Havránek und Martin Sekera. Praha 1995.

²⁰ Die genauen Angaben in der Literatur unterscheiden sich: So ist von 500 000 Kronen die Rede bei Pernes, Jiří: *Svět Lidových novin 1893–1993. Stoletá kapitola z dějin české žurnalistiky, kultury a politiky* [Die Welt der Lidové novin 1893–1993. Ein hundertjähriges Kapitel aus der Geschichte der tschechischen Journalistik, Kultur und Politik]. Praha 1993, 84. – Von einer Million Kronen dagegen wird gesprochen in dem Band *Polemiky Ferdinanda Peroutky. Polemické stati z let 1924–1948*. Hrsg. v. Vítězslav Houška. Praha 1995, 76.

²¹ Pernes: *Svět Lidových novin* 81–86.

²² Firt, Julius: *Die „Burg“ und die Zeitschrift Přítomnost*. In: *Die „Burg“. Einflußreiche politische Kräfte um Masaryk und Beneš*. Bd. 2. Hrsg. v. Karl Bosl. München - Wien 1974, 111–126, hier 120.

die in den Artikeln Peroutkas am deutlichsten hervorscheint und die Mehrzahl der anderen Beiträge entscheidend prägte. Ohne uniform zu sein, hatte die Zeitung doch ein klares Profil, das besonders in Diskussionen mit Vertretern anderer intellektueller und journalistischer Kreise in der Tschechoslowakei hervortrat. „Die *Přítomnost*“ meint also eine Linie – Grundsätze, Loyalitäten, Fragestellungen – um die herum sich die Autoren gruppieren. In welchen Formationen dies geschah, welche konkreten Gestaltungen und Antworten diese Linie erfuhr, ist an den vielen Debatten innerhalb des *Přítomnost*-Kreises abzulesen. Eines dieser kontroversen Themen, die Frage nach der Rolle der Intelligenz, soll hier mit Blick auf Übereinstimmungen ebenso wie auf Konfliktpunkte untersucht werden. Im folgenden soll eine dieser Debatten, die Frage nach der Rolle und der Krise der Intelligenz, untersucht und in die Gesamtproblematik der tschechischen Intellektuellen in der Zwischenkriegszeit eingeordnet werden.

Die *Přítomnost* und die von ihr vertretenen Autoren und Leser waren dem Staat gegenüber loyal, waren bereit, für die 1918 formulierten nationalen Ziele zu arbeiten. Masaryk hatte „noch dreißig Jahre einer ruhigen und vernünftigen Entwicklung“²³, der „drobná práce“ (Kleinarbeit) zur Stabilisierung der nationalen Existenz in Demokratie und Freiheit gefordert, und die *Přítomnost* folgte ihm in dieser Richtung. Der eingeschlagene Weg führte durch eine Landschaft der Extreme, und auch wenn niemand wissen konnte, daß er an einer unüberwindlichen Barriere enden würde, so ist doch durchaus ein Bewußtsein für die Gefahr und die Krisenhaftigkeit der Zeit zu erkennen. Die *Přítomnost* beschäftigte sich mit den wirtschaftlichen, politischen und sozialen, nicht zuletzt aber auch geistigen Entwicklungen, beschrieb neuen Radikalismus, politische sowie wirtschaftliche Unsicherheit und Zukunftsangst.

Masaryk diagnostizierte in diesem Kontext – als Symptom und als Krankheitsherd gleichermaßen – schon früh eine Krise der Intelligenz²⁴. Diese sei, so schrieb Masaryk ganz im Sinne seiner früheren Äußerungen²⁵, eine Folge von schlechter, an „einseitigem Intellektualismus“ ausgerichteter Bildung.

Als die *Přítomnost* ihre Arbeit aufnahm, hatte sich bereits eine Debatte um die Stellung und die Krise der Intelligenz entwickelt, in der die materiellen Probleme der Akademiker, die Parteienherrschaft und die Versäulung²⁶ als Kennzeichen des tschecho-

²³ Čapek, Karel: *Hovory s. T. G. Masarykem* [Gespräche mit T. G. Masaryk]. Praha 1990, 196.

²⁴ Národnímu shromáždění a vládě, 28. 10. 1923 [An die Nationalversammlung und die Regierung]. In: Masaryk, T. G.: *Cesta demokracie I. Projevy-články-rozhovory 1921–1923* [Der Weg der Demokratie I. Reden-Artikel-Interviews 1921–1923]. Praha 1934, 480–485. – Auch eine spätere Äußerung Masaryks zur „Krise der Intelligenz“ wirbelte viel Staub auf und zog u. a. eine kontroverse Debatte in der *Přítomnost* nach sich: Projev presidenta republiky z 28. 10. 1927 [Die Rede des Präsidenten der Republik vom 28. 10. 1927]. In: *Ders.:* *Cesta demokracie III. Projevy-články-rozhovory 1924–1928*. Praha 1994, 237–240.

²⁵ Siehe beispielsweise die Diagnose der Moderne in Masaryks Habilitationsschrift oder auch die Aufsätze in den „Humanistischen Idealen“. Vgl. Masaryk, Thomas G.: *Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation*. Wien 1881 und *ders.:* *Ideály humanitní*. Praha 1968 (erstmalig erschienen in *Čas* 14, 1901).

²⁶ Zum Begriff der Versäulung Heumos, Peter: *Strukturální prvky první Československé republiky. Politicko-společenský systém, intermediární organizace a problém stability*

slowakischen politischen Systems, klassenkampforientierte Argumente, ebenso aber auch grundsätzliche Überlegungen zur Problematik der Intellektuellen eine Rolle spielten. Die *Přítomnost* sollte sich nun bis zu ihrer Einstellung im Jahre 1939 intensiv mit den Fragen nach der Rolle der Intelligenz in der tschechoslowakischen Gesellschaft, nach deren Selbstverständnis und den Befindlichkeiten und nach der Aufgabe von Kultur ganz allgemein beschäftigen.

Sie ging dabei gleich in medias res: Auf der Titelseite der ersten Ausgabe druckte man den Artikel „Unsere geistige Krise“²⁷. Die Schwierigkeiten der Gesellschaft wurden auf eine Krise des Denkens und der Intelligenz konzentriert. Man diagnostizierte Unsicherheit, die zu Extremismus führe, Mangel an realistischem, konkretem, konstruktivem Denken; ein Monopol der Parteien in intellektueller Hinsicht, Unterdrückung der freien Meinung, Unfähigkeit zur Diskussion. Als entscheidender Aspekt der schwierigen politischen Situation wurde die apolitische Haltung der Intelligenz angeführt und die Weigerung der Politiker, auf die Intelligenz zu hören.

Im Widerspruch zu dem Untertitel „Eine Erwägung anstatt eines Programms“ hatte dieser Artikel eindeutig programmatischen Charakter. Verschiedene Aspekte, die in den kommenden fünfzehn Jahren in der *Přítomnost* eine große Rolle spielen sollten, wurden an dieser exponierten Stelle bereits vorweggenommen. Das Problem der politischen Kultur in der Tschechoslowakei allgemein und das der Intelligenz im Besonderen wurde später mit Blick auf jene unterschiedlichen Gesichtspunkte besprochen, die bereits im Leitartikel der ersten Ausgabe ihren Platz gefunden hatten. Zentral war hier die Feststellung des fehlenden Einflusses der Intelligenz auf die Politik. Dies wurde als Mißstand empfunden, und der Autor fragte nach dem Grund, nach dem Schuldigen. Ob Politiker die Intelligenz ausschlossen oder aber ob diese einfach nicht bereit war, politisch zu denken und zu handeln und vor allem auch Verantwortung zu übernehmen, dies war eine Frage, die in der ersten Ausgabe angeschnitten und in den folgenden Jahren immer wieder diskutiert wurde. Der Autor dieses Artikels argumentierte den später formulierten Thesen Bendas diametral entgegengesetzt. Was er als die Krise der Intelligenz bezeichnete, war nicht das „Herabsteigen“ der Gebildeten zu profanen Dingen, sondern die sich vergrößernde Kluft zwischen Politik und Intelligenz.

In einigen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas, so auch in der Tschechoslowakei, kam in der Zwischenkriegszeit zu der allgemeinen Problematik der Intellektuellen, wie sie in Frankreich durch den Kreis um Zola und dessen Kritiker angestoßen worden war, eine zusätzliche Schwierigkeit hinzu: Wo früher, in Vielvölkerstaaten, nationales Gefühl Opposition gefordert hatte, war nun, in den neuen „Nationalstaaten“, Loyalität gefragt.

Die *Přítomnost* war bereit, dieser Forderung zu entsprechen: Obwohl sie diese Bezeichnung ablehnte, gehörte sie zumindest zum weiteren Kreis der „Burg“, des Informations-, Beratungs- und Propagandanetzes des Staatspräsidenten. Keinesfalls

[Strukturelle Elemente der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Das politisch-gesellschaftliche System, die intermediären Organisationen und das Problem der Stabilität]. *Soudobé dějiny* 2 (1995) 2–3, 157–168.

²⁷ Naše myšlenková krize (Úvaha místo programu). *Přítomnost* vom 17. 1. 1924. Es ist kein Autor angegeben, doch handelt es sich offensichtlich um Ferdinand Peroutka.

unkritisch, aber doch in grundsätzlicher Loyalität zu Masaryk und seinen Ideen und Taten führte Peroutka seine Redaktion. Er nannte sein überaus erfolgreiches historisches Werk über die ersten Jahre der Tschechoslowakei nicht umsonst „Das Errichten eines Staates“²⁸ und schloß damit an den Titel der englischen Übersetzung von Masaryks „Weltrevolution“, „The making of a state“, an. Mit dieser Haltung mußte sich die Zeitschrift gegen eine regelrechte nationale Tradition durchsetzen: Das ganze 19. Jahrhundert lang hatte man sich mehr oder weniger radikal gegen die bestehende Ordnung gewandt, und nun sollte man den status quo verteidigen und ausbauen. In der Literatur wird häufig auf die Schwierigkeiten der Tschechen hingewiesen, im Jahre 1918 von der antistaatlichen Tradition plötzlich auf Loyalität umzuschalten²⁹. Mit dem Blick auf die Intelligenz findet man dieses Problem in konzentrierter Form vor. Staat und Nation sollten plötzlich zusammengehören und von einer „eigenen“, nationalen Regierung vertreten werden. Die Intelligenz, früher Vorreiter der Opposition, sollte nun die Elite eines Staates bilden.

Die Krise der Intelligenz, wie sie von unterschiedlichen Autoren in Europa und auch in der Tschechoslowakei konstatiert wurde, verband sich meist mit dem Begriff des Verrats. Dabei waren es unterschiedliche Werte, die man für verraten hielt. Je nach politischer Haltung waren dies das Proletariat und die Revolution, der Staat und die Nation, aber auch der Geist und das Ideal, letztlich die eigene Position. Die internationalistische Linke konnte alle drei im Jahre 1918 durchgesetzten Elemente pauschal ablehnen, sie wollte keine Nation, sie wollte nicht diesen Staat und schon gar nicht dieses politische System; die nationalistische Rechte rief als Slogan „Für Staat und Nation“ und stempelte die Angehörigen der „Burg“ zu angeblich mit der Linken verbündeten und machthungrigen Verrätern. Die Mitte blieb der nationalen Tradition verhaftet, begrüßte den neuen Staat und das System. Das Ziel war erreicht, Idee und Realität – Nation, Staat und System – wurden eins. Das Selbstbewußtsein der liberal denkenden Intelligenz aber geriet gerade angesichts dieses Erfolges in eine Krise. Ein großer Teil der tschechischen Intelligenz hatte sich zumindest in den letzten Jahren der Habsburgermonarchie als Opposition definiert – gegen die österreichische Regierung, gegen die deutsche Bevölkerung. Mit dem Wechsel der politischen Verhältnisse war das intellektuelle Selbstverständnis in seinen Grundfesten erschüttert.

Ein grundlegendes Dilemma der Intelligenz von größter prinzipieller Bedeutung sollte sich nun entfalten: das Problem des Verhältnisses von Philosophie und Politik, von Ideal und Realität – das Dilemma des politischen Kompromisses.

In der gesamten tschechischen Debatte um die Rolle der Intelligenz scheint es keine Stimme gegeben zu haben, die ähnlich radikal wie Benda ein politisches Engagement von Intellektuellen grundsätzlich als Verrat betrachtet und abgelehnt hätte. Allen Äußerungen zu diesem Thema liegt die Forderung zugrunde, Philosophie ebenso wie Kunst dürfe nicht abstrakt und unpolitisch sein, sondern müsse stets politische und gesellschaftliche Ziele vor Augen haben. Am nächsten an der Schrift Bendas bewegte

²⁸ Peroutka, Ferdinand: *Budování státu*. Bände I. bis IV. Praha 1991.

²⁹ Z. B. Mahrlík, Václav: *Češi a integrace* [Die Tschechen und die Integration]. Teil V. *Střední Evropa. Revue pro středoevropskou kulturu a politiku* 12 (1996) 62, 55–64, hier 60.

sich der Philosoph Emanuel Rádl. Er operierte wie der französische Autor, auf den er sich auch ausdrücklich bezog, mit dem Verhältnis von Intellektuellen und Klerikern und beklagte die Übermacht der Politik über das „Reich des Geistes“³⁰. Doch auch er forderte vehement eine an praktischen Fragen orientierte Philosophie, lehnte den Gelehrten im Elfenbeinturm ab³¹.

Die westeuropäischen Diskurse über das Intellektuellenproblem wurden von der tschechischen Kultur traditionell nur teilweise und gebrochen übernommen: Die Dreyfus-Affäre beispielsweise fand zwar großes Interesse und engagiertes Echo in Böhmen, es waren jedoch vor allem antisemitische und antideutsche Aspekte, welche die Aufmerksamkeit weckten – nicht das in diesem Zusammenhang problematisierte Phänomen der Intellektuellen³². Die tschechische Intelligenz berief sich nicht in erster Linie, wie Zola es getan hatte, auf ihr Gewissen und ihre Vernunft, sondern auf die Nation. Die besondere Charakterisierung der russischen Intelligentsia, die mit dem Wahlspruch „serve your nation“³³ ausgedrückt wurde, was im Gegensatz zum „serve your reason“ oder vielmehr „servez votre raison“ der französischen Intellektuellen gesehen werden muß, trifft also auch auf die tschechische Intelligenz zu. Oppositionelle Haltung, Sendungsbewußtsein und eine explizit nicht-elitäre Stellung, die man mit dem Begriff des Dissidententums umschreiben könnte, waren die wichtigsten Kennzeichen dieser Lage. Folgerichtig fanden sich die Angehörigen der tschechischen Intelligenz nach der Staatsgründung auch in einer krisenhaften Umbruchssituation, welche neue, häufig jedoch auch wieder nur gebrochene Debatten hervorrief.

Die Begriffe der Intelligenz bzw. der Intellektuellen wurden im Rahmen dieser Debatten in der Tschechoslowakei nur ausnahmsweise definiert³⁴; die Autoren gingen meist von einer grundsätzlichen und formalen Bestimmung durch den Schulabschluss aus, ergänzten dies jedoch durch die Forderung nach Intelligenz als geistige, nicht unbedingt vom akademischen Titel abhängige Fähigkeit sowie nach politischem Engagement und der Erfüllung einer besonderen gesellschaftlichen Position. Der russische Begriff der Intelligentsia, von der Forschung häufig auch auf andere ost- und ostmitteleuropäische Länder angewandt, tauchte übrigens nicht als Bezeichnung des eigenen Daseins auf. Die Termini Intelligenz und Intellektuelle überschritten sich – nicht ausschließlich aufgrund von inkonsequenten Sprachregelungen, sondern durch eine politische Forderung: Jeder Angehörige der Intelligenz – jeder gebildete Fachmann also – sollte möglichst auch ein Intellektueller – der über die Grenzen seiner Profession hinausblickt – sein.

³⁰ Rádl, Emanuel: *Krise inteligence* [Die Krise der Intelligenz]. Praha 1928.

³¹ Ders.: *Dějiny filosofie I: Starověk a středověk* [Die Geschichte der Philosophie I: Altertum und Mittelalter]. Praha 1932, 9.

³² Vgl. Kletečka, Thomas: *Das Echo der Dreyfusaffäre in Böhmen*. In: *Frankreich und die böhmischen Länder im 19. und 20. Jahrhundert: Beiträge zum französischen Einfluß in Ostmitteleuropa*. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. München 1990, 121–137.

³³ Gella, Alexander: *An Introduction to the Sociology of the Intelligentsia*. In: *The Intelligentsia and the Intellectuals. Theory, Method and Case Study*. Hrsg. von dem s. London 1976, 9–34, hier 15.

³⁴ Eine solche Ausnahme einer systematischen Herangehensweise findet sich bei Bláha, Arnošt: *Sociologie inteligence* [Soziologie der Intelligenz]. Praha 1937.

Der Terminus des Intellektuellen in dieser Bedeutung war noch in der Entwicklung begriffen. Das Konversationslexikon *Ottův slovník naučný* von 1897 verzeichnete den Begriff des Intellektuellen nicht, sondern sprach nur von der *inteligence* als Synonym für die Schicht der Gebildeten³⁵. Die Neuausgabe von 1933 dagegen formulierte unter dem Schlagwort „*intelektuál*“: „Gebildeter, heute ein häufiger benutztes Wort als die frühere Bezeichnung *inteligent*“ und wies darauf hin, daß sich „in der Sprache langsam die Unterscheidung [*intelektuál*] entwickelt, ein wirklich kulturell tätiger Mensch im Vergleich zum *inteligent*, der nur ein Mitglied der höher gebildeten Schichten ist“³⁶. Und der *Masarykův slovník* aus dem Jahre 1927 führte *inteligence* überhaupt nicht mehr als soziale Gruppe, sondern nur noch als geistige Fähigkeit auf, schrieb aber statt dessen unter *Intelektualismus*: „daraus folgend der *intelektuál*, der Gebildete, aber eigentlich derjenige, der nur von der geistigen Arbeit lebt und keinen Sinn für die Notwendigkeiten des täglichen Lebenskampfes hat“³⁷.

Diese negativen Implikationen des Begriffes „Intellektueller“, gipfelnd im Vorwurf der Lebensunfähigkeit, schwangen auch in der Debatte häufig mit. Allgemeiner Konsens aber war dennoch, daß es zur Aufgabe der Intellektuellen gehöre, Werte zu bestimmen und zu verteidigen. Das Volk sollte erzogen und auf Prinzipien und moralische Probleme aufmerksam gemacht werden, dies ein eindeutig messianistisch und paternalistisch angehauchtes, also stark elitäres Element. Diese Aufgabe wurde nicht nur in der *Přítomnost* mit Verve verteidigt. Oft nicht ohne Arroganz und elitäres Bewußtsein brach man in verschiedenen politischen und religiösen Diskursen der Ersten Republik eine Lanze für die besondere Stellung der Intelligenz, trug akademische Titel mit Stolz und forderte ein hohes Ansehen in der Gesellschaft. Das traditionell positive Image der Intelligenz und die überlieferte Wertung von Bildung als hohes nationales Gut³⁸ sollte erhalten bleiben.

Über diese formale Definition der Aufgabe war man sich weitgehend einig. Problematisch wurde es angesichts der Inhalte, der Werte und Loyalitäten, die unlösbar mit dieser Tätigkeit verbunden sein mußten. Die radikale Linke nannte hier selbstverständlich die Revolution; unter den Angehörigen anderer Richtungen gab es in dieser Frage Meinungsverschiedenheiten. Der Kritiker F. X. Šalda wollte stets das „Leben“ als Motivation und Ziel der Kunst verstehen – seine konkreten politischen Bindungen wechselten entsprechend häufig. Dennoch war er für die junge Generation, so erinnerte sich der Literaturwissenschaftler Václav Černý später, ein Vorbild an Konsequenz und Engagement³⁹. Der bereits erwähnte Emanuel Rádl stellte die westliche

³⁵ *Ottův slovník naučný*. Ilustrovaná encyklopaedie obecných vědomostí [Ottos Wörterbuch. Illustrierte Enzyklopädie des allgemeinen Wissens]. Bd. 12. Praha 1897.

³⁶ *Ottův slovník naučný nové doby*. Dodatky k velikému Ottovu slovníku naučnému [Ottos Wörterbuch der neuen Zeit. Zusätze zum großen Ottos Wörterbuch]. Bd. 3, Teil 2. Praha 1933.

³⁷ *Masarykův slovník naučný*. Lidová encyklopaedie všeobecných vědomostí [Masaryks Wörterbuch. Volksencyklopädie des allgemeinen Wissens]. Bd. 3. Praha 1927 (Alle Hervorhebungen der nicht übersetzten tschechischen Begriffe von mir).

³⁸ Musil, Jiří: Česká společnost 1918–1938 [Die tschechische Gesellschaft 1918–1938]. In: Fialová: Dějiny obyvatelstva 267–310, hier 304f. – Prinz, Friedrich: Geschichte Böhmens 1848–1948. Berlin 1991, 274, 285.

³⁹ Černý, Václav: Paměti [Erinnerungen]. Bd. 1. 1921–1938. Praha 1994, 184.

Kultur, die Demokratie und den christlichen Glauben in den Vordergrund. Er hielt Philosophie, die Selbstzweck sein wollte, für „nichts als Sophistik und Selbsttäuschung“⁴⁰, provozierte mit seinen politisch-philosophischen Schriften aufgeregte Debatten und engagierte sich im tschechischen YMCA. Der katholische Liberale Alfred Fuchs wollte die Loyalität der Intelligenz vor allem an die Kultur gebunden wissen. In seinen Artikeln in der *Přítomnost* vom 13. Juni 1929 wollte er sogar einen gewissen rein formalen Snobismus in Kauf nehmen; selbst wenn die Theater nur deshalb voll seien, „weil man dort eben hingeh“, sei dies besser als leere Zuschauerräume und eine kulturlose Gesellschaft.

Für die meisten Mitarbeiter der *Přítomnost*, am deutlichsten erkennbar vielleicht bei den prominenten Autoren Ferdinand Peroutka und Karel Čapek, war es eine politische und zugleich moralische Kategorie, die entscheidend sein sollte: Die Demokratie. Konkrete Kleinarbeit im Sinne Masaryks sei dafür notwendig, und besonders Peroutka betonte hier stets die Notwendigkeit des Kompromisses. Er wandte sich schon in der ersten Ausgabe der *Přítomnost* gegen die politischen Schubladen der Links-rechts-Kategorien und verlangte eine Orientierung allein an der Vernunft. Auch später forderte er unermüdlich eine „realistische“ Einschätzung der Lage. Prinzipien und Ideale, mit dieser Einstellung führte Peroutka die *Přítomnost*, seien wichtig, doch müsse jeder, auch und insbesondere die Intelligenz, sich stets an der Machbarkeit, an der Wirklichkeit orientieren.

Čapek vertrat eine ähnliche Meinung, die er auch theoretisch in stärker philosophisch orientierten Studien ausformulierte. Pragmatismus war das Schlagwort, das er schon 1914 programmatisch ausgearbeitet hatte und das später von seinen Gegnern in pejorativem Sinne aufgegriffen wurde. „Pragmatismus“ war auch ein Reizwort in der tschechischen Debatte um die Generationen, an der die *Přítomnost* intensiv teilnahm. Schon im März 1924 proklamierte Čapek, selbst 1890 geboren, die Generation der Dreißig- bis Vierzigjährigen als „verlorene Generation“⁴¹. Durch den Weltkrieg in einer Weiterentwicklung der jugendlichen Begeisterung unterbrochen, haben diese Jahrgänge sich nicht zu einer wirklichen Generation, zu einer Einheit entfalten können. Der Einzelne fühle sich isoliert und verlassen, doch gebe es durchaus noch eine Chance: „Das wäre die wahre Generation: kein gemeinsam redigiertes Manifest, sondern die überraschende Entdeckung, daß hier schweigend zusammengearbeitet wird.“ Mit dem Generationsbegriff erinnerte Čapek an einen Streit mit Šalda, der sich bereits 1913 entwickelt hatte⁴². Mit dem Appell, aus der „verlorenen“ eine „wahre“ Generation zu machen, griff er außerdem die beiden anderen zu dieser Zeit maßgeblichen Generationen an: Die von nihilistischen und anarchistischen Strömungen geprägte Gruppe des fin-de-siècle sowie die junge, zumeist linksorientierte⁴³ Studentenschaft, welche die Begeisterung der Älteren für die Leistungen und das Programm

⁴⁰ Rádl: *Dějiny filosofie* I, 9.

⁴¹ Čapek, Karel: *Hledá se generace* [Eine Generation wird gesucht]. *Přítomnost* vom 27. 3. 1934.

⁴² Vgl. Černý: *Paměti* 173.

⁴³ Prinz: *Geschichte Böhmens* 298.

Masaryks häufig nicht mehr nachempfinden konnte⁴⁴. Beiden warfen auch andere Autoren der *Přítomnost* formelhaften, inhaltslosen Radikalismus vor und ignorierten damit etwas überheblich die tatsächliche künstlerische und letztlich auch politische Wirkung, die beispielsweise das Manifest der Tschechischen Moderne aus dem Jahre 1895 erzielt hatte⁴⁵. Die verlorene, aber wahre Generation, als deren Sprachrohr sich auch die *Přítomnost* verstand, stellte Čapek dagegen als pragmatisch, konstruktiv, loyal dar.

Die Frage nach der Generation wuchs sich zu einer immer wieder neu entflammenden Debatte aus, an der die grundsätzlich problematische Situation der Intelligenz in der Ersten Tschechoslowakischen Republik deutlich wurde. Man versuchte das Leben und Denken der Jugend, vor allem der jungen Akademiker, in den verschiedensten Aspekten wie kulturellem Interesse, Freizeitgestaltung, politischem Denken, Sexualität und Moral nachzuvollziehen und zu verstehen. Hinter all diesen Fragen stand die Sorge um die politische Zukunft, die man dadurch gefährdet sah, daß die gebildete Jugend sich entweder vollkommen aus der Politik zurückzog oder aber extremistisch dachte – links oder rechts.

Die unzähligen Artikel zu diesem Thema, welche die *Přítomnost* über die ganze Zeit ihrer Existenz vor dem Zweiten Weltkrieg druckte, verfolgten trotz unterschiedlicher Erklärungs- und auch Lösungsansätze ein gemeinsames Ziel: Es ging um die Verteidigung einer Weltsicht, die repräsentiert wurde durch die „pragmatische“, die „Čapek“-Generation, und die sich herausgefordert sah von antibürgerlichen, nihilistischen Diskursen der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ebenso wie durch radikale, antidemokratische Ideen der Zwischenkriegszeit. Es waren der Optimismus des Jahres 1918/19 und die nationalistischen und demokratischen Ideen der Staatsgründung, die hier verteidigt wurden; das Ideal der Moderne gegen ihre Krise.

Diese Generationsdebatte war eine Standortbestimmung. Die *Přítomnost* sah ihre Position in der Čapek-Generation, bei Masaryk, in der demokratischen Tschechoslowakei. Diese Position befand sich in Gefahr, und neben der Behandlung politischer und wirtschaftlicher Fragen spitzte man das Problem auf eine geistige Krise, eine Krise der Intelligenz zu. Hier folgte man ganz der programmatischen Betrachtung in der ersten Ausgabe, ebenso wie bezüglich der Aussage, daß die Intelligenz nicht die Aufgabe erfülle und nicht die Stellung erhalte, die ihr in der Gesellschaft zukomme.

Viele einzelne Artikel, aber auch Debatten innerhalb der Zeitschrift ebenso wie Auseinandersetzungen mit anderen Publikationen sowie Serien und Umfragen illustrierten dieses Problem. Man war sich einig: Es gab eine Krise. Die Intelligenz, so klagte man, engagiere sich nicht in den Parteien, sei allgemein politisch desinteressiert. Ihre wirtschaftliche Lage sei problematisch und werde im Laufe der Jahre immer schwieriger. Fragen der Kultur spielten in der Politik keine oder zumindest eine zu

⁴⁴ Šiklová, Jiřina: Akademická YMCA v Československu a její příspěvek k formování studentstva a inteligence [Der akademische YMCA in der Tschechoslowakei und sein Beitrag zur Formung der Studenten und der Intelligenz]. *Acta Universitatis Carolinae – philosophica et historica* 1 (1967) 61–94, hier 80.

⁴⁵ Vgl. Podiven: Češi v dějinách nové doby (Pokus o zrcadlo) [Die Tschechen in der Geschichte der Neuzeit. Der Versuch eines Spiegels]. Praha 1991, 203.

geringe Rolle, die Intelligenz habe ein ausgesprochen schlechtes Image in der Gesellschaft. Die Krise bestand für die *Přítomnost* also vor allem darin, daß sich die Intelligenz und Parteien, Kultur und Politik, Ideale und Realität zu weit voneinander entfernt hatten. Dieses Problem bildete einen wichtigen Aspekt in der ausgedehnten tschechischen Debatte um eine „qualitative“ – im Gegensatz zur „quantitativen“ – Demokratie.

Die tschechische Intelligenz hatte, davon waren viele Autoren der *Přítomnost* überzeugt, ihre eigentliche Funktion aufgegeben, indem sie den engen Kontakt zum Volk verloren hatte. Die Debatte ging jedoch über diesen Punkt hinaus. Die folgende Frage lautete, wer mehr Schritte vom anderen weg gewagt hatte und nun auch wieder einen weiteren Weg zurück gehen mußte. Ein beliebtes Bild einiger *Přítomnost*-Autoren war dabei das von Caliban, der Ariel bzw. Prospero besiegt hatte. Es war das Motiv der alles erdrückenden kulturlosen Massen, das hier im Hintergrund stand und die Vorstellung vom braven, das Sendungsbewußtsein der Intelligenz freudig begrüßenden Volk verdrängte. Gustave Le Bons Werk gehörte zur Pflichtlektüre von Lesern und Autoren der *Přítomnost*, später war Ortega y Gasset's *Aufstand der Massen* ein vielgelesenes und -diskutiertes Buch in der tschechischen gebildeten Öffentlichkeit. Der Ausweg für Alfred Fuchs, Rudolf Procházka und andere hieß: Die Kultur muß wieder mehr bedeuten, die Intelligenz soll der Öffentlichkeit Ehrfurcht vor der Kunst vermitteln, Künstler verdienen – auch finanziell – mehr Anerkennung. Besonders in den Artikeln Fuchs' wird Arroganz, ja snobhafte Verachtung der ungebildeten Massen deutlich.

Ganz anders liest sich Peroutka: Gegen den Vorwurf der biedermeierischen Verbürgerlichung der Intelligenz wehrte er sich auf wohl unerwartete Weise⁴⁶: Ja, sagte er, diese Entwicklung gebe es tatsächlich, und er begrüße sie. Der Wunsch nach Ruhe sei nach den Erschütterungen des Weltkrieges selbstverständlich, und konstruktive Arbeit sei in der gegebenen Situation wichtiger als geistige Höhenflüge. Ähnlich Jan Klepetář im Jahr darauf⁴⁷: Es gebe keine Bohème mehr – was angesichts des Snobismus dieser Gruppe kein Verlust sei. Die Lebensweise der Bohème sei „der Gang der Intelligenz nach Canossa“ gewesen. Viele Autoren der *Přítomnost* stellten sich in ihrer Funktion als Vertreter der pragmatistischen Generation gegen einen als lebensfern empfundenen Intellektualismus. Der Artikel Alfred Polgars über das Leben im Wiener Café Central breitete genüßlich das als parasitär und absurd empfundene Dasein von intellektuellen Cafébesuchern aus⁴⁸. Zu den entscheidenden Kennzeichen dieser Kaffeetrinker hatte aber nicht nur der Müßiggang, sondern auch ein revolutionärer Antrieb gehört – ein Stammgast im Café Central hatte Bronstein geheißt; später nannte er sich Trockij.

⁴⁶ Peroutka, Ferdinand: Jak se stáváme Kondelíky [Wie wir zu Kondelíks werden]. *Přítomnost* vom 19. 3. 1925.

⁴⁷ Klepetář, Jan: Bohéma v soumraku [Die Bohème in der Dämmerung]. *Přítomnost* vom 14. 10. 1926.

⁴⁸ Polgar, Alfred: Teorie literární kavárny [Die Theorie des literarischen Cafés]. *Přítomnost* vom 10. 12. 1925.

Die Autoren und Leser der *Přítomnost* konnten im Jahre 1925 über diese Lebensform lachen. Jetzt saßen sie in den Redaktionen, arbeiteten hart und dachten loyal; vor dem Krieg aber hatte sich das Leben vieler von ihnen von dem der „Centralisten“ so deutlich nicht unterschieden. Die „verlorene Generation“ hatte sich nun, wie Čapek vorausgesagt hatte, zu einer „wahren Generation“ gefunden – und die Zeiten, in denen man mit Jaroslav Hašek aus einer Bierlaune heraus die „Partei des gemäßigten Fortschritts im Rahmen des Gesetzes“ gegründet hatte, waren vergessen. Eine Generation war herangereift und ein Staat war gegründet worden, der Ernst des Lebens hatte begonnen.

Für diesen Staat wollte man nun arbeiten und forderte dies von der gesamten Intelligenz. Die Mehrzahl der *Přítomnost*-Autoren suchte die Schuld für die Krise vor allem bei den Gebildeten selbst. Sie seien zu empfindlich, miteinander zerstritten und unfähig zur Kooperation⁴⁹. In der Philosophie herrschten so viele unterschiedliche Strömungen, daß die Situation an den Turmbau zu Babel erinnere. Die Philosophie aber müsse stets das Ganze im Blick haben, Zusammenhänge erkennen und führen⁵⁰. Die Aufgabe der Intelligenz sei es, Ideale zu formulieren und über die Einhaltung moralischer Grundsätze zu wachen. Diese Ideale wollte die Mehrzahl der Angehörigen der *Přítomnost* jedoch nicht im Gegensatz zur Realität sehen. Besonders Peroutka setzte sich immer wieder dafür ein, daß die Angehörigen der Intelligenz Ideen benennen, dabei aber immer auch die Durchführbarkeit im Blick haben sollten. „Die Literatur kann mit dem Kopf in den Sternen schweben; will sie aber fest stehen, so muß sie die Füße auf dem Boden haben.“⁵¹

Ein Gelehrter, der unpolitisch dachte, war für ihn nutzlos, ein Denker aber, der von seinem Elfenbeinturm aus die Politiker mit kritischen Bemerkungen belästigte, schien ihm arrogant und geradezu gefährlich zu sein. Peroutka nutzte gern das Bild vom papierenen Gewicht, das ein Schreiberling hob, und vom eisernen, mit dem ein Politiker sich abmühen mußte. Čapek, der die These von der nützlichen Moral vom amerikanischen Pragmatismus in die tschechische Debatte transferiert hatte, formulierte in Anspielung auf das Staatsmotto der ČSR salopp: „Die Wahrheit wird siegen, aber das verlangt eine Mordsarbeit.“⁵² In völligem Gegensatz zu Benda und gegen die Tradition Zolas, dafür in Übereinstimmung mit Masaryk, für den die Intelligenz weniger Sand als vielmehr Öl im Getriebe sein sollte, forderte die Gruppe um Peroutka „Realismus“, Ideale in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit.

Zum Heben eiserner Gewichte war nicht nur Idealismus notwendig, sondern auch Tatkräftigkeit. Die Verbindung beider wurde zusammengefaßt in einem Schlagwort: Dem der Männlichkeit. Wenn Peroutka Masaryk wiederholt als „Mann“ bezeichnete,

⁴⁹ Fuchs, Alfred: O profesorský deňník [Um den Regenschirm eines Professors]. *Přítomnost* vom 2. 12. 1931.

⁵⁰ Smetáček, Zdeněk: Vládne filosofie nebo slouží? [Herrscht die Philosophie oder dient sie?]. *Přítomnost* vom 12. 9. 1934.

⁵¹ Peroutka, Ferdinand: Sluš-li se být realistou [Ob es sich schickt, ein Realist zu sein]. *Přítomnost* vom 13. 1. 1927.

⁵² „Pravda vítězí – ale dá to fušku!“. Mit diesem Ausspruch wurde Čapek zitiert in Konrád, Edmond: Ještě se hledají lidé pro propagandu [Es werden noch Leute für die Propaganda gesucht]. *Přítomnost* vom 15. 6. 1938.

so wollte er damit eben diese Kombination von Intellektualität und politischer Führungskraft ausdrücken⁵³. Ein weiteres Ideal für ihn war der Führer der Agrarierpartei Antonín Švehla, der – ohne Hochschulabschluß!, wie immer wieder gern betont wurde – Intelligenz und Schaffenskraft verband⁵⁴. Auch für Čapek war das größte Lob für den Chefredakteur der *Lidové noviny* Arnošt Heinrich nach dessen Tod der Satz „Er war ein Mann.“⁵⁵ Ähnliches sagte er über den Begründer derselben Zeitschrift Adolf Stránský: Dieser war für ihn „ein ganzer Mann“, hedonistisch – was in diesem Kontext sehr nah an „idealistisch“ herankommt – und kämpferisch zugleich⁵⁶. Politik war für die sonst so fortschrittliche und liberale *Přítomnost* übrigens grundsätzlich und explizit Männersache⁵⁷, als ein Problem der tschechoslowakischen Gesellschaft stellte man gern den Mangel an „echten Männern“ fest, sprach von Verweiblichung und Verweiblichung, was mit Unfähigkeit und fehlender Ehrlichkeit gleichgesetzt wurde.

Die Intelligenz brauche vor allem „Männer“: gebildet, aber nicht kopflastig. Gegenüber rein intellektueller Tätigkeit, zweckfreier Forschung und politisch zielloser Kunst ist hier eine Tendenz zur Intellektuellenfeindlichkeit zu erkennen. In der als krisenhaft empfundenen Situation, in einem Staat, der erklärtermaßen jede Hand für die „Kleinarbeit“ brauchte, sah man solche Tätigkeiten als nutzlosen, ja gefährlichen „Intellektualismus“ an.

Politisches Engagement wurde gefordert, und die *Přítomnost* wollte ein Beispiel bieten. An der Wende des Jahres 1924/25 wurden verschiedene Prominente um einen Beitrag unter der Überschrift „Warum ich kein Kommunist bin“ gebeten. Karel Čapek, der als erster antwortete, schrieb als Einleitung, es handele sich hier nicht einfach um eine Frage nach der politischen Einstellung, sondern um mehr: Um die Bitte um ein Credo⁵⁸. Die perfekte Aufgabe für einen Intellektuellen also, die Bitte um die Bestimmung einer Linie, die über tagespolitische Probleme hinaus von Bedeutung ist.

Doch bei dieser Bestimmung sollte der Gelehrte nach den Wünschen der meisten Autoren der *Přítomnost* nicht über Büchern sitzen, sondern sich auch und vor allem mit der Tagespolitik beschäftigen. In einer der ersten Umfragen wurde an die Leser die Frage gestellt „Warum bin ich nicht in einer politischen Partei?“⁵⁹. Man griff die als Problem empfundene niedrige Quote an Akademikern unter parteipolitisch organisierten Bürgern auf. Offensichtlich traf man hier auf einen empfindlichen Nerv, die Zuschriften häuften sich. Angehörige der Intelligenz fühlten sich von keiner politischen Partei richtig vertreten, kritisierten gleichzeitig den Dogmatismus und den

⁵³ Am deutlichsten in Peroutka, Ferdinand: Masarykova osobnost [Masaryks Persönlichkeit]. *Přítomnost* vom 19. 3. 1930.

⁵⁴ Ders.: Švehlova tradice [Die Tradition Švehlas]. *Přítomnost* vom 14. 12. 1938.

⁵⁵ Buriánek, František: Karel Čapek. Praha 1978, 82.

⁵⁶ Pernes: Svět lidových novin 82.

⁵⁷ Peroutka, Ferdinand: „Das ewig Weibliche“ v politice. *Přítomnost* vom 20. 3. 1924.

⁵⁸ Čapek, Karel: Proč nejsem komunistou? [Warum bin ich kein Kommunist?]. *Přítomnost* vom 4. 12. 1924.

⁵⁹ Proč nejsem v nějaké politické straně? [Warum bin ich nicht in einer politischen Partei?]. Beiträge dazu in den Ausgaben der *Přítomnost* vom 25. 6., 20. 8., 27. 8., 10. 9., 17. 9. und 24. 9. 1925.

Opportunismus der Parteien, sahen sich innerhalb der Parteien nicht ernstgenommen und wollten sich von Massenveranstaltungen fernhalten. Peroutkas Zusammenfassung dieser Umfrage mündete in den Appell, nicht zu jammern und zu kritisieren, sondern tatkräftig etwas zu ändern⁶⁰. In diesem Zusammenhang begrüßte er die Gründung der Nationalen Partei der Arbeiter (Národní strana práce), die eine Plattform für die politisch engagierte Intelligenz stellen sollte. Diese Partei konnte bei den bald folgenden Wahlen allerdings keinen Erfolg verbuchen – die Diskussion um die unpolitische Intelligenz ging weiter.

Außerdem fragte man nach dem Leben, das die Intelligenz führte, analysierte die psychologischen und politischen Folgen der hohen Arbeitslosigkeit und diskutierte die Frage, ob das Bildungssystem „praktischer“ gestaltet werden sollte, etwa durch die Einführung von Wirtschaftswissenschaften als Schulfach auf Kosten der klassischen humanistischen Ausbildung⁶¹. Das Verhältnis der Intelligenz zur Armee war ein kontrovers diskutiertes Thema⁶², aber auch das Problem der „Intelligenz auf dem Land“⁶³. Man untersuchte das Liebesleben von Studenten, fragte nach der Religiosität von Akademikern⁶⁴ und behauptete, die Krise der modernen Ehe sei vor allem auf den intellektuellen Ehrgeiz und die bessere Bildung der Frauen zurückzuführen⁶⁵. Marie Pujmanová fragte ironisch „Haben Sie Intellekt?“ und beschwerte sich darüber, daß intellektuelle Fähigkeiten sich zu einem Stigma ähnlich einem Buckel entwickelt hätten. Wer normal leben wolle, müsse seinen Intellekt gut verstecken⁶⁶.

Daneben gab es Debatten, in denen die Bedeutung der Kunst auf einer mehr theoretischen Ebene diskutiert wurde. Im Jahre 1933 beispielsweise entwickelte sich eine Polemik um eine Kritik an einem Roman Fráňa Šrámeks. Die entscheidende Frage des Streits, der sich vor allem zwischen Karel Čapek und František Goetz abspielte, war die nach den Kriterien der Literaturkritik. Čapek wollte ethische Bewertung und ästhetisches Urteil getrennt sehen, Goetz hielt eine solche Unterscheidung für unmöglich. Unausgesprochener Konsens aber war der ethische, letztlich politische

⁶⁰ Peroutka, Ferdinand: Zpověď inteligence [Die Beichte der Intelligenz]. Přítomnost vom 17. 9. und 24. 9. 1925.

⁶¹ Bečka, Jan: Numerus clausus? Přítomnost vom 12. 12. 1929. – Kolářík, Jaroslav: Máme vyhodit klasiky? [Sollen wir die Klassiker hinauswerfen?]. Přítomnost vom 19. 2. 1930. – Weisl, Otakar: Když student do života vstoupí... [Wenn ein Student ins Leben tritt...]. Přítomnost vom 9. 6. 1937.

⁶² Marek, Artur: Inteligent na vojně [Ein Intellektueller in der Armee]. Přítomnost vom 17. 5. und 24. 5. 1928. – Ders.: Jak si inteligent představuje vojnu [Wie sich ein Intellektueller die Armee vorstellt]. Přítomnost vom 28. 6. und 5. 7. 1928 sowie weitere Artikel in den Ausgaben vom 20. 9. und 18. 10. 1928.

⁶³ Hertl, J.: Inteligent na vsi nebo nahý v trní? [Der Intellektuelle aus dem Dorfe oder der Nackte im Gestrüpp?]. Přítomnost vom 7. 11 und 14. 11. 1929. – Krause, H. H.: Osvěta na venkově [Bildung auf dem Lande]. Přítomnost vom 30. 7. 1930.

⁶⁴ Fuchs, Alfred: Katolictví a inteligence [Katholizismus und die Intelligenz]. Přítomnost vom 27. 5. 1931.

⁶⁵ Mašek, J.: Krize intelektuálních manželství? [Eine Krise der intellektuellen Ehen?]. Přítomnost vom 10. 5. 1928.

⁶⁶ Pujmanová-Hennerová, Marie: Máte intelekt? [Haben Sie Intellekt?]. Přítomnost vom 2. 12. 1926.

Charakter der Kunst⁶⁷: Sie sollte der Nation, der kleinen Nation, die sich auf ihre Künstler statt auf ihre Politiker verlassen mußte, nützlich sein.

Čapek verteidigte trotz der vehementen Forderung nach politischem Engagement auch in anderen Fällen ein Mindestmaß an künstlerischer Freiheit. Ob es um die Debatte „Kunst und Moral“ – in der das geplante Gesetz zur Pornographie diskutiert wurde⁶⁸ – oder um „Literatur und Männlichkeit“⁶⁹ ging, stets wollte er die Kunst als Bereich mit eigenen Gesetzen verstanden sehen. Er scheint bezüglich des Problems der Intellektuellen seiner Sache bedeutend weniger sicher gewesen zu sein als Peroutka. So schrieb er in einem Brief an die *Přítomnost*, Intellektuelle sollten Kritiker, nicht Politiker sein – der Vorwurf, ihre Tätigkeit sei in politischer Hinsicht fehler- oder mangelhaft, sei somit völlig unangebracht⁷⁰. Seine Lebensform, nicht seine theoretischen Äußerungen zu diesem Thema aber machten ihn zum Vorzeigeintellektuellen.

Denn Čapeks literarisches Werk entsprach kaum diesen theoretischen Ausführungen: Er war nicht nur ein begeisterter Journalist, sondern auch ein politisch sehr engagierter Romanautor und Erzähler. Seine Werke *Die weiße Krankheit*, *Die Mutter* oder *Der Krieg mit den Molchen* erfüllten genau die Vorstellungen, die sich die *Přítomnost* von Literatur machte. Heute würde man von political correctness sprechen. Kunst und politisches Engagement waren in den Werken Čapeks, so sah es besonders Peroutka, glücklich vereint – dem heutigen Leser allerdings scheint die politische Botschaft sich zu sehr auf Kosten der literarischen Qualität durchgesetzt zu haben.

Eine Gegenfigur zu Čapek stellte der Literaturkritiker F. X. Šalda dar. Besonders Peroutka ließ sich immer wieder auf Debatten über Šaldas Person und Werk ein. In seinem Nekrolog nach dem Tod des Kritikers schließlich zählte Peroutka Šaldas Verdienste für die tschechische Literatur auf, ließ jedoch sofort eine Liste der Versäumnisse folgen. Šaldas Literatur war für ihn eine „Treibhauspflanze“, dem Leben fremd⁷¹ – dies ein Urteil, das nicht unwidersprochen blieb und so auch noch nach dem Tode Šaldas eine Debatte zwischen den wohlbekannten Parteien nach sich zog⁷². Šalda war für Peroutka zu individualistisch, zu kosmopolitisch, zu wenig national, zu sehr Ästhet und zu sensibel auf alle Moden und Tendenzen reagierend; zu sehr Künstler, zu wenig Politiker. Der Begriff des Lebens, den Šalda in den Mittelpunkt seiner Theorien gestellt hatte, war zu schwärmerisch und zu unklar, als daß er Peroutkas – letztlich Masaryks – Forderung nach „Kleinarbeit“ hätte erfüllen können. Wenn Šalda sich in die Politik

⁶⁷ Přítomnost vom Februar/März 1933.

⁶⁸ Umění a mravnost (Anketa) [Kunst und Moral. Eine Umfrage]. Přítomnost vom 24. 2. 1927.

⁶⁹ Literatura a mužnost [Literatur und Männlichkeit]. Přítomnost vom 7. 7. 1937.

⁷⁰ Čapek, Karel: Intelektuálové v politice [Die Intellektuellen in der Politik]. Přítomnost vom 15. 1. 1925.

⁷¹ Peroutka, Ferdinand: F. X. Š. Přítomnost vom 7. 4. 1937 und 14. 4. 1937.

⁷² Vgl. Kalandra, Závěš: O rozdílu mezi typem F. X. Šaldy a Ferdinanda Peroutky [Über den Unterschied zwischen dem Typus F. X. Šaldas und Ferdinand Peroutkas]. In: Ders.: Intelektuál a revoluce [Der Intellektuelle und die Revolution]. Praha 1994, 123–128. – Peroutkas Antwort folgte prompt: Peroutka, Ferdinand: O pozoruhodném rozdílu mezi politikou a literaturou [Über den bemerkenswerten Unterschied zwischen der Politik und der Literatur]. Přítomnost vom 28. 4. 1937.

einmischte, was er gern und häufig tat, so habe er nur angeregt und aufgehetzt, nie jedoch etwas beendet. Die Behauptung Šaldas, es gebe ein Recht auf eine *vita contemplativa*⁷³, stand der Forderung Peroutkas nach einer *vita activa* diametral entgegen. Šalda hat die Frage der intellektuellen Unabhängigkeit problematisiert und sich ernsthaft mit den Thesen Bendas, die er letztlich allerdings ablehnte, auseinandergesetzt⁷⁴. Václav Černý hat den Kritiker Šalda später als das Gewissen der Demokratie bezeichnet, den Präsidenten Masaryk dagegen als deren Vernunft⁷⁵. Dieser Beschreibung hätte Peroutka sicher zugestimmt, doch seine Bewertung hätte anders ausgesehen als die Černýs: Nur Gewissen zu sein, schien ihm zu einfach und zu wenig.

Ein weiterer Autor, den die *Přítomnost*, insbesondere Peroutka, entschieden kritisierte, war Emanuel Rádl. Auf dessen Buch *Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen* reagierte Peroutka mit einem ungewohnt ausführlichen Beitrag, in dem er nicht nur das Rádl'sche Konzept einer Staatsnation angriff, sondern die Denkweise des Philosophen grundsätzlich ablehnte⁷⁶. Rádl erschien ihm zu abstrakt denkend, zu sehr an allgemeinen Fragen und zu wenig an konkreten Problemen der Gegenwart orientiert. Als Theoretiker ignorierte Rádl die Bedeutung von Gefühl und Instinkt. Rádl war in Peroutkas Augen abgehoben und arrogant, es fehlte ihm das Empfinden und das Engagement, das einen Intellektuellen auszumachen schien. Hier kam das Erschrecken über eine so weitreichende Kritik an dem Staat, dem Peroutkas Loyalität gehörte und, mehr noch: an der Nation, die eine Grundlage seines Denkens bildete, zu der Intellektuellenproblematik hinzu. Rádl hatte die Frage der Unabhängigkeit des Intellektuellen immer wieder problematisiert und eine andere Antwort als Peroutka gefunden, indem er eine zu starke Einbindung in die Politik als gefährlich bezeichnete.

Eine solche Haltung erschien vielen Autoren in der *Přítomnost* nicht nur falsch, sondern auch bequem und geradezu verantwortungslos. Schon im Februar 1924 schrieb ein Autor der *Přítomnost*: „Wer ein Bewußtsein und ein Gewissen gleichermaßen hat (vědomí a svědomí), dem bedeutet intellegere, verstehen, gleichzeitig auch agere, handeln.“⁷⁷ Der Intellektuelle, den die *Přítomnost* sich wünschte, war nicht freischwebend, nicht unabhängig, nicht übermäßig individualistisch, und er sollte die Verantwortung für seine Ideen tragen – er war im Grunde ein Politiker mit einer überdurchschnittlichen Bildung und einem moralischen Anspruch.

Die praktische Frage, wie dieser Typus in die Politik einzubinden war, wurde ausführlich diskutiert. Eine theoretische Frage wurde jedoch nicht gestellt: Die Gefahren des Zusammenwirkens von politischer und geistiger Macht, den Verlust der geistigen Unabhängigkeit durch politische Arbeit sah man nicht. Peroutka wehrte diese Pro-

⁷³ Dazu *Svoboda*, Ludvík: F. X. Šalda. Praha 1967, 302.

⁷⁴ Šalda, František Xaver: Poslání vzdělců [Die Aufgabe der Gebildeten]. Šaldův zápisník 1 (1928/29) 81–86.

⁷⁵ Černý: Paměti 183.

⁷⁶ Peroutka, Ferdinand: Válka p. prof. Rádlu proti všem [Der Krieg des Herrn Prof. Rádl gegen alle]. *Přítomnost* vom 9. 8., 16. 8. und 23. 8. 1928.

⁷⁷ Hilar, K. H.: Potřeba politického svědomí [Die Notwendigkeit eines politischen Gewissens]. *Přítomnost* vom 21. 2. 1924.

blematik von vornherein ab, wenn er auf die Vernunft als obersten Richtwert verwies. Er vertraute in die Fähigkeiten der Menschen. Im Gesellschaftsbild der *Přítomnost* war keine Arbeitsteilung vorgesehen, wie sie das in Westeuropa verbreitete Konzept des Intellektuellen propagierte: der unabhängige und nicht direkt verantwortliche Intellektuelle als Kritiker, als Kontrollinstanz. Das gesamte Konzept der tschechoslowakischen Demokratie, wie Masaryk es sich vorstellte, legte nur wenig Wert auf Kontrolle. Auf die Auswahl der richtigen Personen, geeigneter Führer kam es an, weniger auf demokratische und parlamentarische Spielregeln. Entsprechend forderte die *Přítomnost* die Intelligenz zum Engagement für das Gute auf. Eine Kontrollinstanz, welche die konkrete Bestimmung dieses „Guten“ nachprüfte, war nicht vorgesehen.

Dieses Konzept einer politisch engagierten Intelligenz in einer wissenschaftlich begründeten Demokratie scheiterte leider. Den Weg dieses Scheiterns bestimmte die extremistische Entwicklung innerhalb, vor allem aber außerhalb der Tschechoslowakei.

Ganz ihrem Credo folgend, war die *Přítomnost* zwar eine Zeitung, die sich sehr intensiv in Selbstbetrachtungen erging, deren Autoren sich aber auch in die Politik einmischten und dabei ihre Popularität und ihre intellektuelle Autorität nutzten. 1933 äußerten sich verschiedene Autoren zur Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland und konkret zu den Bücherverbrennungen, die sie als einen Triumph der Kulturlosigkeit und der Barbarei werteten. 1934 kam es in der Prager Universität nach einem Streit um die Insignien und damit die Autorität zu nationalistischen, deutschfeindlichen und antisemitischen Demonstrationen und Übergriffen. Schriftsteller unterschiedlicher politischer Richtungen von der äußeren Linken bis zur christlichen und liberalen Mitte verabschiedeten daraufhin ein gemeinsames Manifest, in dem sie ihre Abscheu gegenüber derlei Aktionen äußerten. Dem folgte eine Debatte zwischen demokratisch gesinnten und rechtsstehenden Publizisten und Politikern, die ihren Platz vor allem in den *Lidové noviny* fand⁷⁸. Peroutka und Čapek gehörten ebenso wie viele andere Autoren der *Přítomnost* zu den Unterzeichnern und Verteidigern des Manifestes. Mit diesem Manifest übernahmen Kulturschaffende nicht nur eine politische Aufgabe und verhielten sich so im klassischen Sinne als Intellektuelle; sie füllten auch eine Lücke, welche die Politik aus verschiedenen Gründen offensichtlich nicht schließen konnte⁷⁹.

Trotz dieser erfolgreichen Einzelaktion schien nun die so häufig ausgesprochene Befürchtung, Caliban könnte über Ariel siegen, eingetroffen. Die kalte, barbarische Politik der Macht zerstörte die Ideale und Werte, an die man geglaubt hatte. Im Sommer 1938 erschien noch ein Hoffnungsschimmer am Horizont: In Prag fand der Kongreß des PEN-Klubs statt, Schriftsteller aus aller Welt beteuerten ihre Solidarität mit

⁷⁸ Vgl. Pfa ff, Ivan: První protifašistický manifest českých intelektuálů [Das erste antifaschistische Manifest der tschechischen Intellektuellen]. *Český časopis historický* 91/2 (1993) 247–267.

⁷⁹ Pfa ff, Ivan: Der tschechische Antifaschismus ohne Legenden. *BohZ* 38 (1997) 328–342, hier 335.

der Demokratie und der Tschechoslowakei. Karel Čapek glaubte daraufhin voller Optimismus: „Heute haben wir endgültig gewonnen!“⁸⁰

Im September des Jahres 1938 aber wurden der Tschechoslowakei nicht nur Gebiete genommen; „München“ zerstörte die tschechoslowakische Staatsidee, setzte die Tradition der böhmischen Grenzen außer Kraft und ließ die Orientierung an Westeuropa absurd erscheinen. In der *Přítomnost* vom 12. Oktober 1938 stand: „Ich habe die Pflicht, dem tschechoslowakischen Volk zu melden, warum Europa 1938 zusammengebrochen ist.“⁸¹

Mehr noch: München stellte das Selbstverständnis und Selbstbewußtsein von Intellektuellen in ganz Europa in Frage. Sartre konnte 1947 intellektuelles Engagement fordern; wenige Jahre zuvor aber hatte auch ihn die Situation des Spätsommers 1938 so berührt, daß er genau diese Frage voller Ironie und Verzweiflung zugleich problematisierte⁸². In der *Přítomnost* war im Laufe des Jahres 1938 die Politik im Vergleich zur Kultur stark in den Vordergrund gerückt, der Elfenbeinturm hatte angesichts der Bedrohung durch Nationalsozialismus und Faschismus jegliche Legitimation verloren. Entscheidungen waren gefragt; und die Teilnehmer des PEN-Kongresses machten die ihre demonstrativ deutlich, als sie den Besuch einer Bibliothek ablehnten und statt dessen Truppenübungen der tschechoslowakischen Armee besichtigten. Dichter an Maschinengewehren – in der *Přítomnost* wurde angesichts dieses Bildes doch noch die Frage nach der Unabhängigkeit von Intellektuellen aufgeworfen, insbesondere in der Erinnerung an die Schriftsteller, die den Ersten Weltkrieg als einen literarischen Krieg⁸³ möglich gemacht hatten. Der Autor beantwortete seine Frage aber gleich selbst: Was vor zwei Jahren noch undenkbar gewesen wäre, war nun notwendig, um die gefährdete Demokratie zu verteidigen⁸⁴.

Aus allen Artikeln der *Přítomnost* dieser Zeit spricht Entschlossenheit, ja Kampfgeist und, trotz aller Sorgen, Optimismus. Die folgende Enttäuschung war umso größer. In München war das Projekt Tschechoslowakei zerstört worden, die dreißig Jahre, die Masaryk für notwendig gehalten hatte, waren ihm nicht zuteil geworden. Die Demokratie und die tschechische Nation, die beiden leitenden Ideen, hatten eine tiefe Demütigung erfahren.

Während das Münchener Abkommen den Rechten ebenso wie den Linken in der Tschechoslowakei vor allem als ein Verrat des Westens und als ein Beweis für die

⁸⁰ Konrád, Edmond: Praha hostí cizí spisovatele [Prag bewirbt fremde Schriftsteller]. *Přítomnost* vom 13. 7. 1938.

⁸¹ Štefan, Vilém: Proč se to stalo? [Warum ist das geschehen?]. *Přítomnost* vom 12. 10. 1938.

⁸² Sartre, Jean-Paul: Wege der Freiheit. Romanzyklus. Reinbek 1990.

⁸³ Zu diesem Problem u. a. Zimmermann, Hans Dieter: Práce na mýtu. Literáti a první světová válka [Arbeit am Mythos. Die Literaten und der Erste Weltkrieg]. In: První světová válka, moderní demokracie a T. G. Masaryk. Sborník příspěvků z mezinárodní vědecké konference pořádané Ústavem T. G. Masaryk ve dnech 22.–24. září 1994 na zámku v Liblicích u Mělníka [Der Erste Weltkrieg, die moderne Demokratie und T. G. Masaryk. Ein Tagungsband]. Praha 1995, 44–51.

⁸⁴ Schlam m, Willi: Spisovatelé u vojáků [Die Schriftsteller bei den Soldaten]. *Přítomnost* vom 20. 7. 1938.

falsche auswärtige Politik Beneš erschien und somit auch einen oft willkommenen Anlaß für polemische Schuldzuweisungen bot, war es für die *Přítomnost* hauptsächlich die Vollendung des Verrats an der Moral, an der Zivilisation, an der Kultur. Als besonders drastischer Beweis dafür wurde die Zustimmung Jules Romains' zum Abkommen empfunden, ausgerechnet desjenigen Schriftstellers, der in der Begrüßungsrede auf dem PEN-Kongreß die Bedeutung der tschechoslowakischen Demokratie für Europa so herausgehoben hatte⁸⁵.

In dieser Situation erhielten Kultur und Geschichte als Elemente des nationalen Lebens eine neue Bedeutung. Waren die vorhergehenden Monate die Hochzeit der politischen Berichterstattung und Analyse in der *Přítomnost* gewesen, so stand die Kultur nun wieder im Vordergrund. Symptomatisch wirken hier die Sätze in einem Artikel der Ausgabe vom 21. September: „Von den Büchern über das heutige Europa, in denen teilweise nur die nackte Gewalt herrscht, kehren wir zurück zu den Büchern, die wir vor hundert Jahren gelesen haben, zu tschechischen Büchern, die beschrieben, wie es bei uns im Mittelalter oder im vergangenen Jahrhundert war.“⁸⁶ Hatte das Münchener Abkommen in vieler Hinsicht einen Perspektivwechsel bewirkt, so auch in dieser: Man blickte weniger in die Zukunft und ließ statt dessen die – ruhmreiche oder auch leidvolle – Vergangenheit wieder aufleben. Die Maler Mikoláš Aleš und Antonín Mánes wurden von neuem hochgelobt, die Verdienste Bedřich Smetanas, Jan Nerudas, Božena Němcová für die Entwicklung der tschechischen Nation wurden betont⁸⁷. Als Karel Čapek im Dezember starb, empfanden viele dies als wahrhaft tragisch: Čapek war, dieser Eindruck drängt sich bei der Lektüre der unzähligen Beiträge auf, gleichsam stellvertretend für viele gestorben, sein Tod wurde mit dem Ende der Republik, der Freiheit, der Demokratie identifiziert. Welche Bedeutung der Schriftsteller in dieser schwierigen Situation hatte, zeigt sich deutlich daran, daß das Echo auf seinen Tod in der *Přítomnost* sogar größer war als dasjenige auf das Ableben Tadesyrs ein gutes Jahr zuvor. Die Lungenentzündung Čapeks wurde nicht als Todesursache akzeptiert. Vielmehr sei der beliebte Schriftsteller, so die Autoren der *Přítomnost*, gestorben, weil er nach München die Lust und die Kraft zum Leben verloren habe. Noch fünfzig Jahre später sagte der sowohl Čapek als auch anderen Autoren der *Přítomnost* nahestehende Arzt Karel Steinbach in einem Gespräch: „Als Arzt weiß ich, daß er gestorben ist, weil es damals noch keine Antibiotika gab, aber sicher haben auch diejenigen Recht, die sagen, daß Čapek von München getötet wurde“⁸⁸ und „Die Erste Republik ist für mich mit Karel Čapek gestorben.“⁸⁹

⁸⁵ Winter, Gustav: Francouzští spisovatelé a nynější krize [Die französischen Schriftsteller und die gegenwärtige Krise]. *Přítomnost* vom 21. 12. 1938. – Leserbrief: Sbohem, Jules Romains! [Auf Wiedersehen, Jules Romains!]. *Přítomnost* vom 1. 2. 1939.

⁸⁶ G. V.: Knihy hrůzy zabavené [Die Bücher des Grauens sind beschlagnahmt]. *Přítomnost* vom 21. 9. 1938.

⁸⁷ Mířko, Miroslav: Příznání k Alšovi [Ein Bekenntnis zu Aleš]. *Přítomnost* vom 1. 3. 1939. – Jahoďa, Ota: Jde o typ mladého člověka [Es geht um den Typus des jungen Menschen]. *Přítomnost* vom 16. 8. 1939.

⁸⁸ Fischl, Viktor: Karel Steinbach. Svědek téměř stoletý [Karel Steinbach. Ein fast hundertjähriger Zeuge]. Praha 1988, 53.

⁸⁹ E b e n d a 65.

Čapek war gestorben, die anderen Autoren der *Přítomnost* aber mußten und wollten ihren Beruf, der ihnen eine Berufung war, weiterhin ausüben – unter den neuen Verhältnissen einer rücksichtslosen Diktatur. Sie appellierten an die schöpferische Intelligenz und drückten das Bewußtsein aus, nun eine besondere Verantwortung zu tragen: Der Journalist, so schrieb Milena Jesenská, habe eine neue Rolle zu spielen. Er sei keine Privatperson mehr. Heute sei „ein Stück weißen Papiers und ein tschechisches Wort das Material, mit dem unsere Generation um die künftige Entwicklung und die Bewußtwerdung unserer Nation kämpfen muß.“⁹⁰

Während in der *Přítomnost* zuvor immer wieder auf die endlose Geduld von Papier und die gebotene Notwendigkeit des Handelns hingewiesen worden war, schien das Wort nun die einzige Chance zu bieten, etwas zu verändern oder zumindest die eigene Würde zu bewahren. Sogar Peroutka schrieb nun: „Darin sind wir uns wohl alle einig, daß die Literatur und die Kunst für uns ab dem 15. März viel mehr bedeuten werden als früher“ und fügte bitter hinzu: „Darin haben wir schließlich schon alte Erfahrungen: vor hundert Jahren bedeutete das Wörterbuch Jungmanns für uns soviel wie eine gewonnene Schlacht.“⁹¹ Wieder an derselben Stelle zu stehen wie ein Jahrhundert zuvor: Das Gefühl des Scheiterns ist unübersehbar. Eine Kontinuität der tschechischen Intelligenz wird aber ebenso deutlich: Der Glaube an das geschriebene Wort – das Wort in *tschechischer Sprache!*

Die *Přítomnost* aber war, dafür hatte jahrelang insbesondere Peroutka gesorgt, keine rein literarische, sondern auch und vor allem eine politische Zeitschrift. Aktives Interesse am politischen Geschehen und das Bedürfnis, den Leser aufzurütteln, mit der Feder konkret tätig zu sein, etwas zu bewirken, hatten die Zeitschrift geprägt. Vor 1938 hatte eine trotz aller Kritik grundsätzlich loyale Einstellung diesen Anspruch gelenkt. Nach dem Münchener Abkommen, mehr noch seit den Ereignissen im März des Jahres 1939, hatte die Situation sich grundlegend geändert. Der Anspruch, eine politisch denkende, aktive Redaktion zu führen, der Wille, nicht nur zu unterhalten und zu informieren, sondern auch etwas zu verändern, war geblieben. Unabhängigkeit und politische Aktivität des Intellektuellen – dies ein Anspruch, der sich in einem autoritären, zumindest tendenziell totalitären Staat, in dem er so schwer zu erfüllen ist, im Grunde erst in seiner ganzen Tragweite entfaltet.

Am 21. September stand an der Stelle des sonst üblichen Leitartikels ein Gedicht von Rudyard Kipling mit dem Titel „If-“, dessen letzte Strophe das von der *Přítomnost* stets hochgehaltene Intellektuellenideal ausdrückt: „If you can talk with crowds and keep your virtue, / Or walk with Kings – nor lose the common touch, / If neither foes nor loving friends can hurt you, / If all men count with you, but none too much; / If you can fill the unforgiving minute with sixty seconds' worth of distance run, / Yours is the Earth and everything that's in it, / And – which is more – you'll be a Man, my son!“⁹² Volksnähe, Zuverlässigkeit, Realismus und gleichzeitig Unabhängigkeit

⁹⁰ Jesenská, Milena: Týká se nás všech [Es geht uns alle an]. *Přítomnost* vom 14. 6. 1939.

⁹¹ Peroutka, Ferdinand: Národní umění se rodí stále znovu [Die nationale Kunst wird ständig neu geboren]. *Přítomnost* vom 12. 4. 1939.

⁹² Kipling, Rudyard: Jestliže ... *Přítomnost* vom 21. 9. 1938. Das englische Original wurde hier zitiert nach d e m s.: Complete Verse. Definitive Edition. New York - London 1940, 578.

werden in einer Situation voller Spannung und Gefahr als Ideal beschrieben, zusammengefaßt wieder in dem Begriff der Männlichkeit. Auch, so ist zu vermuten, wurde nicht zufällig ein englisches Gedicht ausgesucht – nicht nur die tschechischen Intellektuellen sollten sich „männlich“ verhalten, mit dieser Anspielung auf die geistige Nähe der Tschechen zur englischen Kultur wollte man auch an die moralische Integrität Chamberlains appellieren. Am 28. September, zwei Tage vor dem Abkommen von München, schrieb Peroutka: „Der Kampf um die Freiheit, von dem wir so oft gesprochen haben, den wir als Möglichkeit in weiter Zukunft gesehen haben, wird jetzt wahrscheinlich zur Wirklichkeit.“⁹³

Der Entschlossenheit folgte die Enttäuschung. Unter der Überschrift „Was kann man jetzt noch schreiben“ rief Peroutka aber sofort zur Ruhe, zur Ordnung, zur Realität auf. Die Orientierung an den Realitäten, die er immer gefordert hatte, war ihm noch immer oberstes Gebot. Er forderte, die Nation solle sich nun „wie ein Mann, dem das Haus zusammengefallen ist, hinunterbeugen und erneut mit dem Bauen anfangen. Am besten ohne Seufzer.“⁹⁴ Mit dem Hinweis auf die sprichwörtliche tschechische Pragmatik – mit der Berufung auf Masaryk, Havlíček, Švehla und die „tschechische Mutter“⁹⁵ – versuchte man, die Moral aufrechtzuerhalten, einen Zusammenbruch zu verhindern. Damit tat sich die ganze Aussichtslosigkeit des Lebens in einer Diktatur auf. Das Exil wird häufig als ein Verrat empfunden, eine innere Emigration aber kann nicht mehr als eine Illusion sein. Was bleibt, ist Widerstand – destruktiv, gefährlich, vielen als nutzlos erscheinend – oder Kollaboration. Und tatsächlich unterstützt jeder, der in einer Diktatur seine Arbeit tut, dieses System.

Peroutka funktionierte. Er war keinesfalls ein Kollaborateur im üblichen Sinne, doch er war zu Zugeständnissen bereit, um Schlimmeres zu verhindern. Sein Prinzip, intellektuelle Ideale nicht überzubewerten, sondern stets die Realität und die konkreten Anforderungen der oft auch unbequemen Wirklichkeit zu beachten, mußte sich nun in einer Situation bewähren, welche die *Přítomnost* zwang, die Ausgabe vom 15. März 1939 mit den Sätzen zu beginnen: „Der Reichskanzler Adolf Hitler hat den Tschechen eine autonome Entwicklung und nationale Eigenständigkeit garantiert. Diese Eigenständigkeit wird für uns in den kommenden Zeiten ein hohes Gut sein, dessen Bewahrung und Entwicklung uns allen der heutige Tag in die Hände legt. Schätzen wir diese Aufgabe, die unserer Generation von der Geschichte anvertraut wurde, und zeigen wir uns ihrer würdig.“⁹⁶ Es war eine neue, ungleich stärker als jemals zuvor demütigende Brosamenpolitik, die den Tschechen hier abgefordert wurde. Peroutka ließ sich auf diese Politik ein. Er plädierte für eine „Realpolitik“⁹⁷ und forderte den angeblich notwendigen „nationalen Egoismus“⁹⁸. Antisemitische

⁹³ Peroutka, Ferdinand: V poslední chvíli [Im letzten Moment]. *Přítomnost* vom 28. 9. 1938.

⁹⁴ Ders.: Co lze nyní napsat [Was man jetzt noch schreiben kann]. *Přítomnost* vom 5. 10. 1938.

⁹⁵ Jesenská, Milena: Česká maminka [Die tschechische Mama]. *Přítomnost* vom 19. 4. 1939.

⁹⁶ Místo úvodníku [Anstatt eines Leitartikels]. *Přítomnost* vom 15. 3. 1939.

⁹⁷ Peroutka, Ferdinand: Co se změnilo [Was sich geändert hat]. *Přítomnost* vom 19. 10. 1938.

⁹⁸ Peroutka, Ferdinand: Pryč s humanitou a co potom? [Weg mit der Humanität und was dann?]. *Přítomnost* vom 26. 10. 1938.

Tendenzen⁹⁹ und der Aufruf, sich mit dem Deutschen Reich zu arrangieren¹⁰⁰, waren Elemente dieses verzweifelten Konzepts. Der Stolz und die Unabhängigkeit des Intellektuellen wurden weitgehend auf die Bewahrung der nationalen Existenz, das nackte Leben reduziert: „Es ist nun unser wichtigstes Ziel, uns als Nation zu erhalten. (...) Wir wollen leben.“¹⁰¹

Ein etwas anderes Bild bieten die Beiträge Milena Jesenskás, die einen sehr persönlichen und einfühlsamen Stil schrieb und vorsichtig für Zivilcourage und Ideale warb¹⁰². Unter der Überschrift „Bin ich vor allem eine Tschechin?“ wandte sich Jesenská gegen eine ausschließlich auf das Nationale beschränkte Identität und schrieb: „Man darf sich nicht fürchten – und muß die Wahrheit sagen können.“ Und weiter: „In diesem eiteln und selbstbewußten Staat freie und gute Tschechen zu bleiben, das ist unsere Aufgabe.“¹⁰³ Jesenská setzte sich für Menschlichkeit gegenüber Flüchtlingen ein¹⁰⁴, wo Peroutka im Namen der Vernunft nationalen Egoismus forderte. Der Kontrast zwischen dem idealistischen, Maßstäbe setzenden Intellektuellen und dem pragmatischen Journalisten, der anstatt papierener Gewichte Eisen hebt, wird hier unter den Verhältnissen einer Diktatur erneut deutlich – letztlich aber spricht aus beiden dieselbe Hilflosigkeit.

Peroutka wurde bei Kriegsbeginn verhaftet und ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Dort sollte sich später zeigen, daß auch sein Pragmatismus klare Grenzen hatte, daß in der Mischung aus Politik und Prinzipien, die er stets propagiert hatte, letztere nicht geopfert wurden. Als Karl Hermann Frank ihm die Freiheit anbot gegen die Zusage, eine *Přítomnost* im nationalsozialistischen Sinne zu führen, lehnte er ab¹⁰⁵.

Die bequemen Vorteile des Dissidententums, wie Ota Filip sie in „bitter-melancholischer“ Weise, vor allem aber sehr süffisant beschrieben hat, und die in einem zufrieden schwermütigen Rückzug in den Elfenbeinturm bestehen können, sind teuer erkauft durch eine absolute Hilflosigkeit und eine quälende Wahl zwischen verschiedenen Übeln. Wer sich in den Monaten nach München in Artikel über nationale kulturelle Traditionen flüchtete, suchte damit einen Weg, der in der an Krisen so reichen tschechischen Geschichte nicht selten beschritten wurde: Solange die eigenständige Existenz der tschechischen Nation im 19. Jahrhundert noch unsicher war, genossen

⁹⁹ Z. B. Ders.: Češi, Němci a židé [Tschechen, Deutsche und Juden]. *Přítomnost* vom 22. 2. 1939. – In diesem Zusammenhang muß angemerkt werden, daß sich auch schon früher antisemitische Tendenzen in Peroutkas Artikeln finden, so z. B. in *Něco o českém národu a o židech* [Etwas über die tschechische Nation und die Juden]. *Přítomnost* vom 19. 1. 1938.

¹⁰⁰ Ders. *Odpověď na vzkaz z ciziny* [Eine Antwort auf die Botschaft aus dem Ausland]. *Přítomnost* vom 2. 11. 1938 und *Nový poměr k Německu* [Ein neues Verhältnis zu Deutschland]. *Přítomnost* vom 29. 12. 1938.

¹⁰¹ Ders.: *Naše ústava* [Unsere Verfassung]. *Přítomnost* vom 5. 4. 1939.

¹⁰² Z. B. Jesenská, Milena: *O umění zůstat stát* [Von der Kunst, stehen zu bleiben]. *Přítomnost* vom 5. 4. 1939.

¹⁰³ Ders.: *Jsem především Češka?* [Bin ich vor allem eine Tschechin?]. *Přítomnost* vom 10. 5. 1939 (Hervorhebung im Original).

¹⁰⁴ Ders.: *Statisíce hledají zemi nikoho* [Hunderttausende suchen das Niemandsland]. *Přítomnost* vom 27. 7. 1938.

¹⁰⁵ Houška: *Polemiky Ferdinanda Peroutky* 38.

besonders die Schriftsteller ein hohes Ansehen, Kultur war der wichtigste Baustein der neuen Nation. 1938 versuchten verschiedene Autoren, mit Božena Němcová's *Babička* die Moral der Nation zu erhalten und gleichzeitig kein persönliches Risiko einzugehen. Viele von ihnen aber litten in Dachau, Buchenwald, Theresienstadt und Auschwitz, nicht wenige kamen nie wieder zurück.

In den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts dann fühlte sich die tschechische Intelligenz zu einer besonderen nationalen Mission verpflichtet. Die Macht des Wortes, die Autorität der Moral schienen unangreifbar zu sein – was sich als tragischer Irrtum herausstellen sollte, als die Panzer durch Prag rollten. Nach 1968 formulierte Václav Havel die These von der Krise des Individuums, forderte ein Leben in der Wahrheit als Ausweg¹⁰⁶. Eben darin aber besteht ein Dilemma des Intellektuellen: Nicht nur das Erkennen der Wahrheit, sondern auch das Leben mit ihr.

Die Intellektuellen als moralische Instanz scheinen in der tschechischen Geschichte eine so große, ja erdrückende Bedeutung zu haben, daß Ralf Dahrendorf dem Glauben Ausdruck geben konnte, „daß die Tschechoslowakei ein normales Land sein wird, wenn sie Havel nicht mehr als Präsidenten braucht.“¹⁰⁷ Ota Filip sprach von der „unerträglichen Leichtigkeit des (...) intellektuellen dichterischen Seins“ in der Diktatur¹⁰⁸, eine Formulierung, die an die Vorwürfe Peroutkas gegen Intellektuelle erinnert – sie gäben sich mit dem Heben papierener Gewichte zufrieden – und natürlich an Milan Kundera, der seinerseits die Rührung der Intellektuellen über ihre eigene Selbstlosigkeit in satirischer Bosheit beschreibt¹⁰⁹. In dem Satz Josef Čapeks vom 30. September 1938: „Welch eine Not und doch – Welch eine Lebensaufgabe“¹¹⁰ ist solche, die Dramatik ein wenig genießende Haltung wiedererkennbar. Diese Dramatik aber war echt – keine sechs Jahre später starb Čapek in Bergen-Belsen.

Genau aus dieser Tradition des unerträglich leichten Intellektuellen ragte die Haltung der *Prítomnost* in der Ersten Republik heraus: Das Wort und die Moral sollten von entscheidender Bedeutung sein, doch die praktische Anwendbarkeit, die Zweckorientierung wurde stets im Blick behalten. Die Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik bildete eine Phase, in der die Intelligenz nicht wie zuvor und auch später wieder die letzte Hoffnung auf einen Ausweg bot. Es war nicht notwendig, aus Mangel an politischer Macht auf die Kunst auszuweichen, vielmehr mußten die neuerworbene Macht und die Kunst nun miteinander vereinbart werden. Die Angehörigen der Intelligenz waren in dieser Zeit keine – um einen modernen Begriff zu verwenden – Dissidenten mehr, und sie waren es noch nicht wieder.

¹⁰⁶ O t á h a l, Milan: Revolution der Intellektuellen? Die tschechischen Intellektuellen und der Totalitarismus. Wissenschaftskolleg Jahrbuch 1991/92, 258–272.

¹⁰⁷ D a h r e n d o r f, Ralf: Historia bez konca [Geschichte ohne Ende]. In: Polityka, Nr. 11 vom 14. 3. 1992.

¹⁰⁸ F i l i p, Ota: Doppelter Abgang. Einige bitter-melancholische Bemerkungen zum Thema böhmische Intellektuelle und Macht. Die Zeit vom 6. 10. 1995.

¹⁰⁹ Dies besonders in K u n d e r a, Milan: Die Langsamkeit. Frankfurt/M. 1995.

¹¹⁰ Z i t. n. D o l e ž a l, Jiří: Česká kultura za protektorátu. Školství, písemnictví, Kinematografie [Die tschechische Kultur in der Zeit des Protektorats. Schulwesen, Literatur, Kinematographie]. Praha 1996, 100.

Die tschechische Intelligenz arbeitete sich an nationalen Krisen ab und definierte sich weitgehend über diese. Die Zwischenkriegszeit aber war eine Epoche ohne aktuelle, jedoch mit einer ständig latenten, drohenden, das Bewußtsein prägenden Krise, in der die Intelligenz sich eine neue Definition suchen mußte. Die *Přítomnost* beteiligte sich gewissermaßen in eigener Sache intensiv an dieser Suche und formulierte ein Intellektuellenideal, das ganz im Sinne der Masarykschen Staatsidee stand. Es war ohnehin schwierig, dieses Ideal auch zu leben – mit den Ereignissen von 1938/39 aber wurde es vollends unmöglich. Gemeinsam mit dem Staat scheiterte auch das Intellektuellenprofil, und gemeinsam mit dem neuen demokratischen tschechischen Staat der neunziger Jahre ist auch der Versuch zu beobachten, dieses Profil zu erneuern.

ZWISCHEN SCHUTZBEDÜRFTIGKEIT
UND ALLEINVERTRETUNGSANSPRUCH:
DIE BEZIEHUNGEN DER SUDETENDEUTSCHEN
HEIMATFRONT ZU DEN TRADITIONELLEN
BÜRGERLICHEN DEUTSCHEN PARTEIEN
IN DER TSCHECHOSLOWAKEI 1933–1935

Von Jens-Hagen Eschenbächer

Mit der Gründung der Sudetendeutschen Heimatfront (SHF) im Oktober 1933 entstand eine – verglichen mit den traditionellen Parteien – in vielerlei Hinsicht andersartige politische Kraft, die in dem parlamentarisch-demokratischen System der Ersten Tschechoslowakischen Republik von Beginn an einen Fremdkörper darstellte. Die SHF betrat die politische Bühne mit dem Anspruch, die deutsche Bevölkerung in der Tschechoslowakei, jedenfalls sofern sie „bewußt auf dem Boden der Volksgemeinschaft und der christlichen Weltanschauung“ stand, „über alle Parteien und Stände hinweg“ unter ihrem organisatorischen Dach zusammenzufassen¹. Die Führung der Heimatfront mit dem Vorsitzenden Konrad Henlein an der Spitze lehnte es ab, sich in das bestehende, durch eine Vielzahl miteinander konkurrierender Weltanschauungs- und Interessenparteien geprägte sudetendeutsche Parteiensystem einzuordnen. Ihrem Selbstverständnis nach war die SHF nicht Partei neben anderen Parteien, sondern eine „Volksbewegung“², die sich „notgedrungen“ – aus rechtlichen Gründen und um im bestehenden System politisch wirksam werden zu können – in ihrer äußeren Form als Partei konstituierte³. Als nominell überparteiliche und klassenunabhängige Sammlungsbewegung strebte sie aber auf der Grundlage einer inneren ständischen Gliederung die „restlose Erfassung aller Volksgenossen“ innerhalb der Tschechoslowakei an⁴.

Der darin zum Ausdruck kommende Alleinvertretungs- und Totalitätsanspruch basierte ideologisch auf dem Konzept der „sudetendeutschen Volksgemeinschaft“⁵. Ausgehend von einer strikten Ablehnung von Marxismus und Kapitalismus, Liberalismus und Individualismus propagierte die junge, aus der Turn- bzw. bündischen Jugendbewegung hervorgegangene und im elitär-antidemokratischen Kamerad-

¹ Gründungsaufruf vom 1. 10. 1933. Konrad Henlein spricht. Reden zur politischen Volksgemeinschaft der Sudetendeutschen. Hrsg. v. Rudolf Jahn. Karlsbad - Leipzig 1937, 9.

² Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront. 2. Aufl. Karlsbad 1934, 9 (Bücherei der Heimatfront 1. Reihe, 1. Heft).

³ Ebenda 9–17. – „Warum parteimäßige Gliederung?“ Rundschau vom 18. 3. 1934.

⁴ Gründungsaufruf vom 1. 10. 1933. Konrad Henlein spricht 10.

⁵ Ausführlich hierzu vgl. Wesen und Werden der SHF 18–40.

schaftsbund⁶ politisch-ideologisch geschulte SHF-Führungsgruppe in Anlehnung an das Gesellschaftsideal des Wiener Soziologen Othmar Spann als politisch-soziales Leitbild die Idee einer einheitlichen, gleichsam „organisch“ aus Ständen zusammengesetzten und autoritär geführten sudetendeutschen Gesellschaft, in der von allen Einzel- und Gruppeninteressen die „bedingungslose Einordnung [...] in das übergeordnete Interesse der Gesamtheit“ gefordert wird⁷. In bemerkenswerter Offenheit gab Henlein unmittelbar nach Gründung der Heimatfront vor Vertretern der Presse seine Zukunftsvision von einer „straff geführte[n] Organisation des Sudetendeutschums“ zu Protokoll, in der letztlich „ein Wille“ entscheiden können müsse. Um eine einheitlich geführte Politik zu gewährleisten, führte Henlein weiter aus, dürften nicht verschiedene Meinungen nebeneinander gelten. Es müsse vielmehr möglich sein, „bis in die letzten Untergliederungen durchzugreifen, um Unzukömmlichkeiten oder Disziplinwidrigkeiten sofort abstellen zu können“⁸.

In einer solchermaßen nach dem „Führerprinzip“ durchorganisierten Gesellschaft war für parteipolitischen und gesellschaftlichen Pluralismus, wie er das öffentliche Leben in der Tschechoslowakei prägte, kein Platz. Die ausgeprägte politische und organisatorische Vielfalt des sudetendeutschen Parteien- und Verbändewesens galt der SHF als Ausdruck „führerlose[r] Zersplitterung“⁹ und erschien zusammen mit den „egoistischen Methoden“¹⁰ der bisherigen Parteipolitik als Haupthindernis für die angestrebte Formierung der organisatorisch geschlossenen und unterschiedliche sozioökonomische Interessen überwölbenden Volksgemeinschaft, von der die Überwindung der Wirtschaftskrise, die in der Tschechoslowakei erst 1933 ihren Höhe-

⁶ Zum Kameradschaftsbund vgl. Haag, John: „Knights of the Spirit“: The Kameradschaftsbund. *Journal of Contemporary History* 8 (1973) 133–153. – Luh, Andreas: Der Deutsche Turnverband in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Vom völkischen Vereinsbetrieb zur volkspolitischen Bewegung. München 1988 240–261. – Olivová, Věra: Kameradschaftsbund. In: *Z českých dějin. Sborník prací in memoriam prof. dr. Václava Husy*. Praha 1966, 237–268.

⁷ Wesen und Werden der SHF 34. – Das Konzept der „sudetendeutschen Volksgemeinschaft“ geht zurück auf die innerhalb des Kameradschaftsbundes maßgeblich von Heinrich Rutha entwickelte Idee der Schaffung eines politisch wie geistig geschlossenen, ständisch gegliederten, sozial ausgeglichenen und – innerhalb der Tschechoslowakei – autonomen „sudetendeutschen Stammes“ bzw. „Stammeskörpers“. Vgl. insbes. Lenk, Richard [Heinrich Rutha]: Der Sudetendeutsche Stammeskörper. In: *Die erste Position*. O. O. 1929, 12–30. – Da das Stammeskörperkonzept heftige Kontroversen im völkisch-nationalen Lager auslöste und den Kameradschaftsbündlern in der SHF von seiten des radikalen „Aufbruch“-Kreises den Vorwurf einbrachte, die „Verschweigerung“ der Sudetendeutschen, ihre geistig-kulturelle Loslösung vom Muttervolk anzustreben, wurde der Begriff „sudetendeutscher Stamm“ in öffentlichen Verlautbarungen der Heimatfront zunehmend durch die unverfänglichere und konsensfähigere Bezeichnung „sudetendeutsche Volksgemeinschaft“ verdrängt. Inhaltlich hielten die maßgeblichen Kräfte in der SHF-Führung jedoch zumindest bis 1935 am Stammeskörperkonzept fest. Vgl. den Artikel „Verschweigerung, Sudetendeutsches Volk, Sudetendeutscher Stamm?“ *Rundschau* vom 21.10.1934. – Brand, Walter: Die Idee des „sudetendeutschen Stammes“. *Verschweigerung, Volksverrat oder sudetendeutsches Schicksal? Volk und Führung 1* (1935) 3–10.

⁸ Henlein am 8. 10. 1933 vor der Presse. Konrad Henlein spricht 16f.

⁹ Wesen und Werden der SHF 10.

¹⁰ E b e n d a.

punkt erreicht hatte, und – ganz allgemein – des „völkische[n] Elend[s]“ der sudeten-deutschen Gesellschaft erwartet wurde¹¹. Parteien waren in der Konzeption der SHF zumindest als eigenständige Akteure nicht vorgesehen: Reinen Weltanschauungsparteien wie etwa der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei sprach die Heimatfront von Beginn an jede Existenzberechtigung ab, Interessenparteien wie dem Bund der Landwirte oder der Gewerbspartei war bestenfalls die Organisation ständischer Untergliederungen unter dem Dach und der politischen Führung der Heimatfront zgedacht.

Die Voraussetzungen für die praktisch-politische Durchsetzung der Volksgemeinschaftskonzeption und der von der SHF selbstbewußt beanspruchten Führungsrolle schienen zunächst allerdings nicht gerade günstig. Zum einen war naturgemäß bei den etablierten Parteien wenig Bereitschaft vorhanden, sich dem Führungsanspruch eines politischen Außenseiters zu unterwerfen. Vor allem aber stellte die bis zu den Parlamentswahlen im Mai 1935 latente Verbotsgefahr eine schwere Belastung für die Heimatfront dar. Der Zeitpunkt ihrer Gründung (wenige Tage vor dem erwarteten Verbot der beiden extremistischen Rechtsparteien DNSAP und DNP), die Übernahme eines Teils der Mitglieder der verbotenen Parteien, die bewußte Vermeidung klarer programmatischer Aussagen sowie die offenkundig am Vorbild der reichsdeutschen NSDAP orientierte Selbstdarstellung der SHF ließen die demokratiebejahenden und staatsloyalen Beteuerungen Henleins¹² unglaubwürdig erscheinen und nährten den in weiten Teilen der demokratischen Öffentlichkeit gehegten Verdacht, die Heimatfront sei eine getarnte, tatsächlich von Berlin aus gesteuerte und von Beginn an nationalsozialistisch orientierte Nachfolgeorganisation der verbotenen Rechtsparteien. Mit dem „Parteiengesetz“ vom 25. Oktober 1933, das auch die Auflösung von Ersatzorganisationen verbotener Parteien ermöglichte, war der Regierung die jederzeit aktivierbare rechtliche Handhabe für ein Vorgehen gegen die SHF gegeben¹³. Und die – vorübergehende – Inhaftierung der wichtigsten Henlein-Mitarbeiter und späteren Hauptleitungsmitglieder Walter Brand, Wilhelm Sebekovsky und Fritz Köllner schien darauf hinzuweisen, daß auf seiten der tschechischen Regierungsparteien offenbar durchaus die Bereitschaft vorhanden war, von den gesetzlich gegebenen Möglichkeiten auch Gebrauch zu machen¹⁴.

¹¹ E b e n d a.

¹² Vgl. neben den Äußerungen Henleins vor der Presse am 8. 10. 1933 (wie Anm. 8) etwa das Interview im „Večer“ vom 6. 10. 1934 oder die Rede in Böhmisches Leipa am 21. 10. 1934. Konrad Henlein spricht 22–41.

¹³ Zum „Parteiengesetz“ vgl. Slapnicka, Helmut: Recht und Verfassung in der Tschechoslowakei 1918–1938. In: Aktuelle Forschungsprobleme um die Erste Tschechoslowakische Republik. Hrsg. v. Karl Bosl. München-Wien 1969, 93–111, hier 103.

¹⁴ Brand wurde am 23. 11. 1933 wegen Verdachts auf staatsfeindliche Tätigkeit nach § 2 und § 17 des Gesetzes zum Schutze der Republik verhaftet, Sebekovsky und Köllner am 10. 1. 1934 (zusammen mit Ernst Kundt, der als Leiter des Deutschpolitischen Arbeitsamtes enge Beziehungen zur SHF unterhielt, und dessen Mitarbeiter Oskar Kuhn). Bohemia vom 28. 11. 1933 und 13. 1. 1934. – Brand, Walter: Auf verlorenem Posten. Ein sudetendeutscher Politiker zwischen Autonomie und Anschluß. München 1985, 83f. (Veröffentlichung des Sudeten-deutschen Archivs 21).

Das drohende Verbot zwang die SHF-Führung, ihre grundsätzlich ablehnende Haltung gegenüber den etablierten Parteien in der politischen Praxis zu modifizieren. Wollte sich die SHF von dem Druck der Auflösung befreien und ausreichend Bewegungsspielraum für die Entfaltung ihrer politischen Tätigkeit gewinnen, mußte sie auf eine radikale Abgrenzungs- und Konfrontationspolitik gegenüber den konkurrierenden Parteien, vor allem aber gegenüber dem wichtigsten potentiellen Bündnispartner, dem Bund der Landwirte, verzichten. Damit aber war nicht nur der ideologische Anspruch der Heimatfront, sondern auch eines der Hauptelemente der SHF-Propaganda in Frage gestellt: der Appell an parteienfeindliche Ressentiments durch die Betonung des neuartigen Charakters der Heimatfront als Volksbewegung und ihrer demonstrativen Distanz gegenüber den durch ausbleibende ökonomische und nationalpolitische Verbesserungen diskreditierten aktivistischen Parteien. Ein Abrücken von dieser Position drohte damit die Chancen der Henleinbewegung zu beeinträchtigen, zum Sammelbecken des von den traditionellen Parteien nicht mehr glaubhaft artikulierten sozialen und nationalen Protestes in den Sudetengebieten zu avancieren.

Auf dem schmalen Grat zwischen Alleinvertretungsanspruch und drohendem Verbot waren die Beziehungen der SHF zu den traditionellen bürgerlichen Parteien, insbesondere zum BdL, entscheidend für die Zukunft der neuen politischen Kraft im sudetendeutschen Parteiengefüge¹⁵. Die Untersuchung dieser Beziehungen kann einen Beitrag zum Verständnis des unerwartet raschen Aufstieges der Henleinbewegung leisten, die nicht nur ungeachtet aller Zweifel an ihrem demokratischen Charakter dem Schicksal der Auflösung erfolgreich entging und als „Sudetendeutsche Partei“ an den Wahlen im Mai 1935 teilnehmen konnte, sondern gleichzeitig dem von ihr postulierten Alleinvertretungsanspruch überraschend nahekam, indem sie bei den Wahlen auf Anhieb rund zwei Drittel der sudetendeutschen Stimmen auf sich vereinen konnte¹⁶.

¹⁵ Die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei (DSAP) und die (nicht national gebundene) Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) stellen in ihren Beziehungen zur SHF einen Sonderfall dar. Aufgrund der von beiden Seiten als unüberbrückbar betrachteten ideologischen Gegensätze schieden die zwei Arbeiterparteien, die sich auch bisher den nationalen Einigungsversuchen der bürgerlichen Parteien widersetzt hatten, als Adressaten der von der SHF ausgehenden Kooperations- bzw. Verschmelzungsbemühungen von vornherein aus. Da sich die SHF – die Überwindung der sozialen Gegensätze durch die Schaffung der Volksgemeinschaft propagierend – von Beginn an explizit auch an die Arbeiterschaft richtete, stellte sie bald eine ernsthafte Bedrohung für Sozialdemokraten und Kommunisten dar. Vor diesem Hintergrund beschränkten sich die Beziehungen zwischen beiden Lagern im wesentlichen auf wechselseitige Angriffe in den jeweiligen Presseorganen. Zur Reaktion von DSAP und KPTsch auf Gründung und Entwicklung der SHF vgl. Sator, Klaus: Anpassung ohne Erfolg. Die sudetendeutsche Arbeiterbewegung und der Aufstieg Hitlers und Henleins 1930–1938. Darmstadt 1996, insbes. 142–161 (WB-Edition Universität 2).

¹⁶ Eine ausgewogene und umfassende Darstellung der Beziehungen der SHF zu den traditionellen bürgerlichen Parteien fehlt. Die Beschäftigung mit dem Thema blieb bislang im wesentlichen auf die ältere, marxistisch orientierte tschechische Historiographie beschränkt, die einige der Grundzüge des Verhältnisses zwischen der Heimatfront und den etablierten bürgerlichen Gruppierungen durchaus zutreffend herausarbeitete, sich dabei aber – den ideologischen Vorgaben entsprechend – vorrangig um den Nachweis für die These bemühte, daß die bürgerlichen Parteien aufgrund des gemeinsamen Klasseninteresses in der Henleinbewegung

Die SHF und der Bund der Landwirte

Das Verhältnis zum Bund der Landwirte (BdL), der größten sudetendeutschen Partei im bürgerlichen Lager, war für die SHF in zweierlei Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Die sich zum Aktivismus bekennenden sudetendeutschen Agrarier waren eine der Stützen der in wechselnder Zusammensetzung seit 1926 bestehenden gemischtnationalen Koalition und verfügten in der Person des Parteichefs und Gesundheitsministers Franz Spina über direkte Einwirkungsmöglichkeiten auf die Regierungspolitik. Von Spina, dem wichtigsten und einflußreichsten Fürsprecher sudetendeutscher Interessen im Kabinett, konnte am ehesten erwartet werden, daß er sich gegen ein etwaiges Verbot der Heimatfront einsetzen würde. Gleichzeitig schien der BdL, der einen bedeutenden Teil der Landbevölkerung erfaßte und sich Anfang Oktober 1933 als „Sudetendeutscher Landstand“ auf ständischer Grundlage neu konstituiert hatte¹⁷, bestens geeignet, unter dem Dach der Heimatfront und innerhalb einer nach ihren Vorstellungen umgestalteten Volksgemeinschaft die ständische Organisation der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung zu übernehmen.

Auch aus der Sicht der sudetendeutschen Agrarier gab es Ansatzpunkte für eine Zusammenarbeit mit der Heimatfront. Dem maßgeblich von Spina bestimmten Konzept der BdL-Führung zufolge sollte die SHF als stabilisierendes Element den durch die Parteienverbote politisch heimatlos gewordenen Teil der sudetendeutschen Bevölkerung sammeln, dem Aktivismus zuführen und sich – als Gegenleistung für die vom

ausnahmslos einen Bündnispartner im Kampf gegen die „fortschrittlichen Kräfte“ in der Tschechoslowakei sahen und deshalb, die Verletzung demokratischer Grundsätze bereitwillig in Kauf nehmend, nach Möglichkeiten einer engen Zusammenarbeit suchten. Mit dieser undifferenzierten und die tatsächlichen Motivationskräfte verzerrenden Interpretation war – nicht zuletzt in Hinblick auf die Rechtfertigung der Deportation und Vertreibung der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg – gleichzeitig das Ziel verbunden, die politisch-ideologischen Unterschiede zwischen der „faschistischen“ SHF und den übrigen bürgerlichen Parteien zu verwischen. Typisch für diesen Ansatz ist die Einleitung der von František Štěpán zusammengestellten Quellensammlung: Spolupráce německých buržoazních stran s Henleinovskými fašisty v letech 1933–1935. Výběr dokumentů [Die Zusammenarbeit der deutschen bürgerlichen Parteien mit den Henlein-Faschisten in den Jahren 1933–1935. Dokumenten-Auswahl]. In: Sborník archivních prací 13 (1963) 3–62 (Einleitung 3–18). – Etwas differenzierter, aber auf schmalere Quellenbasis und deshalb mit zahlreichen Ungenauigkeiten und Mißdeutungen: Č e s a r, Jaroslav / Č e r n ý, Bohumil: Politika německých buržoazních stran v Československu v letech 1918–1938 [Die Politik der deutschen bürgerlichen Parteien in der Tschechoslowakei in den Jahren 1918–1938]. Bd. 2. Praha 1962, 246–258, 262–275. – Bislang am umfassendsten ist die Darstellung von Novák, Otto: Henleinovci proti Československu. Z historie sudetoněmeckého fašismu v letech 1933–1938 [Die Henleinleute gegen die Tschechoslowakei. Zur Geschichte des sudetendeutschen Faschismus in den Jahren 1933–1938]. Praha 1987, 23 f., 31–36, 50–55. – Vgl. auch die populärwissenschaftliche Henlein-Biographie B i m a n, Stanislav / M a l í ř, Jaroslav: Kariéra učitele tělocviku [Die Karriere eines Turnlehrers]. Ústí nad Labem 1983, 75–89, 94 f., 108, 114 f. – Die Verhandlungen zwischen SHF und BdL sind – allerdings lückenhaft – dokumentiert bei Š t ě p á n: Spolupráce (zur Quellenkritik vgl. die Einführung der 1978 vom Sudetendeutschen Archiv in München als Bd. 6 der Reihe „Materialien zur sudetendeutschen Zeitgeschichte“ herausgegebenen Abschrift).

¹⁷ Bohemia vom 7. 10. 1933.

BdL gewährte Protektion – als ständische Organisation der Arbeiter, Angestellten und Beamten der politischen Führung des BdL unterordnen¹⁸. So hoffte die Parteiführung, den politisch unerfahrenen Henlein und dessen neugegründete Bewegung unter ihre Kontrolle bringen und dadurch ihren Einfluß- und Wirkungsbereich über die Landbevölkerung hinaus ausweiten zu können. Gleichzeitig sollte einer Bedrohung der Stellung des BdL innerhalb des sudetendeutschen Parteiengefüges infolge einer befürchteten weiteren Radikalisierung der Bevölkerung oder auch eines möglichen Linksrutschs bei den kommenden Wahlen vorgebeugt werden¹⁹. Weniger aus parteitaktischen als aus ideologischen Motiven wurde ein Zusammengehen mit der Heimatfront auch von der den Theorien Spanns und der Idee der sudetendeutschen Einigungsbewegung nahestehenden jüngeren Generation um Gustav Hacker gefordert, die im „Bund der deutschen Landjugend“ und der „Landständischen Jungmannschaft“ organisiert war und mit Toni Müller, Franz Künzel und anderen über enge Verbindungen zum Kameradschaftsbund verfügte²⁰. Die Gegner des SHF-freundlichen Kurses der Parteiführung, dazu zählten in erster Linie die Parteisekretäre Raimund Graf und Josef Jannausch, konnten sich mit ihrer Position nicht durchsetzen²¹.

Bereits unmittelbar nach Gründung der SHF nahm der BdL über den Egerer Notar Johannes Fischer Kontakt mit der Führung der Heimatfront auf²². Der BdL signalisierte über Fischer seine Bereitschaft, der Heimatfront den Start in die Politik zu ermöglichen. Als Bedingung wurde genannt, daß Henlein keine ehemaligen Mitglieder der verbotenen Parteien in Führungspositionen aufnehmen dürfe und dem BdL

¹⁸ Aufzeichnung über einen Bericht des BdL-Sekretärs Josef Jannausch vom 24. 10. 1933. Archiv Kanceláře Prezidenta Republiky [Archiv der Kanzlei des Präsidenten der Republik] (KPR), T 12/25, Teil V.

¹⁹ Typisch für Überlegungen dieser Art ist die von dem deutschen Gesandten in Prag, Walter Koch, aufgezeichnete Aussage Franz Křepeks, einem der einflußreichsten Vertreter der älteren Generation im BdL, wonach es „momentan nicht so sehr darauf an[kommt], unter welcher Parole die führerlose Jugend gesammelt wird, als daß sie überhaupt gesammelt und vor dem Abrutschen nach links bewahrt wird“. Bericht Kochs an das Auswärtige Amt (AA) vom 13. 5. 1934. Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Innenpolitik und Minderheitenprobleme in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Teil IV: Vom Vorabend der Machtergreifung in Deutschland bis zum Rücktritt von Präsident Masaryk 1933–1935. Ausgewählt, eingeleitet und kommentiert von Heidrun und Stephan D o l e z e l. München 1991, Dok. 51, 111.

²⁰ L u h: Turnverband 246f. – N o v á k: Henleinovci 33, 51f. – B r a n d: Auf verlorenem Posten 81.

²¹ Bis Herbst 1934 hatten sich dem SHF-freundlichen Flügel des BdL zumindest fünf der zwölf BdL-Abgeordneten angeschlossen: Wolfgang Zierhut, Klubobmann Franz Hodina, Hans Wagner, Franz Heller und Rudolf Böhm, außerdem die Senatoren Robert Stöhr und Andreas Lippert. Zu den Gegnern Henleins zählten neben Graf und Jannausch der ehemalige Parteivorsitzende Franz Křepek sowie die Abgeordneten Christof Gläsel, Otto Halke, Franz Vier-eckel und Franz Windirsch. Zur innerparteilichen Frontenbildung vgl. die Aufzeichnung über einen Bericht Raimund Grafs vom 3. 11. 1934. Archiv Ústavu TGM/Benešův Archiv Republika [Archiv des TGM-Instituts/Beneš-Archiv der Republik] (AÚTGM/BAR), Mni-chov/252/16. – Aufzeichnung über einen Bericht Jannauschs vom 24. 10. 1933. KPR, T 12/25, Teil V.

²² B r a n d: Auf verlorenem Posten 80ff.

ein Mitspracherecht bei Personalfragen auf allen Organisationsebenen zugestanden würde. Henlein lehnte dieses Angebot zwar ab, da er die Unabhängigkeit der Heimatfront bedroht sah, doch das beiderseitige Interesse an einer Zusammenarbeit führte schon kurze Zeit später zu einem ersten Treffen auf höchster Ebene: Am 10. Oktober wurde Henlein von Spina im Gebäude des Gesundheitsministeriums in Prag-Smíchov empfangen. Der BdL-Minister forderte von Henlein als Voraussetzung und Grundlage für weitere Gespräche eine schriftliche Erklärung über das Verhältnis der SHF zum Staat, zum sudetendeutschen Aktivismus und zum BdL. Das daraufhin von Henlein verfaßte Memorandum ging ausführlich auf diese Fragen ein. Der SHF-Vorsitzende bekannte sich darin zu einer Verständigung mit der tschechischen Seite, er lehnte irredentistische Bestrebungen ab und erläuterte die positive Einstellung der Heimatfront dem Staat und einer möglichen Regierungsbeteiligung gegenüber. Henlein schlug eine Zusammenarbeit von SHF und BdL auf Grundlage der von beiden Seiten angestrebten ständischen Organisation des Sudetendeutschtums vor, wobei die Landbevölkerung von den Agrariern, alle anderen gesellschaftlichen Gruppen von der Heimatfront organisiert werden sollten. Dementsprechend forderte Henlein die Eingliederung der übrigen sudetendeutschen Parteien in die Heimatfront. Als Übergangsmaßnahme schlug der SHF-Vorsitzende die Bildung eines von ihm selbst zusammen mit Spina kontrollierten „Führerrates“ vor, in dem auch Repräsentanten der Christlichsozialen Volkspartei, der Gewerbspartei und der DAWG vertreten sein sollten.

Auf Grundlage dieser Erklärung kam es am 25. Oktober 1933 zu einem Treffen im Hotel „Blauer Stern“ in Prag, an dem Spina, der BdL-Abgeordnete Wolfgang Zierhut und der Landesausschußbeisitzer Leonhard Kaiser sowie Henlein, Wilhelm Sebekovsky und der Leiter des Deutschpolitischen Arbeitsamtes, Ernst Kundt, teilnahmen. Henlein versicherte, im Geiste des Memorandums mit dem BdL zusammenarbeiten und auf die Mitglieder der SHF einwirken zu wollen. Außerdem sagte der SHF-Vorsitzende zu, daß die Heimatfront keine ehemaligen DNSAP-Mitglieder als Funktionäre aufnehmen und bei ihrem Organisationsaufbau die Einflußbereiche von BdL und Gewerbspartei, als deren Fürsprecher Spina auftrat, respektieren werde. Henlein verpflichtete sich, keine Ortsgruppen in Gemeinden zu gründen, in denen bisher ausschließlich der BdL vertreten war. Es wurde vereinbart, daß Fischer als Vertrauensmann des BdL in Eger (Cheb), wo sich die SHF-Zentrale befand, bei Verstößen gegen diese Vereinbarung direkt bei Henlein vorsprechen solle. Als Gegenleistung versprach Spina, sich in der Regierung für die SHF einzusetzen und gegebenenfalls zum Schutz der Heimatfront zu intervenieren²³.

Die Verhaftung der Henlein-Mitarbeiter Brand, Sebekovsky und Köllner im November 1933 und Januar 1934 wurde schon bald zum ersten Prüfstein der Oktober-Vereinbarung. Henlein wandte sich mehrmals brieflich an Spina, um diesen an

²³ Zu den ersten Kontakten zwischen SHF und BdL und zur Oktober-Vereinbarung vgl. Novák: Henleinovci 23f. Ausführlicher in ders.: Počátky henleinovského hnutí a československo-německé vztahy [Die Anfänge der Henleinbewegung und die tschechoslowakisch-deutschen Beziehungen]. In: Acta Universitatis Carolinae Philosophica et Historica 1978/2, 7–39, hier 33. Außerdem Bimán/Malíř: Kariéra 75–79.

sein Versprechen zu erinnern, sich für die Heimatfront einzusetzen²⁴. Tatsächlich wurde Henlein am 14. Februar auf Vermittlung Spinas von Innenminister Jan Černý empfangen. Černý soll versichert haben, daß er Henlein „voll vertraue“ und der SHF Verständnis entgegenbringe²⁵. Er sagte Henlein die Freilassung seiner Mitarbeiter zu²⁶, die dann am folgenden Tag auch wirklich erfolgte²⁷.

Parallel zu den ersten Kontakten zwischen der SHF und dem BdL traten auch die tschechischen Agrarier, die von Beginn an die Kooperationsbemühungen ihrer deutschen Schwesterpartei unterstützt und gegenüber den Koalitionspartnern gedeckt hatten²⁸, mit Henlein direkt in Verbindung²⁹. Der rechte Flügel der tschechischen Bauernpartei um Rudolf Beran, Adolf Vraný und Victor Stoupal betrachtete die Heimatfront als potentiellen Verbündeten in seinem Bestreben, nach den Wahlen eine konservativ-bürgerliche Koalition unter Ausschluß der sozialistischen Parteien zu bilden. Schon Ende 1933 traf sich Henlein erstmals mit Victor Stoupal, der an der Spitze der mächtigen mährischen Landesorganisation seiner Partei stand und in der Parteiführung eigentlich für die Beziehungen zum BdL zuständig war. Henlein soll von Stoupal mindestens zweimal – Ende 1933 und im Frühjahr 1934 – finanzielle Zuwendungen zur Unterstützung seiner Bewegung erhalten haben³⁰. Die tschechischen Agrarier schalteten sich dann im weiteren Verlauf der Kontakte zwischen SHF und BdL über Stoupal mehrere Male in die Verhandlungen ein, um in kritischen Situationen ein Scheitern der Gespräche zu verhindern.

Zunächst noch hatte die SHF-Führung jedoch lebhaftes Interesse an Verhandlungen mit dem BdL. Solange nämlich die Landwirterpartei hoffen konnte, ihre eigene Position mit Hilfe der Heimatfront zu verbessern, so das Kalkül der Hauptleitung, würde sich Spina in der Regierung gegen ein Verbot der Heimatfront aussprechen und der SHF so den dringend benötigten politischen und organisatorischen Handlungsspielraum verschaffen. An einem konkreten Abkommen mit den Agrariern war die SHF-Führung dagegen weit weniger interessiert. Sie befürchtete, in ein Abhängigkeitsverhältnis gegenüber dem BdL zu geraten und durch eine zu enge Zusammenarbeit mit einer der traditionellen Parteien in den Augen ihrer Anhänger diskreditiert zu werden³¹. Deshalb bemühten sich die SHF-Unterhändler³², die Verhandlungen in

²⁴ E b e n d a 83f. – N o v á k : Počátky 34.

²⁵ So die SHF-Hauptstelle in einer internen Weisung am 16. 2. 1934. Die Deutschen in der Tschechoslowakei 1933–1947. Dokumentensammlung. Hrsg. v. Václav Král. Prag 1964, Dok. 8, 65f.

²⁶ B i m a n / M a l í ř : Kariéra 86.

²⁷ Bohemia vom 16. 2. 1934.

²⁸ Aufzeichnung über einen Bericht Jannauschs vom 24. 10. 1933. KPR, T 12/25, Teil V.

²⁹ Zu den Verbindungen zwischen SHF und den tschechischen Agrariern vgl. N o v á k : Henleinovci 52f. – S m e l s e r , Ronald M.: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich 1933–1938. Von der Volkstumspolitik zur nationalsozialistischen Außenpolitik. München-Wien 1980, 96, 120. – B r ü g e l , Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche 1918–1938. München 1967, 260. – L u ž a , Radomír: The Transfer of the Sudeten Germans. A Study of Czech-German Relations 1933–1962. New York 1964, 73.

³⁰ E b e n d a.

³¹ In einem Vorschlag der SHF-Führung zur Zusammenarbeit mit dem BdL vom 6. 4. 1934 wurde darauf hingewiesen, daß allzu enge Bindungen an den BdL „im Augenblick angesichts

die Länge zu ziehen und ein den Interessen der Heimatfront zuwiderlaufendes konkretes Ergebnis möglichst zu vermeiden³³.

Für die Zeit bis zu den Wahlen strebte die SHF-Hauptleitung lediglich die Bildung eines gemeinsamen, paritätisch besetzten „Beratungsausschusses“ zur Koordinierung der Politik von Heimatfront und BdL an. Der von der SHF-Führung im April ausgearbeitete Vorschlag sah für dieses Gremium nur eng begrenzte Kompetenzen vor³⁴. So sollten Henlein und Spina, denen in allen Fragen das endgültige Entscheidungsrecht zugestanden wurde, dem Ausschuß nicht angehören. Nach den Vorstellungen der Hauptleitung sollte zwar der Wahlkampf in Abstimmung und in Zusammenarbeit mit dem BdL geführt werden, eine Listengemeinschaft wurde jedoch mit der Begründung abgelehnt, daß die Sudetendeutschen erst an eine engere Kooperation der beiden Gruppierungen gewöhnt werden müßten. Außerdem könne durch ein getrenntes Vorgehen ein Maximum an Wählern angesprochen werden, darunter auch solche, die zwar der SHF (oder dem BdL) ihre Stimme geben würden, nicht aber einer gemeinsamen Liste. Erst für die Zeit nach den Wahlen sah das SHF-Konzept eine engere Zusammenarbeit vor: geplant war ein gemeinsamer „parlamentarischer Führungskörper“ unter Führung Spinass, der weiterhin die sudetendeutschen Interessen gegenüber der Regierung repräsentieren sollte, und ein gemeinsames außerparlamentarisches Führungsgremium mit Henlein an der Spitze, dem als eine Art „Mann des Volkes“ die Aufgabe zugeordnet war, die „Einheit beider Gruppen gegenüber dem Sudetendeutschtum“ zu verkörpern. Eine solche Regelung hätte es der SHF ermöglicht, unabhängig und weitgehend unbelastet von den Agrariern in die Wahlen zu gehen und dadurch sogar noch von dem erwarteten schlechten Abschneiden des BdL zu profitieren. Und als deutliche Wahlsiegerin hätte die Heimatfront dann die für die Zeit nach

der Diskreditierung des BdL von der Bevölkerung nicht verstanden werden. Henlein würde möglicherweise das Vertrauen innerhalb des Sudetendeutschums verlieren [...]“. Štěpán: Spolupráce, Dok. 1, 19.

³² Den SHF-Delegationen gehörten in der Regel die Hauptleitungsmitglieder Sebekovsky, der das im Juni 1934 eingerichtete Prager Büro der SHF leitete, Brand, der als eine Art Generalsekretär der Kanzlei Henleins in Asch (Aš) vorstand, sowie Rudolf Sandner an, häufig auch der Kreisleiter Franz May. Seltener waren Gustav Obrlik, Ludwig Frank, Karl Hermann Frank und Fritz Zippelius an den Verhandlungen beteiligt.

³³ Brand schildert die Verhandlungstaktik der SHF-Führung rückblickend so: „Es ging für uns alle schlicht und einfach darum, die Verhandlungen so zu führen, daß es zu keinem Bruch mit dem BdL kam und wir andererseits nicht in ein reguläres Abkommen gezwungen würden, das uns mehr oder weniger als selbständige politische Kraft ausspannt und uns zu einem bloßen Anhängsel der deutschen und tschechischen Agrarier degradiert hätte [...] Konrad Henlein hatte sich eine bauernschlaue Taktik zurecht gelegt. Er selbst nahm kein einziges Mal an diesen offiziellen Verhandlungen teil, er wich damit ganz bewußt der Gefahr aus, sich festnageln zu lassen. Außerdem wechselte die Delegation der SHF in ihrer Zusammensetzung ständig, so daß immer wieder der eine oder andere sagen konnte, er sei nicht im Bilde. Und waren wir einmal in einer Gesprächsrunde so in die Enge manipuliert worden, daß wir ja oder nein hätten sagen müssen, erklärten wir: dazu reiche unsere Vollmacht nicht aus. Wir müßten darüber Konrad Henlein und der Hauptleitung berichten. Damit war wieder Zeit gewonnen.“ Brand: Auf verlorenem Posten 97 f.

³⁴ Verhandlungsvorschlag der SHF-Hauptleitung vom 6.4.1934. Štěpán: Spolupráce, Dok. 1, 19f.

den Wahlen in Aussicht gestellten gemeinsamen Gremien problemlos beherrschen können, zumal die SHF durch die geplante Stellung Henleins in der Lage gewesen wäre, den BdL als direkt für die Regierungsarbeit verantwortliche Partei mit der Unterstützung der Masse der Bevölkerung im Rücken massiv unter Druck zu setzen.

Auf der Grundlage dieser Vorschläge sagte Anfang Mai 1934 die Führung der Landjugend Henlein ihre Unterstützung zu³⁵. Im Gegensatz zur Landjugend bestand die BdL-Führung bei den folgenden Gesprächen mit den Vertretern der Heimatfront jedoch auf einem Wahlabkommen, das die Bildung einer Listengemeinschaft beinhalten sollte. Am 16. Mai forderte Wolfgang Zierhut, der Hauptunterhändler des BdL, gegenüber Henlein, daß die gemeinsamen Wahllisten entsprechend dem – von Zierhut großzügig aufgerundeten – Anteil der in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Bevölkerung zur Hälfte mit BdL-Kandidaten besetzt werden müßten. Zur Bekräftigung seiner Forderung drohte er mit dem Rückzug des BdL aus der Regierung (und damit mit dem Ende der Protektion durch die sudetendeutschen Agrarier) im Falle einer Wahlniederlage, die, so Zierhut unter Hinweis auf den Charakter des BdL als Regierungspartei, bei einem getrennten Vorgehen unausweichlich sei. Mit Hilfe der Listengemeinschaft, die dem BdL unabhängig von seinem tatsächlichen Abschneiden eine vorher festgelegte Anzahl von Abgeordneten garantiert hätte, hoffte die Parteiführung, der drohenden Wahlniederlage entgegen zu können³⁶.

Neben das umstrittene Wahlabkommen trat seit Sommer 1934 eine weitere Schwierigkeit: die Frage der Abgrenzung der Organisationsbereiche von SHF und BdL. Offenbar häuften sich Verstöße gegen die Oktober-Vereinbarung, in der sich die Heimatfront verpflichtet hatte, auf die Werbung von BdL-Mitgliedern und die Ausweitung ihrer Organisationstätigkeit auf reine Landgemeinden zu verzichten. Die BdL-Delegation warf Henlein am 17. Juli vor, daß es entgegen dieser Vereinbarung in einer Reihe von Bauerndörfern, in denen vorher lediglich der BdL vertreten war, zur Gründung von SHF-Ortsgruppen gekommen sei. Henlein wies die Vorwürfe zurück, gab aber zu bedenken, daß Bauern, die nicht BdL-Mitglied werden wollten, zunehmend von der DCVP aufgenommen würden, die in letzter Zeit große Werbeerfolge aufweisen könne³⁷. Am 14. August beschloß die Hauptleitung der SHF zwar, die in der Oktober-Vereinbarung vorgesehene Abgrenzung durch die Ausgabe einer entsprechenden Weisung zu bekräftigen. Allerdings war darin ausdrücklich – und entgegen den Forderungen des BdL – die Aufnahme jener Bauern vorgesehen, die nicht dem BdL beitreten wollten³⁸.

³⁵ Aufzeichnungen Sebekovskys vom 2.5.1934. E b e n d a Dok. 3, 21. Gustav Hacker, der führende Repräsentant der Landjugend, rief Anfang Mai öffentlich zu einer engen Zusammenarbeit zwischen BdL und SHF auf. Die Sudetendeutschen würden alle Hoffnungen auf die diesbezüglichen Entscheidungen Spinus und Henleins setzen. Der Führung dieser beiden Männer „sich restlos einzuordnen, ist für niemanden ein Wagnis, und solche Einordnung wird das sudetendeutsche Volk von allen, die ernst genommen werden wollen, fordern müssen“. Bohemia vom 5.5.1934.

³⁶ Aufzeichnungen Sebekovskys vom 16.5.1934. Š t ě p á n : Spolupráce, Dok. 7, 25ff.

³⁷ Verhandlungsprotokoll vom 17.7.1934. E b e n d a Dok. 10, 29f.

³⁸ Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 14.8.1934. E b e n d a Dok. 12, 31f.

Die umstrittene Abgrenzung der Wirkungsbereiche von SHF und BdL rückte zunehmend in den Mittelpunkt der im September wiederaufgenommenen Verhandlungen, ohne daß es in der Frage der Listengemeinschaft zu einer Einigung gekommen wäre. Um ein sich bereits abzeichnendes Eindringen der SHF in ihr traditionelles Wähler- und Mitgliederreservoir zu verhindern, bestand die BdL-Delegation auf der unrealistischen Forderung, daß die Heimatfront auch beitriftswillige BdL-feindliche Bauern abweisen müsse, selbst wenn diese dann an die gemeinsamen politischen Gegner verlorengingen. Zudem forderten die deutschen Agrarier, daß die SHF die bereits in ihren Reihen organisierte Landbevölkerung zu einem Übertritt in den BdL veranlassen sollte³⁹.

Ende September drohte den Verhandlungen dann aus einem anderen Grund das vorzeitige Ende. In der BdL-Führung kam es zu scharfen Auseinandersetzungen über den künftigen Kurs der Partei gegenüber der SHF. Spina zeigte sich aufgrund des beim Innenministerium eingelaufenen Materials überzeugt, daß Henlein seine Zusage nicht eingehalten habe, keine ehemaligen DNSAP-Mitglieder mit Funktionärsposten zu betrauen. Er schien entschlossen, mit der SHF zu brechen und seinen Widerstand gegen eine eventuelle Auflösung der Heimatfront aufzugeben⁴⁰. Zierhut und Hacker drängten dagegen auf eine Fortsetzung der Gespräche⁴¹ und konnten sich offenbar mit dieser Linie durchsetzen: Spina begnügte sich schließlich damit, Henlein in einem persönlichen Gespräch nochmals eindringlich zur Einhaltung seiner Verpflichtungen zu ermahnen⁴². Dabei warf er Henlein vor, daß die SHF nach wie vor das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit auf die Agitation lege, ohne ihre Mitgliederschaft – wie in der Oktober-

³⁹ Verhandlungsprotokolle vom 17. 9. und 25. 9. 1934. E b e n d a Dok. 15 und 16, 34–41. Diese Forderung des BdL, die praktisch auf die Erzwingung von Parteiübertritten hinausläuft, zeigt deutlich, daß infolge der zunehmenden Bedrohung ihrer Position auch innerhalb der größten und bedeutendsten aktivistischen Partei die Bereitschaft zunahm, undemokratische Mittel der Politik zu akzeptieren. Bezeichnend dafür ist der Dialog, der sich im Zusammenhang mit der Übertrittsfrage entspann. Den Einwand Brands, man könne mit Rücksicht auf die demokratischen Grundsätze der Verfassung doch Mitglieder nicht zum Übertritt zwingen, wischte Zierhut mit einem Hinweis darauf beiseite, daß die Verfassung in der jetzigen Situation nicht so wichtig sei. Brand erwiderte, daß sich vielleicht der BdL eine solche Haltung leisten könne, nicht aber die SHF, der man ohnehin „scharf genug auf die Finger schaut“. Daraufhin sagte Zierhut laut Verhandlungsprotokoll, daß sich das ändern werde, „wenn Ihr erst mit uns seid“. E b e n d a 40.

⁴⁰ Aufzeichnung über eine Information des sozialdemokratischen Abgeordneten Siegfried Taub vom 27. 9. 1934. AÜTGM/BAR, Mnichov/252/16.

⁴¹ Graf zufolge war die SHF-freundliche Position Zierhuts, der zu den entschiedensten Befürwortern einer engen Zusammenarbeit mit Henlein gehörte, auch durch finanzielle Abhängigkeiten bedingt. Zierhut habe bei der Zentralbank der deutschen Sparkassen, die mit der Kreditanstalt der Deutschen verbunden war, Kredite in Millionenhöhe aufgenommen, ohne dafür bisher Zinsen gezahlt zu haben. Die Kreditanstalt, die indirekt auch zur Finanzierung der SHF beitrage, sei daran interessiert, die gemäßigten, SHF-kritischen Kräfte im BdL zu schwächen. Die indirekte finanzielle Abhängigkeit von der Kreditanstalt habe Zierhut bewogen, einen Henlein-freundlichen Kurs einzunehmen. Zierhut sei außerdem in eine Unterschlagungsaffäre in Zusammenhang mit dem BdL-Organ „Deutsche Landpost“ verwickelt, werde aber von Beran, mit dem er befreundet sei, gedeckt. Aufzeichnung über einen Bericht Grafts vom 3. 11. 1934. E b e n d a.

⁴² Aufzeichnung über einen Gesprächsbericht Spinas vom 29. 9. 1934. E b e n d a.

Vereinbarung vorgesehen – zu einer positiven Einstellung dem Staat und der Demokratie gegenüber zu erziehen. Die Heimatfront solle von ihren „faschistischen Werbemethoden“ Abstand nehmen und endlich ein eindeutiges Programm vorlegen, forderte der BdL-Vorsitzende. Das Mißtrauen der SHF gegenüber sei vollkommen gerechtfertigt, solange es ihr nicht gelänge, „zu Hitler, dem Dritten Reich, dem deutschen Nationalsozialismus, zur Frage der Revision und zur Habsburgerfrage“ einen eindeutigen Standpunkt zu beziehen. Henlein müsse einen „Trennungsstrich“ ziehen und sich „klar und unumwunden“ zur Demokratie und zum Republikanismus bekennen. Spina forderte Henlein auf, sich auf tschechischer Seite einen Partner zu suchen und seine Bewegung in das bestehende Parteiensystem einzuordnen. Ansonsten sei es mit der Patronanz vorbei⁴³.

Trotz der wachsenden Spannungen zwischen den Verhandlungspartnern begannen sich im September und Oktober 1934 die Grundzüge eines Kooperationsabkommens abzuzeichnen: Der BdL sollte entsprechend den Bestimmungen der Oktober-Vereinbarung das Organisationsmonopol auf dem Land grundsätzlich behalten, während die gesamte übrige Bevölkerung dem Einflußbereich der SHF zugeschlagen wurde. Für Streitfälle waren paritätisch besetzte Schlichtungsausschüsse vorgesehen. Zur Koordinierung der Politik beider Parteien war die Einrichtung eines „Führerrates“ geplant, der sich paritätisch aus Mitgliedern der SHF und des BdL zusammensetzen sollte. Der Führerrat hätte die Aufgabe gehabt, über alle politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Angelegenheiten zu beraten und Einvernehmen herzustellen. Strittige Fragen sollten Spina und Henlein, die dem Gremium nicht angehört hätten, zur endgültigen Entscheidung vorgelegt werden. Es war vorgesehen, dem Führerrat eine Kanzlei und eine Pressestelle anzugliedern. Als Ziele des Abkommens nannte Zierhut am 25. September, ganz im Stile der SHF-Volksgemeinschaftsrhetorik, den „Neuaufbau“ des Sudetendeutschtums, die „Konzentrierung der politischen Kräfte“ sowie die „Zusammenfassung der Volkskräfte“ unter einer einheitlichen Führung. Angestrebt werde außerdem eine „neue geistige Haltung“. Grundlage für die Zusammenarbeit von SHF und BdL sei die gemeinsame Ablehnung von Liberalismus, Marxismus und Diktatur sowie die angeblich übereinstimmende Haltung der Agrarier und der Heimatfront zum tschechoslowakischen Staat, zur Demokratie und zum sudeten-deutschen Volk⁴⁴.

⁴³ Aufschlußreich ist die persönliche Einstellung Spinas Henlein und der SHF gegenüber, die in dem Bericht deutlich zum Ausdruck kommt. Spina versicherte, daß er auch weiterhin an der Meinung festhalte, daß Henlein „persönlich gute Absichten hat, aber ein kindischer Phantast ist, der sich auf dem politischen Parkett nicht zu bewegen weiß“. Deshalb habe er ihm dringend geraten, „in seinen Reihen einen 30. Juni zu inszenieren [Anspielung auf die nach dem „Röhm-Putsch“ von Hitler angeordnete Ermordung der SA-Führung am 30. 6. 1934, J.-H. E.] und da ihm die Mittel dazu nicht zur Verfügung stehen, den Besen zu nehmen und alles hinauszuerwerfen, was sich an Führern und Unterführern in seine Organisation eingeschlichen hat“. Die SHF sei eine „ausgesprochen amorphe Masse, und es wäre wirklich besser, wenn er die Hälfte über Bord werfe und die bessere Hälfte zu konstruktiver Mitarbeit erziehen würde“. E b e n d a.

⁴⁴ Verhandlungsprotokolle vom 17. 9., 25. 9. und 5. 10. 1934. Š t ě p á n : Spolupráce, Dok. 15, 16 und 17, 34–43.

Um die SHF-Delegation zu einem raschen Abschluß zu bewegen, versuchte Zierhut während eines Treffens mit den Vertretern der Heimatfront am 2. Oktober, Druck auf die Gegenseite auszuüben. Im Auftrag Spinas berichtete er von der letzten Kabinettsitzung und beschrieb die Lage in bezug auf die Zukunft der SHF als „sehr ernst“. Doch das Drohpotential des BdL hatte mittlerweile einiges an Schrecken eingeübt: Im Verlauf der Gespräche war längst deutlich geworden, daß der BdL mit Blick auf seine Wahlchancen ein Verbot der Heimatfront und die damit verbundenen politischen Verwerfungen fast ebenso fürchtete wie die SHF-Führung selbst. Als Reaktion auf die Einschüchterungsversuche Zierhuts drohten die Vertreter der Heimatfront dann auch umgehend, sich aus der Politik zurückzuziehen, falls ihre Bemühungen um eine ehrliche Verständigungspolitik gegenüber den Tschechen nicht honoriert würden. Es war ein deutliches Zeichen für die langsame Umkehrung des ursprünglichen Abhängigkeitsverhältnisses, in dem sich die SHF anfangs gegenüber der Landwirtpartei befand, wenn sich nun die BdL-Delegation genötigt sah, die SHF-Vertreter mit Beschwichtigungsversuchen zu bestürmen. Die Führung der SHF habe Verantwortung für das gesamte Sudetendeutschtum übernommen, der sie sich nicht entziehen dürfe, betonte Zierhut. Ein Rückzug würde das Sudetendeutschtum in ein Chaos stürzen, in das auch der BdL mit hineingezogen würde⁴⁵.

Für beide Seiten rückte im Oktober die geplante programmatische Rede Henleins in den Mittelpunkt des Interesses. Während die SHF, dem andauernden Druck insbesondere von seiten der tschechischen Öffentlichkeit nachgebend, darauf hoffte, daß ihr die Verkündung ihres politischen Programmes die endgültige Anerkennung durch die Regierung bringen würde, drängte der BdL auf ein deutliches Loyalitäts- und Demokratiebekenntnis Henleins, um bei seinen deutschen und tschechischen Koalitionspartnern wegen der engen Kontakte zur Heimatfront nicht weiter in Mißkredit zu geraten⁴⁶. Außerdem sahen die BdL-Unterhändler eine Möglichkeit, durch ihren Beitrag zur Genehmigung der Veranstaltung die schwierigen Verhandlungen mit der SHF voranzubringen. Und schließlich hatte auch der rechte Flügel der tschechischen Agrarier mit Blick auf seine Koalitionspläne Interesse an einer öffentlichkeitswirksamen Kundgebung, durch die Bedenken gegen die erwogene Regierungsbeteiligung der Heimatfront entkräftet würden⁴⁷. Sowohl die tschechischen Agrarier als auch Spina trugen dann auch maßgeblich zur Genehmigung der SHF-Großveranstaltung in Böhmisches Leipa am 21. Oktober 1934 bei. Zierhut, der über die engsten Beziehungen zur Heimatfront verfügte, hatte versichert, daß man der SHF hinsichtlich ihrer Staatstreue trauen könne. Zudem erhielten die tschechischen Agrarier von Henlein als Gegenleistung für die Genehmigung die Zusage, daß sich die Heimatfront nach der Wahl unter der Führung Spinas an der aktivistischen Politik des BdL beteiligen und in die künftige Regierung eintreten würde⁴⁸.

⁴⁵ Verhandlungsprotokoll vom 5. 10. 1934. E b e n d a, Dok. 17, 58 f.

⁴⁶ Klepetař, Harry: Seit 1918... Eine Geschichte der Tschechoslowakischen Republik. Mährisch-Ostrau 1937, 363.

⁴⁷ Zur innenpolitischen Dimension der Rede Henleins vgl. Koch an AA vom 19. 10. 1934. Gesandtschaftsberichte IV, Dok. 72, 152 ff.

⁴⁸ Das berichtet jedenfalls Koch. E b e n d a 153.

Die mit Spannung erwartete Henlein-Rede brachte jedoch keinerlei neue Impulse für die festgefahrenen Verhandlungen mit dem BdL. Da es Henlein in Böhmisches Leipa trotz der bislang deutlichsten öffentlichen Distanzierung vom Nationalsozialismus nicht gelungen war, die Zweifel am Staats- und Demokratiebekenntnis der Heimatfront restlos auszuräumen⁴⁹, blieben auch die Bedenken am SHF-kritischen Flügel des BdL virulent. Insbesondere Spina äußerte sich wiederholt negativ über Henlein und die SHF⁵⁰. Demgegenüber drängten Zierhut und Hacker weiterhin auf eine Verständigung mit der Heimatfront⁵¹. Allerdings trafen sie dabei auf zunehmend geringere Resonanz auf seiten ihrer Gesprächspartner. Nachdem im Vorfeld der Veranstaltung von Böhmisches Leipa das Interesse der tschechischen Agrarier an der Heimatfront offenbar geworden war und die SHF-Führung damit nun nicht mehr allein auf den Schutz des BdL und Spinas angewiesen zu sein schien, erreichte die Verhandlungsbereitschaft der SHF einen neuen Tiefpunkt. In diese Richtung wirkte auch der zunehmende Druck, der von den ständigen Angriffen des nationalsozialistisch orientierten „Aufbruch“-Kreises⁵² auf die SHF-Führungsspitze und deren gemäßigten, verhandlungsorientierten Kurs ausging⁵³.

⁴⁹ Der Text der Rede ist abgedruckt in: Konrad Henlein spricht 22–41. – Zu den Reaktionen von Regierung und Öffentlichkeit vgl. Koch an AA vom 23. 10. und 5. 11. 1934. Gesandtschaftsberichte IV, Dok. 74 und 77, 162f., 167f. – Graf Pfeil an AA vom 29. 10. 1934. E b e n d a Dok. 75, 164ff.

⁵⁰ Koch an AA vom 23. 10. 1934. E b e n d a Dok. 74, 163. Während einer BdL-Tagung am 24. 10. 1934 äußerte Spina seine Unzufriedenheit mit den Ausführungen Henleins in Böhmisches Leipa: „Hier war eine einzigartige Gelegenheit, mit einem Schlage mit allen Dingen aufzuräumen, die Anlaß zu Mißtrauen gaben. Henlein ist aber in gewissen Punkten in seinen Ausführungen zurückgewichen.“ Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 18, 72.

⁵¹ Hacker hob gegenüber dem „Mladý Venkov“, dem Blatt der tschechischen Jungagrarier, die staatspolitische Bedeutung hervor, die dem „Gelingen des Werkes Konrad Henleins“ zukomme. Das Verhältnis der SHF zum Staat sei aufrichtig positiv. Sie entfalte eine beruhigende Wirkung auf die Sudetendeutschen, die durch das Wirken der Heimatfront als ein „geordnetes Element“ in den Staat eingereiht werden könnten, das den Staat ehrlich anerkenne und zur Mitarbeit bereit sei. Dadurch werde die „bisherige aktivistische Front mit allen ihren Konsequenzen erweitert“. Einen Übertritt der Landjugend zur SHF schloß Hacker jedoch aus. Bohemia vom 1. 11. und 2. 11. 1934.

⁵² Der „Aufbruch“-Kreis, benannt nach der gleichnamigen, von den ehemaligen DNSAP-Funktionären Rudolf Haider und Ferdinand Fischer herausgegebenen Zeitschrift, hatte sich nach dem Verbot der DNSAP zum wichtigsten Sammelbecken sudetendeutscher Nationalsozialisten entwickelt und gewann im Laufe des Jahres 1934 zunehmend an Einfluß innerhalb der Heimatfront. Dies führte im November 1934 zu Auseinandersetzungen in der Hauptleitung über mögliche Maßnahmen gegen ein weiteres Vordringen der Radikalen innerhalb der SHF; die von Brand geforderte offene Auseinandersetzung mit dem „Aufbruch“-Kreis wurde aber von Henlein und der Mehrheit der Hauptleitungsmitglieder abgelehnt, um ein Auseinanderbrechen der Heimatfront zu verhindern. Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 5. 11. 1934. Š t ě p á n : Spolupráce, Dok. 19, 44. Vgl. auch S m e l s e r : Sudetenproblem 97 und N o v á k : Henleinovci 48.

⁵³ Der „Aufbruch“ hatte bereits im Frühjahr 1934 die Aufnahme der Verhandlungen mit den kleineren bürgerlichen Gruppierungen zum Anlaß genommen, die Politik der SHF gegenüber den traditionellen Parteien scharf anzugreifen. Die Einheit des Volkes werde nicht „durch Kompromisse und Zusammenschluß möglichst vieler Grüppchen“ erreicht, sondern allein durch den „unbedingten fanatischen Kampf der neuen Menschen, durch unbeirrbares Festhalten an der besseren Weltanschauung“. Das „Packeln mit liberalistischen Vollbärten“,

Anfang November beschloß die Hauptleitung, konkrete Projekte wie das geplante Winterhilfswerk anstelle ergebnisloser „langer Verhandlungen“ in den Mittelpunkt der Zusammenarbeit mit dem BdL zu stellen⁵⁴. Offenbar stand dahinter der Versuch, dem Druck des BdL in Richtung eines bindenden Wahl- und Abgrenzungsabkommens auszuweichen und mit Rücksicht auf die radikale Opposition innerhalb der Heimatfront mehr Abstand gegenüber den traditionellen Parteien zu wahren. Die nötige Rückendeckung für diesen auf Distanz und Unabhängigkeit bedachten Kurs erhoffte sich die Hauptleitung von einer weiteren Intensivierung der Kontakte zu den tschechischen Agrariern⁵⁵.

Die beiderseitige Unbeweglichkeit, insbesondere aber die kompromißlose Ablehnung der vom BdL geforderten Listengemeinschaft durch die immer selbstbewußter agierende SHF, vertiefte die Spannungen zwischen den beiden Verhandlungspartnern. Mitte Dezember signalisierte die BdL-Führung, daß sie ohne die Zustimmung der SHF in dieser Frage nicht weiterverhandeln werde und brach die Gespräche vorläufig ab⁵⁶. Zwar wurden die Verhandlungen am 22. Januar 1935 wieder aufgenommen, das von Zierhut wenige Tage später vorgelegte Abgrenzungsabkommen mußte jedoch – vor allem wegen der darin auch weiterhin vorgesehenen Übertrittsklausel – für die Heimatfront unannehmbar sein⁵⁷. Die SHF, die sich – ermöglicht durch die sinkende Bedeutung des BdL als Garant ihres legalen Fortbestehens – immer häufiger über die Oktober-Vereinbarung hinwegsetzte und seit Ende 1934 ihre Organisation auch auf dem Land zunehmend verdichtete⁵⁸, hätte möglicherweise einer vorübergehenden Beschränkung ihrer aktiven Werbetätigkeit zustimmen können. Die Zurückweisung beitragswilliger Landbewohner oder gar der Ausschluß von Mitgliedern zugunsten des BdL hätte jedoch innerhalb der Heimatfront Unverständnis und Widerstand hervorrufen können und wäre nach außen kaum zu vermitteln gewesen⁵⁹.

die Verhandlungen mit „fast vorsintflutlichen Gebilden“ würden, auch wenn ihnen nur rein taktische Erwägungen zugrunde lägen, „unabschbaren Schaden anrichten“, weil sich so die alte Generation durch die Hintertür wieder in die Politik einschleichen könne. H. F.: Sudenteutschum zwischen jung und alt. Aufbruch vom 17. 5. 1934.

⁵⁴ Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 5. 11. 1934. Št ě p á n: Spolupráce, Dok. 19, 44.

⁵⁵ „Politische Taktik: Zusammengehen mit den tschechischen Agrariern. Henlein ist bereit zu erklären, daß keinerlei Verbindungen nach links bestehen, dafür müssen sie [die tschechischen Agrarier, J.-H. E.] sich aber tatsächlich einsetzen. Bei den Verhandlungen [...] ist unbedingt unsere Selbständigkeit und die Unabhängigkeit vom BdL festzustellen.“ – E b e n d a. Vgl. auch S m e l s e r: Sudetenproblem 96.

⁵⁶ N o v á k: Henleinovci 52.

⁵⁷ BdL-Vorschlag vom 27[?]. 1. 1935. Št ě p á n: Spolupráce, Dok. 22, 47f. (laut „Rundschau“ vom 1. 4. 1935 wurde der Vorschlag bereits am 24. 1. 1935 vorgelegt).

⁵⁸ S m e l s e r, Ronald M.: At the Limits of a Mass Movement. The Case of the Sudeten German Party 1933–1938. BohZ 17 (1979) 240–264, hier 246f.

⁵⁹ Durch sein unkluges und in demokratischer Hinsicht zweifelhaftes Verhandlungsangebot brachte sich der seine demokratische Haltung betonende BdL in die ungünstige Situation, sich ausgerechnet von der SHF Verstöße gegen die Grundsätze der Demokratie vorhalten lassen zu müssen. Die SHF, schrieb die „Rundschau“ einige Wochen später, sehe in dem BdL-Vorschlag ein „Organisationsprinzip des Parteienzwanges für bestimmte Bevölkerungsschichten“, das „mit den verfassungsmäßig festgelegten Grundsätzen der Meinungsfreiheit und Koalitionsfreiheit unvereinbar ist“. Rundschau vom 1. 4. 1935.

Kurz darauf kündigte Henlein – offenbar gestärkt durch den positiven Verlauf der Kontakte zu Stoupal⁶⁰ und den organisatorischen Aufschwung der Heimatfront⁶¹ – während einer Kundgebung am 27. Januar 1935 in Marienbad (Mariánské Lázně) überraschend an, daß die SHF zwar weiterhin gute Beziehungen zum BdL pflegen wolle, aber unabhängig von den Agrariern in die Wahlen gehen werde⁶². Am gleichen Tag erschien in der SHF-Wochenzeitung „Rundschau“ ein Artikel, in dem der Anspruch der Heimatfront bekräftigt wurde, *alle* Sudetendeutschen – und nicht nur die städtische Bevölkerung – vereinigen zu wollen⁶³. Damit wurde die Oktober-Ver einbarung von seiten der SHF erstmals ausdrücklich und offiziell in Frage gestellt.

Die Landjugend, deren Vertreter am 5. Februar mit Henlein zusammengetroffen waren⁶⁴, verstärkte daraufhin ihren Druck auf die Parteispitze um Spina. Gustav Hacker, der Vertreter der Landjugend in der BdL-Reichsleitung⁶⁵, kündigte Anfang Februar seinen Rückzug aus der Parteiführung an, da die von ihm angestrebte Zusammenarbeit des BdL mit der Heimatfront gescheitert sei⁶⁶. Um den Rücktritt Hackers

⁶⁰ Hans Neuwirth, der zusammen mit Sebekovsky die Verhandlungen mit Stoupal führte, berichtete der Hauptleitung, daß sich Stoupal „sehr positiv“ über die SHF geäußert habe. Er betrachte die Heimatfront als „Garanten einer ehrlichen Politik mit den Deutschen“. Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 8. 1. 1935 in Št ě p á n : Spolupráce, Dok. 21, 47. Zu den Auswirkungen dieser Kontakte auf das Selbstbewußtsein der SHF-Führung in bezug auf die Verhandlungen mit dem BdL vgl. auch Klepetař : Seit 1918, 367.

⁶¹ Die Mitgliederzahl der SHF hatte zum Jahreswechsel 1934/35 die 100 000-Marke überschritten. Sm elser : Limits 263. – Zum Vergleich: Der BdL zählte 1930 als damals größte sudetendeutsche Partei rund 120 000 Mitglieder, die DSAP ca. 80 000. Linz, Norbert: Die Binnenstruktur der deutschen Parteien im ersten Jahrzehnt der ČSR. In: Die demokratisch-parlamentarische Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Hrsg. v. Karl Bosl. München-Wien 1975, 201–223, hier 207, 217.

⁶² Henlein versicherte, daß die SHF weiterverhandeln wolle und keine aktive Agitation in den Reihen des BdL betreiben werde. Ein Wahlbündnis aber „kommt weder mit dem Bund der Landwirte noch mit einer anderen Partei in Frage“. Rundschau vom 3. 2. 1935. – Vgl. auch Bohemia vom 29. 1. 1935. – Koch an AA vom 31. 1. 1935. Gesandtschaftsberichte IV, Dok. 93, 199. – Bereits Mitte Januar 1935 hatte Henlein gegenüber dem VDA-Vorsitzenden Steinacher bemerkt, daß die SHF alleine in die Wahlen gehen werde. Sm elser : Sudetenproblem 95.

⁶³ „Die SHF war nie als Sammelbecken für die Anhänger der aufgelösten bzw. eingestellten Parteien und als politische Vertretung nur städtischer Bevölkerungskreise gedacht [...] Auch hat sich die SHF nie in dieser Richtung geäußert oder festgelegt. Konrad Henlein ist vielmehr ausdrücklich mit der Parole der politischen Einigung des Sudetendeutchtums überhaupt und der Zusammenarbeit seiner politischen Faktoren hervorgetreten.“ Rundschau vom 27. 1. 1935.

⁶⁴ Št ě p á n : Spolupráce, Dok. 23, 49ff.

⁶⁵ Die sudetendeutschen Parteien hielten – selbst wenn es sich wie im Fall des BdL um Neugründungen handelte – auch nach Entstehung der Tschechoslowakei an den bis 1918 in der Habsburgermonarchie üblichen Bezeichnungen der Parteigremien und Organisationsebenen fest, wobei der Terminus „Reichspartei“, nunmehr auf das Territorium der ČSR bezogen, für die gesamtstaatliche Organisationsebene verwendet wurde.

⁶⁶ Gleichzeitig versicherte Hacker jedoch in der „Deutschen Landpost“ vom 2. 2. 1935, daß es ausgeschlossen sei, daß er „mit dem Bund der deutschen Landjugend eine Schwenkung zur SHF vornehmen werde“. Die Bedingungen für die Volksgemeinschaft seien „bei uns keinesfalls durch eine totale Partei oder Bewegung gegeben [...], sondern in der Ordnung und gegenseitigen Entsprechung der lebensberechtigten sudetendeutschen politischen Kräfte“. Zit. nach C é s a r / Č e r n ý : Politika II, 254, Anm. 150.

und eine mögliche Abspaltung der Landjugend zu verhindern, zeigte sich Spina zu Konzessionen gegenüber der Jugendorganisation bereit. Er nahm Robert Hetz, einen der führenden Vertreter der Landjugend, in die Reichsleitung auf und ernannte einen neuen Verhandlungsausschuß, dem neben Zierhut mehrheitlich Angehörige der jüngeren Generation angehörten⁶⁷. Auf Drängen Stoupals, der die Heimatfront über eine Listengemeinschaft mit dem BdL verbinden und auf diese Weise einen starken Verbündeten seiner Partei schaffen wollte⁶⁸, kehrte schließlich auch die SHF wieder an den Verhandlungstisch zurück. Stoupal hatte Henlein mitgeteilt, daß der BdL im Falle einer Auflösung der SHF aus der Regierung austreten werde. Wenn der BdL hierzu bereit sei, müsse auch Henlein „Charakter haben und Opfer bringen“. Andernfalls werde der BdL das Getreidemonopol als Druckmittel einsetzen und dafür sorgen, daß zur SHF übergelaufenen Bauern kein Getreide mehr abgekauft würde⁶⁹. Daraufhin beschloß die Hauptleitung, es nicht zum Bruch mit dem BdL kommen zu lassen, da die SHF nicht in der Lage sei, die bei ihr organisierten Bauern wirtschaftlich zu schützen⁷⁰.

Am 19. Februar nahmen dann beide Delegationen die Gespräche wieder auf. Die SHF legte nun jedoch überraschend ein völlig neues Verhandlungsangebot vor, das die Fusion beider Organisationen auf Grundlage eines ständischen Aufbaus und die Neuwahl der Führungsgremien auf allen Ebenen vorsah⁷¹. Angesichts des zu Jahresbeginn – auch infolge des zunehmenden Vordringens der SHF in traditionelle BdL-Hochburgen auf dem Land – stark anschwellenden Massenzustroms neuer Mitglieder⁷² konnte die Hauptleitung damit rechnen, daß die Heimatfront in einer solchen neuen Organisation beherrschenden Einfluß ausüben würde. Es scheint allerdings angesichts der Äußerungen Henleins im Januar wahrscheinlich, daß die SHF-Führung bei der Formulierung ihres weitreichenden Vorschlags mit einer Ablehnung durch den BdL rechnete und – mit Rücksicht auf Stoupal – lediglich zum Schein weiterverhandelte⁷³.

Bereits am folgenden Tag lehnte die BdL-Reichsleitung den Vorschlag der SHF erwartungsgemäß ab. Zierhut begründete die Entscheidung der BdL-Führung in der „Deutschen Landpost“ damit, daß die Verschmelzung der beiden Organisationen erst am Ende einer Phase der Zusammenarbeit zwischen SHF und BdL stehen könne. Vorher müsse sich diese Zusammenarbeit erst bewähren. Die Aufgabe seiner Eigenstän-

⁶⁷ Novák: Henleinovi 53.

⁶⁸ Nach der von Stoupal in diesem Zusammenhang vorgeschlagenen Mandatsverteilung, der die bisher insgesamt 30 Mandate des BdL, der Gewerbspartei und der aufgelösten Parteien zugrundegelegt waren, hätte die SHF 15 Sitze bekommen sollen. Foustka, Radim N.: Konrád Henlein. Neoficiální historie jeho strany [Konrad Henlein. Inoffizielle Geschichte seiner Partei]. Praha 1937, 66.

⁶⁹ Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 4. 2. 1935. Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 22, 76.

⁷⁰ E b e n d a.

⁷¹ Verhandlungsprotokoll vom 19. 2. 1935. Št ě p á n: Spolupráce, Dok. 25, 52–58.

⁷² Allein von Januar bis April 1935 verdoppelte sich die Mitgliederzahl auf über 200 000. Die Zahl der Ortsgruppen stieg im gleichen Zeitraum von 1010 auf 2359. S m e l s e r: Limits 244, 262f.

⁷³ E b e n d a 249. – Vgl. auch d e r s.: Sudetenproblem 95.

digkeit komme für den BdL derzeit aber auch „aus nationalen und innerpolitischen Gründen nicht in Betracht“⁷⁴. Spina wies das Angebot der Heimatfront in noch schrofferer Form zurück. Er warf der SHF vor, ihr Vorschlag weise faschistische Tendenzen in Anlehnung an die Theorien Spanns auf⁷⁵.

Die Agrarier gerieten durch das Fusionsangebot der SHF vollends in die Defensive, zumal die „Rundschau“ nicht nur den aktuellen Vorschlag, sondern erstmals auch Details der bisherigen Verhandlungen veröffentlichte und dadurch der Eindruck erweckt wurde, der BdL behindere aus parteitaktischen Motiven die Schaffung der Volksgemeinschaft und sei lediglich auf Mandatssicherung aus⁷⁶. Während die Heimatfront gegenüber Stoupal ihren guten Willen zur Zusammenarbeit mit dem BdL gezeigt hatte und zudem einmal mehr als Vorkämpferin des sudetendeutschen Einheitsgedankens vor die sudetendeutsche Öffentlichkeit getreten war⁷⁷, schien die Landwirtepartei mit ihrer ablehnenden Haltung nur den Standardvorwurf der SHF zu bestätigen, wonach der Egoismus und das Machtkalkül der traditionellen Parteien die Hauptschuld an der desolaten wirtschaftlichen und nationalpolitischen Situation der Sudetendeutschen trügen. Tatsächlich wurde die Ablehnung des SHF-Vorschlages von Teilen der Öffentlichkeit und vor allem an der Parteibasis des BdL mit Unverständnis aufgenommen. Eine ganze Reihe von Ortsgruppen drohte der Parteiführung, die Verschmelzung auf lokaler Ebene eigenmächtig durchzuführen, falls es nicht rasch zu einer entsprechenden Einigung mit der Heimatfront komme⁷⁸.

Mit dem Fusionsvorschlag der SHF nahm die innenpolitische Bedeutung der Verhandlungen vor allem in Hinblick auf die anstehenden Parlamentswahlen plötzlich deutlich zu. So hatte etwa der den linksgerichteten tschechischen National-Sozialisten nahestehende Außenminister Edvard Beneš keinerlei Interesse an einer engen Bindung zwischen SHF und BdL und der davon erwarteten Stärkung der konservativ-agrarischen Mehrheit im Abgeordnetenhaus und in der Koalition. Bereits Mitte Februar hatte Walter Koch, der deutsche Gesandte in Prag, nach Berlin gemeldet, daß

⁷⁴ Zierhut in der „Deutschen Landpost“ vom 24. 2. 1935. Zit. nach César / Černý: *Politika II*, 254, Anm. 152.

⁷⁵ Koch an AA vom 28. 2. 1935. *Gesandtschaftsberichte IV*, Dok. 106, 220.

⁷⁶ *Rundschau* vom 24. 2. 1935. – Die SHF ließ auf dem Land sogar Flugblätter verteilen, die den Inhalt des SHF-Vorschlages wiedergaben und auf denen der BdL angegriffen wurde. Aufzeichnung über eine Information Grafs vom 4. 3. 1935. AÜTGM/BAR, Mnichov/252/16.

⁷⁷ Die „Rundschau“ und die Pressestelle der SHF kommentierten den Fusionsvorschlag öffentlichkeitswirksam mit pathetischem Eigenlob. Die Heimatfront habe erneut bewiesen, daß für sie die „wahre politische Einigung des Sudetendeutschums höher steht als die Erhaltung ihrer Parteiposition“. Nicht Wahl- oder Mandatsabkommen würden zur Volksgemeinschaft führen, sondern allein die „dauernde Zusammenfassung“ der aufbauwilligen Kräfte, wie sie die SHF vorgeschlagen habe: „Wir tragen die glühende und heilige Überzeugung in uns, daß die Idee, die wir zum Leben erweckt haben, nicht mehr vernichtet werden kann; wir sind von dem Glauben erfüllt, daß wir diese Idee auch allen Hindernissen und Widerständen zum Trotz zum siegreichen Ende führen werden“. *Rundschau* vom 24. 2. 1935. – *Bohemia* vom 21. 2. und 23. 2. 1935.

⁷⁸ *Bohemia* vom 26. 2. und 27. 2. 1935. – Koch an AA vom 15. 3. 1935. *Gesandtschaftsberichte IV*, Dok. 107, 221.

Beneš ein Zusammengehen der beiden Gruppierungen verhindern wolle. Beneš befürchte, daß ein solches Bündnis zu einer wirklichen sudetendeutschen Einheitsfront führen werde, was nicht in tschechischem Interesse liege. Deshalb müsse die SHF dazu bewegt werden, allein in die Wahlen zu gehen. Dafür solle ihr zugesichert werden, daß sie nicht aufgelöst werde. Beneš habe außerdem den Eindruck erweckt, als sähe er eine gewisse Schwächung der Agrarier nicht ungern⁷⁹. Die tschechischen Agrarier setzten sich dagegen weiterhin für die Bildung einer Listengemeinschaft von SHF und BdL ein. Sowohl Stoupal als auch der seit Februar 1934 amtierende Innenminister Josef Černý drängten die SHF während der ersten Märzhälfte mehrmals zu Zugeständnissen gegenüber dem BdL⁸⁰.

Allein der Druck von dieser Seite war dafür ausschlaggebend, daß sich die SHF bereitfand, die Gespräche mit dem BdL am 19. März wiederaufzunehmen⁸¹. Verhandlungsgrundlage war ein neuer Vorschlag der Heimatfront, über den sich die Vertreter der SHF bereits am 5. März mit der Landjugend geeinigt hatten⁸². Dieser Vorschlag sah zwar – anders als der Fusionsvorschlag – die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit beider Organisationen und die Bildung einer Listengemeinschaft vor, jedoch sollte ein fester Termin für die endgültige Verschmelzung von SHF und BdL nach den Wahlen vereinbart werden. Die SHF-Unterhändler forderten eine Garantie für die

⁷⁹ Koch an AA vom 15. 2. 1935. E b e n d a, Dok. 102, 214f. Vgl. dazu auch das Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 18. 3. 1935. Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 25, 77f.

⁸⁰ Dabei wurde deutlich, daß zumindest Stoupal offenbar bereit war, den BdL nach den Wahlen zugunsten einer gestärkten und bündnisbereiten SHF zu opfern. Sebekovsky berichtete jedenfalls am 11. 3. 1935 der Hauptleitung: „Stoupal drängt, daß Spina und Zierhut übernommen werden. Nachher könne ruhig der Kampf gegen Spina und Zierhut geführt werden. Stoupal habe kein Interesse an einem selbständigen BdL.“ Zit. nach S m e l s e r, Ronald M.: Die Henleinpartei. Eine Deutung. In: Die Erste Tschechoslowakische Republik als multi-nationaler Parteienstaat. Hrsg. v. Karl B o s l. München - Wien 1979, 187–201, hier 196. Auch Innenminister Černý und Milan Hodža, slowakischer Agrarier und Landwirtschaftsminister, äußerten sich (gegenüber Rosche) sehr negativ über Spina. Dazu: Protokoll der Hauptleitungssitzung vom 18. 3. 1935. Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 25, 77f. Spina selbst war Anfang März den Angaben Grafs zufolge erneut entschlossen, mit den Verhandlungen „Schluß zu machen und die SHF aufzulösen“, falls eine Form gefunden werden könne, diesen Rückzug im Ministerrat zu rechtfertigen. Aufzeichnung über einen Bericht Grafs vom 4. 3. 1935. AÜTGM/BAR, Mnichov/252/16.

⁸¹ Friedrich Bürger, Tschechoslowakei-Referent beim Volksbund für das Deutschtum im Ausland (VDA) und Verbindungsmann der SHF in Berlin, teilte am 8. 3. 1935 dem Auswärtigen Amt mit, zwei Abgesandte Henleins seien in Berlin eingetroffen, um eine Stellungnahme der zuständigen Stellen im Reich zu den Verhandlungen der SHF mit dem BdL einzuholen. Henlein sei – die Billigung und Unterstützung aus dem Reich vorausgesetzt – bereit, in ein Wahlbündnis mit dem BdL einzutreten. Dies zeigt, daß die SHF eine Einigung zu diesem Zeitpunkt zumindest noch für möglich hielt. Da die SHF Zugeständnisse dem BdL gegenüber in dieser Phase sicherlich nur als letzten Ausweg zur Vermeidung eines Verbots in Erwägung gezogen hätte und dafür dann auch keine Zustimmung aus Berlin notwendig gewesen wäre, erscheint es wahrscheinlich, daß die Hauptleitung mit einem Einknicken der BdL-Verhandlungsführer und der Annahme der SHF-Forderungen rechnete. Akten zur deutschen Auswärtigen Politik (ADAP) 1918–1945. Serie C: 1933–1937. Das Dritte Reich: Die ersten Jahre. Bd. III/2. Göttingen 1973, Dok. 525, 973f., Anm. 3.

⁸² Verhandlungsprotokoll vom 5. 3. 1935. Š t ě p á n: Spolupráce, Dok. 27, 59f.

spätere Fusion beider Organisationen als Voraussetzung für die Zustimmung zur BdL-Forderung nach einer Listengemeinschaft. Sowohl Zierhut als auch Hacker, der zunehmend von seinem ursprünglich SHF-freundlichen Kurs abrückte⁸³, lehnten eine Verschmelzung auch für die Zeit nach den Wahlen entschieden ab⁸⁴. Damit waren die Verhandlungen endgültig gescheitert, am 24. März entschied der Haupttrat der SHF, daß die Heimatfront definitiv alleine in die Wahlen gehen werde⁸⁵.

Das Scheitern der Gespräche beschleunigte den Erosionsprozeß am SHF-nahen Flügel des BdL dramatisch. In der BdL-Reichsleitung war es am 20. März zu schweren Auseinandersetzungen über den Kurs Spinaš gekommen. Franz Nitsch, Landesobmann von Mähren, und Franz Künzel, der mährische Landesjugendführer, traten zusammen mit anderen Oppositionellen zur SHF über. BdL-Klubobmann Franz Hodina legte aus Protest sein Amt und später auch sein Parlamentsmandat nieder. Auf allen Parteiebenen häuften sich nun die Übertritte, insbesondere in Westböhmen und Nordmähren wechselten ganze Ortsgruppen zur Heimatfront⁸⁶.

Mit dem Bekanntwerden des Bruchs zwischen SHF und BdL wurde allerdings auch die Auflösungsfrage plötzlich wieder aktuell. Angesichts der näherrückenden Wahllennahm der öffentliche Druck auf die Regierung, die SHF zu verbieten, deutlich zu⁸⁷. Im Kabinett waren die Befürworter eines Verbots – die tschechischen National-Sozialisten, die beiden sozialdemokratischen Parteien und die Tschechoslowakische Volkspartei – in der Mehrheit. Zudem drohten nun auch die tschechischen Agrarier, ihren bisherigen Widerstand gegen einen Auflösungsbeschluß aufzugeben, wenn auch lediglich mit dem Ziel, die SHF unter Druck zu setzen und sie dadurch doch noch zu einem Einlenken in bezug auf ein Wahlbündnis mit dem BdL bewegen zu können⁸⁸. Noch am 5. April – die unmittelbar zuvor aufgrund eines Votums des schwerkranken Präsidenten Tomáš G. Masaryk getroffene Kabinettsentscheidung zugunsten der Heimatfront war noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen – unternahm Stoupal einen letzten Versuch, Henlein mit Hilfe der Auflösungsdrohung zu Zugeständnissen

⁸³ Nach dem Scheitern der Verhandlungen rechtfertigte Hacker im April 1935 seine Position in einem Brief an Henlein: „Du weißt, daß ich nicht umfallen konnte, da ich Dir am Tage unseres ersten Händedrucks erklärt habe, daß eine Schwenkung meinerseits mit der Landjugend zur SHF nicht in Frage kommt [...] Darüber, wer den Kampf zwischen BdL und SHF eröffnet hat, gibt es im Sudetendeutschum keinen Zweifel.“ Zit. nach C é s a r / Č e r n ý: *Politika II*, 257, Anm. 165.

⁸⁴ Verhandlungsprotokoll vom 19. 3. 1935. Š t ě p á n: *Spolupráce*, Dok. 28, 60f.

⁸⁵ K l e p e t a ř: *Seit 1918*, 386. – Henlein begründete diesen Schritt in einem Brief an Spina damit, daß sich der Haupttrat der SHF nicht in der Lage sehe, „lediglich einer gemeinsamen Wahlliste mit dem BdL zuzustimmen, ohne daß bindende Vereinbarungen über ein unlösliches Zusammengehen nach den Wahlen getroffen würden“. Henlein äußerte die Hoffnung, daß das durch das Scheitern der Verhandlungen bedingte Nebeneinander der beiden Organisationen sich nicht in ein „feindseliges Gegeneinander“ wandle. Rundschau vom 1. 4. 1935.

⁸⁶ K l e p e t a ř: *Seit 1918*, 386. – C é s a r / Č e r n ý: *Politika II*, 255. – Koch an AA vom 26. 3. 1935. *Gesandtschaftsberichte IV*, Dok. 109, 223f.

⁸⁷ Insbesondere in der tschechisch-nationalen und sozialdemokratischen Presse wurden mit Vehemenz Maßnahmen gegen die Heimatfront gefordert. L u ž a: *Transfer 77*. – K l e p e t a ř: *Seit 1918*, 367.

⁸⁸ Koch an AA vom 26. 3. 1935. *Gesandtschaftsberichte IV*, Dok. 109, 223f.

zu zwingen⁸⁹. Stoupal beendete eine mehrstündige Unterredung mit Henlein am Nachmittag des 5. April mit einem Ultimatum: Henlein solle binnen drei Stunden mitteilen, ob er bereit sei, mit dem BdL eine Listengemeinschaft einzugehen und Spina und Zierhut auf sicheren Plätzen kandidieren zu lassen. Sollte Henlein diese Bedingungen nicht erfüllen, seien die tschechischen Agrarier nicht mehr in der Lage, die SHF zu schützen. Es drohe dann die sofortige Auflösung. Nach Ablauf der Frist teilte Henlein Stoupal jedoch mit, daß – sollte die Listengemeinschaft mit dem BdL die *conditio sine qua non* sein – er notfalls auch bereit sei, auf die weitere Existenz der SHF zu verzichten. Unklar ist, ob Henlein frühzeitig über die bereits gefallene Entscheidung informiert war und das Täuschungsmanöver Stoupals durchschaute oder ob die Ablehnung des Ultimatus aus der Annahme resultierte, die Regierung werde es nicht riskieren, die SHF mit ihren mittlerweile über 200 000 Mitgliedern zu verbieten. Nachdem deutlich geworden war, daß Henlein kompromißlos bleiben würde, informierte Stoupal den SHF-Vorsitzenden noch am selben Abend über die Entscheidung der Regierung. Damit war der Weg für die eigenständige Teilnahme der SHF an den Wahlen endgültig frei.

Die SHF und die übrigen bürgerlichen deutschen Parteien

Das Verhältnis der SHF zu den nicht in der Regierung vertretenen deutschen bürgerlichen Parteien war geprägt von dem Bemühen der Hauptleitung, diese Gruppierungen zum Aufgeben ihrer Unabhängigkeit und zur Anerkennung des Alleinvertretungsanspruchs der Heimatfront zu bewegen. Dabei variierte die SHF-Führung Mittel und Intensität der Auseinandersetzung um die Durchsetzung ihrer Führungsrolle abhängig vom Charakter der einzelnen Parteien. Auch die Bereitschaft der verschiedenen Gruppierungen, ihre Selbständigkeit zugunsten eines Zusammenschlusses mit der SHF aufzugeben, war unterschiedlich stark ausgeprägt.

Der heftigste Widerstand schlug der SHF von seiten der größten sudetendeutschen Oppositionspartei, der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei (DCVP), entgegen⁹⁰. Henlein hatte der DCVP bereits bei seinem ersten öffentlichen Auftritt als SHF-Vorsitzender am 8. Oktober 1933 jede Existenzberechtigung abgesprochen. Angesichts des christlichen Charakters der neugegründeten Heimatfront „entfällt die Notwendigkeit einer gesonderten politischen Vertretung religiöser Belange“⁹¹. Die DCVP-Führung unter Reichsparteiobmann Karl Hilgenreiner lehnte jedoch ein Aufgehen in der SHF von Beginn an unmißverständlich ab. Die Bildung einer Einheitsfront, also die politische Zusammenarbeit der selbständigen bürgerlichen Parteien, schloß Hilgenreiner zwar nicht aus, für eine Einheitspartei sei die Zeit aber noch nicht reif⁹².

⁸⁹ Die Darstellung dieser Episode folgt einem Bericht Kochs, der sich auf Informationen aus „bester Quelle“ beruft. Koch an AA vom 10. 4. 1935. E b e n d a Dok. 112b, 233 ff.

⁹⁰ Zu den Beziehungen zwischen SHF und DCVP vgl. N o v á k : Henleinovci 32, 55.

⁹¹ Henlein vor der Presse am 8. 10. 1933. Konrad Henlein spricht 15f.

⁹² C é s a r / Č e r n ý : Politika II, 264, Anm. 194. – Hilgenreiner wiederholte während des Reichsparteitages der DCVP am 26./27. 5. 1934 in Prag den von ihm geprägten griffigen

Das Verhältnis zwischen der Heimatfront und den Christlichsozialen war geprägt durch gegenseitige Angriffe in den jeweiligen Parteiorganen, wobei die SHF der DCVP in erster Linie vorwarf, die Religion für politische Zwecke zu mißbrauchen⁹³. Nachdem es offensichtlich geworden war, daß mit einem geschlossenen Übertritt der DCVP zur Heimatfront nicht zu rechnen war, bemühte sich die SHF-Führung, einzelne Repräsentanten und Mitglieder der Partei oder ihr nahestehende Persönlichkeiten für die Heimatfront zu gewinnen⁹⁴. Auf die drohende Abwanderung zur SHF reagierten die Christlichsozialen – ohne größeren Erfolg – mit der Gründung einer eigenen Jugendorganisation, des „Christlichen Jugendbundes“, und der Aufnahme des Reichsjugendführers und der zwei Landesjugendführer in den Parteivorstand. Zudem wurde versucht, über den Aufbau eines „Katholischen Kaufmännischen Bundes“ als Standesvertretung katholischer Kaufleute der DCVP ein ständisches Profil zu verleihen⁹⁵.

Gegenüber der kleinen Deutschen Gewerbeartei (DGP), die bisher lediglich über Listengemeinschaften mit dem BdL oder den Christlichsozialen ins Parlament gelangt war, ging die SHF zunächst weniger aggressiv vor, denn die DGP (nach ihrer ständischen Neuformierung im Oktober 1933 auch „Ständebund für Handel und Gewerbe“⁹⁶) schien prädestiniert dafür zu sein, innerhalb der Heimatfront die organisatorische Grundlage für den Aufbau einer eigenen Standesorganisation der Gewerbe- und Handeltreibenden zu bilden. Kurz nach der Gründung der SHF forderte Henlein den Vorsitzenden der Gewerbeartei, Alois Stenzl, auf, mit seiner Partei zur Heimatfront überzugehen und dort seine Klientel auf ständischer Grundlage zu organisieren⁹⁷. Der DGP-Vorsitzende lehnte ab; Stenzl schwebte eine politisch-ständische Organisation der sudetendeutschen Gesellschaft vor, in der die SHF die Arbeiterschaft, der BdL die Landbevölkerung und die Gewerbeartei als dritte eigenständige Kraft die Handel- und Gewerbetreibenden vertreten sollte⁹⁸. Für dieses Konzept fand Stenzl Unterstützung bei Spina, der am 25. Oktober 1933 von Henlein die mündliche Zusage erwirkte, daß die SHF auf die Anwerbung von DGP-Mitgliedern verzichten werde⁹⁹. Da sich jedoch der BdL während der Verhandlungen mit der Heimatfront

Slogan „Deutsche Einheitsfront ja – deutsche Einheitspartei nein!“. Die Christlichsozialen seien „ohne Henlein groß geworden und leben auch weiter nicht von Henleins Gnaden“. Bohemia vom 29. 5. 1934.

⁹³ Offenbar wurde diese Auseinandersetzung zumindest vorübergehend durch den Abschluß eines „Burgfriedens“ zwischen Hilgenreiner und Henlein unterbrochen. Vgl. den Brief der SHF-Zentrale in Eger an Sebekovsky vom 14. 7. 1934. Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 12, 68.

⁹⁴ Vgl. etwa den Brief Henleins an Anton Alois Weber, Bischof in Leitmeritz (Litoměřice), vom 6. 9. 1934. E b e n d a Dok. 15, 70.

⁹⁵ Bohemia vom 29. 5. 1934. – C é s a r / Č e r n ý : Politika II, 264f.

⁹⁶ E b e n d a 246.

⁹⁷ Diesem Angebot zufolge sollte Stenzl die berufsständische Organisation von Handel und Gewerbe innerhalb der SHF übernehmen. Für die politische Leitung der Heimatfront war die Gründung eines Ausschusses unter Vorsitz Henleins vorgesehen, dem als Stellvertreter auch ein Mitglied der DGP angehören sollte. Rundschau vom 1. 5. 1934. Vgl. auch N o v á k : Počátky 34.

⁹⁸ F o u s t k a : Henlein 42.

⁹⁹ E b e n d a 42f. Vgl. auch Š t ě p á n : Spolupráce, Dok. 15, 34.

nur halbherzig für die Einhaltung dieser Vereinbarung einsetzte¹⁰⁰, fiel es der SHF leicht, sich schon bald darüber hinwegzusetzen. Vertreter der Heimatfront begannen – begleitet von örtlichen SHF-Mitgliedern –, gezielt bei Versammlungen der Gewerbspartei aufzutreten und den Übertritt zur Heimatfront zu fordern¹⁰¹. Gleichzeitig startete die „Rundschau“ eine Kampagne gegen die Gewerbspartei, in der der DGP vorgeworfen wurde, lediglich Einzelinteressen zu verfolgen und mit ihrer Weigerung, sich der Heimatfront zu unterstellen, die Herausbildung der Volksgemeinschaft zu behindern. Eine reine berufsständische Partei wie die DGP sei überflüssig, da in der von der SHF angestrebten Volksgemeinschaft ohnehin „für alle Berufe die gleiche Sorgfalt“ getragen werde. Um zu verhindern, daß einzelne Berufsstände aus Eigeninteresse die Volksgemeinschaft schädigten, müsse es über den verschiedenen Ständen eine „verantwortliche Führung des gesamten Stammes“ geben. Diese werde dann für die Verwirklichung der berechtigten Forderungen der Berufsstände sorgen. Auf diese Weise sei weit mehr zu erreichen als durch die wenigen Vertreter einer Splittergruppe wie der DGP¹⁰².

Die Angriffe der SHF hatten das Ziel, die DGP-Führung derart unter Druck zu setzen, daß sie ihren Widerstand gegen einen Zusammenschluß von Gewerbspartei und Heimatfront aufgeben würde. Auf dem Höhepunkt der Kampagne erneuerte die SHF-Hauptleitung deshalb ihr Fusionsangebot. In einem Brief an die DGP-Reichsparteileitung schlug Henlein am 11. Mai 1934 vor, die Organisationen von SHF und Gewerbspartei zusammenzulegen und innerhalb der Heimatfront eine Sektion für Handel und Gewerbe zu gründen, die anschließend ihre Führung sowie ihren Vertreter in der Hauptleitung frei wählen könne. Der parlamentarische Klub der DGP solle – in „engster Fühlung“ mit der Hauptleitung – bis zu den Wahlen bestehen bleiben. Bei der Aufstellung der Kandidatenlisten für die kommenden Wahlen werde der Berufsstand Handel und Gewerbe über die Zahl der bisherigen Parlamentssitze hinaus so viele Mandate erhalten, wie es seiner Bedeutung in der gesamten Bewegung entspreche. Henlein forderte die Gewerbspartei zur Zustimmung auf, da dadurch ein bedeutender Schritt zur Verwirklichung der Volksgemeinschaft gemacht werde und die Lebensinteressen der Handel- und Gewerbetreibenden nur „mit Unterstützung und im Wege einer volksgemeinschaftlichen politischen Organisation“ gewahrt werden könnten¹⁰³.

Die DGP lehnte zwar auch weiterhin die Aufgabe ihrer Selbständigkeit ab, bis zu den Wahlen schwankte sie aber unentschlossen zwischen einer Annäherung an den BdL und einem Zusammengehen mit der Heimatfront. Vor allem an der Basis zeigte der wachsende Druck der Heimatfront Wirkung. Mit Boykottandrohungen und Flugblattaktionen¹⁰⁴, unmittelbar vor den Wahlen auch mit dem Aufbau einer eigenen

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ Novák: Henleinovci 31. – Bohemia vom 8. 5. 1934. – Einem Bericht der „Rundschau“ zufolge wurde etwa Stenzl während einer DGP-Veranstaltung in Karlsbad, an der neben 38 Gewerbspartei-Mitgliedern rund 150 SHF-Anhänger teilgenommen hätten, von Rudolf Sandner scharf angegriffen. Rundschau vom 13. 5. 1934.

¹⁰² Rundschau vom 15. 4., 6. 5. und 27. 5. 1934.

¹⁰³ Abschrift des SHF-Vorschlages vom 11. 5. 1934. AÚTGM/BAR, Mnichov/252/17.

¹⁰⁴ SHF-Anhänger übergaben nach dem Einkauf Handzettel mit der Aufschrift „Soeben hat

„Standesgruppe Gewerbe und Handel“ (mit dem ehemaligen DCVP-Politiker Emil Enhuber an der Spitze), versuchte die SHF Kaufleute und Gewerbetreibende dazu zu bewegen, sich der Heimatfront anzuschließen. Die Zahl der Übertritte nahm stetig zu¹⁰⁵, und auch immer mehr DGP-Ortsverbände sprachen sich dafür aus, zur Heimatfront überzugehen¹⁰⁶. Kurz vor den Wahlen, am 18. April 1935, gab Stenzl ungeachtet aller Auflösungserscheinungen bekannt, daß die Gespräche mit der SHF endgültig gescheitert seien¹⁰⁷, und kurz darauf schloß sich die Gewerbestand mit einigen anderen kleineren Gruppierungen zu einem „Sudetendeutschen Wahlblock“ zusammen, auf dessen Liste sie dann in die Wahlen ging¹⁰⁸.

Auch die liberale Deutschdemokratische Freiheitspartei (DDFP)¹⁰⁹, die sich 1928 mit der aus der DNP ausgetretenen Rosche-Gruppe zur Deutschen Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft (DAWG) zusammengeschlossen hatte, entschied sich nach Verhandlungen mit der SHF im Mai 1934 und im März/April 1935, bei denen ihr zwei Mandate zugesichert wurden, für die Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit und den Beitritt zum Sudetendeutschen Wahlblock¹¹⁰. Dagegen stand die Rosche-Gruppe, deren bedeutendster Repräsentant, der Abgeordnete Alfred Rosche, von Beginn an enge Beziehungen zur SHF unterhielt, einer Annäherung an die Heimatfront positiv gegenüber¹¹¹. Am 12. Mai 1934 bot die SHF Rosche für den Fall seines Übertritts ein

ein Mitglied der Heimatfront bei Ihnen gekauft“ an die Geschäftsinhaber. Vgl. den Bericht: Sudetendeutsche Heimatfront, její činnost a cíle [Die SHF, ihre Tätigkeit und Ziele] vom 10. 10. 1934 (ohne Verfasserangabe). E b e n d a.

¹⁰⁵ Anfang April trat sogar Hans Tichý, einer der beiden DGP-Senatoren, zur SHF über. *Bohemia* vom 11. 4. 1935.

¹⁰⁶ Der SHF-Kreisleiter Franz May behauptete Anfang September 1934 während einer Veranstaltung der DGP in Aussig (Ústí), daß bereits über 80% der sudetendeutschen Handel- und Gewerbetreibenden in der Heimatfront organisiert seien. Vgl. Sudetendeutsche Heimatfront, její činnost a cíle. AÚTGM/BAR, Mnichov/252/17.

¹⁰⁷ *Bohemia* vom 19. 4. 1935.

¹⁰⁸ Henlein verurteilte in seiner Marienbader Rede am 27. 1. 1935 solche Wahlbündnisse. Das Volk wolle klare Entscheidungen und keine Wahlmanöver, die Einheit nur vortäuschten. „Parteien, die nicht mehr so stark sind, selbständig in die Wahlen zu gehen, haben keine Daseinsberechtigung. Splitterparteien wie die Gewerbestand und die DAWG sollen deshalb verschwinden.“ Rundschau vom 3. 2. 1935.

¹⁰⁹ Die DDFP vertrat in erster Linie das deutsche liberale Großbürgertum und die Mehrheit der deutschsprachigen Juden in der Tschechoslowakei. Sie war bis 1935 durch zwei Abgeordnete und einen Senator in der Nationalversammlung vertreten. L i n z : Binnenstruktur 221 f.

¹¹⁰ C é s a r / Č e r n ý : Politika II, 267. – F o u s t k a : Henlein 68. – Es gab im Frühjahr 1934 innerhalb der SHF-Führung Überlegungen, einem jüdischen Vertreter der DDFP einen Listenplatz zu überlassen, um die Unterstützung der deutsch-jüdischen Presse zu gewinnen und gleichzeitig Regierung und tschechische Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß die SHF keine antisemitische Bewegung sei. Kundt an Henlein vom 10. 5. 1934. Š t ě p á n : Spolupráce, Dok. 6, 23 ff. – Zu den Verhandlungen zwischen SHF und DDFP s. Koch an AA vom 30. 5. 1934. Gesandtschaftsberichte IV, Dok. 53a, 115.

¹¹¹ Zu den Verhandlungen mit der Rosche-Gruppe vgl. B o y e r , Christoph: Zwischen „Tschechisierung“ und „Selbstbehauptung“. Die Deutschen in der Wirtschaft der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1918–1938). 2 Bde. Habil.-Schrift. Dresden 1996, 134 f. – N o v á k : Henleinovi 32 f., 50. – C é s a r / Č e r n ý : Politika II, 267, 274. – F o u s t k a : Henlein 37, 67.

Referat in der Parteiführung an¹¹², und am 28. Januar 1935 beschloß die Hauptleitung, ihm einen Platz auf der Wahlliste der SHF zuzusichern. Kurz vor den Wahlen wurde auch mit Gustav Peters, dem zweiten wichtigen Vertreter der Rosche-Gruppe, eine entsprechende Vereinbarung getroffen, obwohl an der Basis starke Vorbehalte gegen diese nationalliberalen Politiker geäußert wurden. Doch die Hauptleitung hoffte von dem Renommee der beiden Abgeordneten, die zudem über gute Kontakte zu tschechischen Regierungskreisen und zur deutschen Industrie verfügten, sowie von deren langjähriger parlamentarischer Erfahrung profitieren zu können¹¹³. Schließlich beschloß die Reichsvertretertagung der Rosche-Gruppe am 31. März 1935 den Übertritt zur Heimatfront. Rosche begründete diesen Schritt damit, daß angeblich in wesentlichen Punkten eine grundsätzliche Übereinstimmung der Positionen beider Gruppierungen festzustellen sei, so etwa in bezug auf die positive Einstellung zum tschechoslowakischen Staat, die Bejahung von innerer und äußerer Demokratie, die Ablehnung von Faschismus, Diktatur und Totalitätsansprüchen sowie die Forderung nach dem Aufbau der Volksgemeinschaft, der Gleichberechtigung der Sudetendeutschen im Staat und einem Ausgleich zwischen den Völkern¹¹⁴. Zusammen mit Rosche und Peters gingen eine Reihe bedeutender Vertreter des Deutschen Hauptverbandes der Industrie (DHI), wie etwa der Verbandsvorsitzende Max Mühlig oder der Vizepräsident Richard Doderer, zur SHF über, die dadurch auch in Hinblick auf künftige Finanzierungsquellen einen großen Erfolg verbuchen konnte¹¹⁵.

Über die Karpatendeutsche Partei (KdP) gelang es der SHF, ihren Einfluß auch auf die Slowakei auszudehnen. Die KdP arbeitete nach ihrer Gründung 1928 zunächst mit dem BdL zusammen und unterstützte dessen aktivistische Politik. Seit 1933 näherte sie sich jedoch unter dem Einfluß des Kameradschaftsbündlers Franz Karmasin, der nun innerhalb der Partei in den Vordergrund rückte, immer stärker dem von der SHF propagierten Einheitsgedanken an. Damit wurde die KdP für die SHF-Führung zum Ansatzpunkt für die Ausweitung ihrer Tätigkeit auf die in der Slowakei lebenden Deutschen. Am 28. November 1934 forderte Henlein die Führung der KdP auf, mit der SHF zusammenzuarbeiten. Er versicherte, daß die SHF die eigenständige politische Entwicklung der Karpatendeutschen gewährleisten werde¹¹⁶. Doch erst im März 1935 konnte sich der SHF-freundliche Flügel in der Partei endgültig durchsetzen. Das schließlich am 28. März mit der Heimatfront ausgehandelte Wahlabkommen sah eine enge Zusammenarbeit beider Gruppierungen und die Beibehaltung der organisatori-

¹¹² Bohemia vom 13. 5. 1934.

¹¹³ Brand: Auf verlorenem Posten 101. – Von den im Mai 1935 gewählten 44 SdP-Abgeordneten verfügte abgesehen von Rosche und Peters nur noch Franz Hodina, der ehemalige BdL-Klubobmann, über parlamentarische Erfahrung auf gesamtstaatlicher Ebene. Zur Zusammensetzung des SdP-Klubs vgl. Balling, Mads Ole: Von Reval bis Bukarest. Statistisch-Biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945. Bd. 1. Kopenhagen 1991, 279.

¹¹⁴ Bohemia vom 2. 4. 1935.

¹¹⁵ Boyer: „Tschechisierung“ 135.

¹¹⁶ Henlein an die Leitung der KdP vom 28. 11. 1934. Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Dok. 20, 74f.

schen Selbständigkeit der KdP vor. Die SHF sagte außerdem zu, Karmasin in einem sudetendeutschen Wahlkreis als Kandidaten für die Heimatfront aufzustellen und den Wahlkampf der KdP finanziell zu unterstützen¹¹⁷.

Ergebnisse

Gemessen an den beiden vorrangigen Zielen, die die SHF-Führung in ihren Beziehungen zu den konkurrierenden bürgerlichen Parteien verfolgte – die Vermeidung eines Verbots und die Durchsetzung ihres Alleinvertretungsanspruchs –, war die Bilanz der ersten Phase dieser Beziehungen bis zu den Wahlen im Mai 1935 insgesamt durchaus positiv.

Hinsichtlich der Verbotsfrage konnte sich die Hauptleitung zumindest bis Ende 1934 auf den Bund der Landwirte als Garanten ihrer Legalität verlassen. In der Hoffnung, den harmlos wirkenden und politisch unerfahrenen Henlein kontrollieren und für die eigenen Ziele einspannen zu können, setzte sich der BdL in der Regierung gegen ein Verbot der SHF ein. Wegen des Drucks der oppositionellen, SHF-nahen Parteijugend und der Befürchtung der gemäßigten Kräfte in der BdL-Führung, die Auflösung der SHF nur kurze Zeit nach dem Verbot der beiden Rechtsparteien würde die Sudetengebiete endgültig in ein unkontrollierbares Chaos stürzen oder zu Verschiebungen des politischen Kräfteverhältnisses zugunsten der Linksparteien führen, gelang es der Parteileitung um Spina jedoch nicht, die theoretisch als Instrument weiterhin zur Verfügung stehende Auflösungsdrohung glaubwürdig als Druckmittel einzusetzen, um die im Rahmen der Oktober-Vereinbarung von der Heimatfront geforderten Gegenleistungen (Bekanntnis zur Demokratie und zum bestehenden Staat, Erziehung der Mitglieder im Sinne des Aktivismus, keine Vergabe von Funktionsposten an Nationalsozialisten, kein organisatorisches Eindringen in die Einflußbereiche von BdL und DGP) auch tatsächlich durchzusetzen. So überstand die SHF die kritische Anfangsphase ihrer Existenz, als ihr politisches Überleben am stärksten gefährdet schien, ohne Zugeständnisse, die ihre Unabhängigkeit substantiell eingeschränkt hätten. Der Schutz des BdL ermöglichte es der SHF statt dessen, weitgehend unbehelligt von staatlichen Eingriffen ein eigenes Organisationsnetz aufzubauen und eine immer aggressiver werdende Werbe- und Propagandatätigkeit zu entfalten, die sich bald nicht nur gegen Sozialdemokratie und Kommunisten richtete, sondern zunehmend auch gegen die bürgerlichen Parteien und zuletzt die sudetendeutschen Agrarier selbst.

Die SHF-Unterhändler verstanden es ungeachtet ihrer politischen Unerfahrenheit, durch eine geschickte Verhandlungsführung die Gespräche mit den Agrariern unter Vermeidung eines Abkommens, das die weitere Expansion der Heimatfront beeinträchtigt hätte, in die Länge zu ziehen, ohne daß es dabei zu einem – die Protektion durch den BdL gefährdenden – Bruch gekommen wäre. Das schnelle Anwachsen der

¹¹⁷ Vertraulicher Anhang zum Wahlabkommen vom 28. 3. 1935. E b e n d a, Dok. 21b, 76. – Zu den Beziehungen zwischen SHF und KdP siehe K o v á č, Dušan: Vstup Karpatonemeckej strany do Henleinovského hnutia a fašizacia slovenských Nemcov v druhej polovici 30-tých rokov [Der Eintritt der Karpatendeutschen Partei in die Henleinbewegung und die Faschisierung der slowakischen Deutschen in der zweiten Hälfte der 30er Jahre]. ČČH 37 (1989) 507–535, insbes. 518–522.

SHF zu einer Massenbewegung, die auch in die Mitglieder- und Stammwählerschaft des BdL einzubrechen drohte, und das seit Herbst 1934 deutlich zunehmende Interesse der tschechischen Agrarier an einer Zusammenarbeit mit der Heimatfront bewirkten schließlich, daß sich das Abhängigkeitsverhältnis zwischen den beiden sudetendeutschen Gruppierungen langsam umzukehren begann. Während die SHF nur noch mit Rücksicht auf die tschechischen Agrarier weiterverhandelte, ansonsten aber, auf den Schutz des BdL immer weniger angewiesen, vor der Mißachtung der Oktober-Vereinbarungen kaum noch zurückschreckte, erblickte die BdL-Führung in einer Listengemeinschaft mit der Heimatfront die letzte Chance, der drohenden Wahniederlage doch noch entgegen zu können. Doch mit ihrem Massenanhang und großen Teilen der öffentlichen Meinung im Rücken sowie gestützt auf ihre Sympathisanten in den Reihen der tschechischen Agrarier und des BdL war die SHF mittlerweile selbst in der Lage, die Bedingungen für den Abschluß eines Abkommens zu diktieren: Die rettende Listengemeinschaft war für den BdL seit Februar 1935 nur noch für den Preis einer Fusion mit der Henleinbewegung und damit der Aufgabe seiner eigenständigen Existenz zu bekommen. Die Auflösungsdrohung als potentielles Instrument zur Durchsetzung seiner Interessen war dem BdL längst aus der Hand genommen worden. Zwar wurde die Verbotsfrage Anfang April 1935 im Zusammenhang mit der Entscheidung über die Wahlzulassung der SHF noch einmal aktuell, aber die an Bedeutung gewinnende innen- wie außenpolitische Dimension einer möglichen Auflösung hatte dazu geführt, daß der BdL seinen Einfluß auf die Entscheidung der Regierung weitgehend eingebüßt hatte.

In Hinblick auf die Durchsetzung ihres Alleinvertretungsanspruchs schien die Bilanz der SHF weniger erfolgreich ausgefallen zu sein: Mit Ausnahme der Rosche-Gruppe und der KdP verweigerten sich alle in Frage kommenden Parteien einer Angliederung an die Heimatfront oder dem Abschluß eines Wahlbündnisses. Trotzdem profitierte die SHF von den angeknüpften Kontakten. Sie verstand es, sich im Verlauf der Gespräche – und letztlich gefördert durch ihr Scheitern – als einzige ehrliche und unkorruptierbare Verfechterin des populären Einigungsgedankens zu profilieren. Das Angebot der SHF, die Interessen der verschiedenen Parteienklientelen über eine auf nationaler Grundlage geeinte Massenbewegung wirkungsvoller durchsetzen zu können als es die bisherige, stark ausdifferenzierte gesellschaftlich-politische Organisationsstruktur ermöglichte, verfehlte gerade in den Jahren nach 1933, als angesichts wirtschaftlicher Not und nationaler Spannungen die herkömmliche, auf Parteienpluralismus basierende Organisation kollektiver Interessen gescheitert schien, nicht seine Wirkung. Die von massivem politischem und sozialem Druck in Form von aggressiven Pressekampagnen, Boykottaufrufen bis hin zu gesellschaftlicher Ausgrenzung begleiteten Übertrittsaufforderungen beschleunigten den Zerfallsprozeß innerhalb der traditionellen Parteien. Diese schwankten unentschlossen zwischen halbherziger Abgrenzung und Annäherung, ohne daß der Versuch unternommen wurde, der von der SHF ausgehenden Bedrohung durch eine Zusammenfassung der demokratischen Kräfte im sudetendeutschen Lager zu begegnen¹¹⁸. Indem sich die etablierten bürger-

¹¹⁸ Zu den strukturellen Ursachen dieses Unvermögens vgl. He u m o s, Peter: Konfliktrege-

lichen Parteien fast ausnahmslos unter dem Druck der drohenden Wahlniederlage auf Verhandlungen mit der unverändert parteienfeindlich-autoritär orientierten SHF einließen, sich durch die Übernahme einer demokratisch verbrämten Volksgemeinschaftsrhetorik den Positionen der SHF immer mehr annäherten und damit selbst zur Verbreitung des Volksgemeinschaftsgedankens beitrugen, verliehen sie den antipluralistisch-parteienfeindlichen Zielsetzungen der Heimatfront Legitimität. Damit entzogen sie sich jedoch in den Augen der Wähler letztlich selbst ihre Daseinsberechtigung als unabhängige politische Kräfte und trugen dazu bei, daß die SHF zunehmend „salonfähig“ und auch für gemäßigttere nationalbewußte Kreise wählbar wurde. Auf diese Weise konnte nicht verhindert werden, daß die Erosion der Mitgliederbestände und des Wählerpotentials jener Parteien, die sich für die Beibehaltung ihrer Eigenständigkeit entschieden hatten, immer stärker zunahm und das traditionelle Parteiengefüge mit dem erdrutschartigen Wahlsieg der SdP im Mai 1935 dann schließlich völlig zusammenbrach.

lung und soziale Integration. Zur Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik. *BohZ* 30 (1989) 52–70, insbes. 67.

„MORAVIA“ ODER „GROSSMÄHREN“?

Von Martin Eggers

Die Frage nach der Lokalisierung des sogenannten „Großmährischen Reiches“ schied die Forscher, welche sich mit dem slawischen Raum befassen, schon seit dem späten 17. Jahrhundert in zwei Lager. Die einen vertraten die Ansicht, daß es sich um eine Reichsbildung handle, die vom heutigen mährischen Raum ausging und vor allem große Teile der Westslawen einschloß – daher auch die oben angeführte deutsche Benennung. Eine andere Meinung ging dahin, daß man dieses Reich viel weiter im Süden, etwa in der Umgebung von Belgrad zu suchen habe und daß es in erster Linie von südslawischen Stämmen getragen worden sei. Beide Meinungen hielten sich ungefähr die Waage, bis die Autorität des berühmten tschechischen Historikers František Palacký die Streitfrage zugunsten der ersteren, westslawischen Ansetzung „Großmährens“ entschied und die entgegenstehende Version zunächst aus der Fachliteratur verschwand¹.

So bedeutete es eine Überraschung, als der amerikanische Professor Imre Boba im Jahre 1971 erneut die südslawische These aufgriff, indem er sämtliche einschlägigen Quellen einer Revision unterzog². Er kam zu dem Schluß, daß das eigentliche „Moravia“ (wie er „Großmähren“ bezeichnete), in dem bis 870 die Fürsten Moimir und Rastislav herrschten, nur auf ehemals römischem Reichsboden gelegen haben konnte, und zwar im Südteil der Provinz „Pannonien“ mit Zentrum in Sirmium. Dagegen soll sich das ursprüngliche Reich des Sventopulk, der 870 auch die Herrschaft in Moravia übernahm, im südlich angrenzenden Bosnien befunden haben.

Die Kritik, soweit sie nicht mit schroffer Ablehnung reagierte, ignorierte allerdings Bobas Theorie in den nächsten Jahrzehnten weitgehend. Eine der wenigen Ausnahmen machte der Professor der Mediaevistik in Little Rock, Charles R. Bowlus, welcher dem Thema unter Berücksichtigung der Theorie Bobas in den letzten zwei Dezennien zahlreiche Einzelstudien widmete. Schließlich erschien 1995 seine umfassende Monographie über den Aufbau der fränkischen Marken im Südosten sowie ihre Rolle bei der Bekämpfung der Moravljane, also der Einwohner Moravias, und der Ungarn³.

¹ Eine Übersicht über die Forschungsgeschichte und ihre ideologischen Hintergründe bei Eggers, Martin: Das „Großmährische Reich“ – Realität oder Fiktion? Eine Neuinterpretation der Geschichte des mittleren Donauraumes im 9. Jahrhundert. Stuttgart 1995, 5ff. (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 40).

² Boba, Imre: Moravia's History Reconsidered. A Reinterpretation of Medieval Sources. The Hague 1971. Von Boba erschienen zudem seit 1967 zahlreiche Artikel zur „Großmähren“-Problematik.

³ Bowlus, Charles R.: Franks, Moravians, and Magyars. The Struggle for the Middle Danube, 788–907. Philadelphia 1995. – Vorarbeiten sind ders.: Die Wilhelminer und die Mährer. Zeit-

Beinahe zeitgleich veröffentlichte der Autor dieser Zeilen zwei Bände, von denen sich der erste mit der Lokalisierung des sogenannten „Großmährischen Reiches“ auseinandersetzte, der zweite hingegen das damit eng zusammenhängende Thema der kyrillomethodianischen Mission unter diesem Aspekt erneut aufgriff⁴. Darin wurde zwar Bobas Ablehnung der traditionellen Lokalisierung Moravias im tschechischen Mähren übernommen. Anders als bei Boba wird das Kerngebiet Moravias jedoch links der Donau, und zwar in der Großen Ungarischen Tiefebene (Alföld), gesucht. Das Ausgangsgebiet Sventopulks wird (hier gleich Boba) in Bosnien vermutet, allerdings erweitert um Slawonien zwischen Save und Drau. Auch Methods Amtsgebiet, zunächst identisch mit den Territorien der drei Fürsten Rastislav, Sventopulk und Kocel, lag demnach in süd- und nicht westslawischem Gebiet.

Im Gefolge der genannten Arbeiten flammte die Diskussion um das „Großmährische Reich“ nach einer Zeit relativer Ruhe wieder auf, verschiedene Tagungen beschäftigten sich mit dieser Thematik; mittlerweile sind auch zahlreiche Rezensionen und Anzeigen erschienen, so daß eine vorläufige Stellungnahme sinnvoll wäre. Da die jeweiligen Arbeiten beider Verfasser einander inhaltlich ergänzen, sollen hier die Reaktionen auf alle drei Monographien berücksichtigt werden⁵.

Wie sehr gerade die Hauptträger des Kampfes gegen die Moravjanen, das bairische Herzogtum samt seinen Marken, in der Zeit der karolingischen und ottonischen Dynastien das expansionistische Element innerhalb des ostfränkischen, später deut-

schrift für bayerische Landesgeschichte 36 (1973) 759–775. – Ders.: Warfare and Society in the Carolingian Ostmark. *Austrian History Yearbook* 14 (1978) 3–26. – Ders.: Prosopographical Evidence Concerning Moravia's Location. *Medieval Prosopography* 6 (1985) 1–22. – Ders.: Krieg und Kirche in den Südost-Grenzgrafschaften. *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 126 (1986) 71–91. – Ders.: Where Was Ninth Century Moravia? Toward a Structural Analysis of Frankish Sources. *Die Slawischen Sprachen* 10 (1986) 5–36. – Ders.: Imre Boba's Reconsiderations of Moravia's Early History and Arnulf of Carinthia's „Ostpolitik“ (887–892). *Speculum* 62 (1987) 552–574. – Ders.: Die geographische Lage des mährischen Reiches anhand fränkischer Quellen. *BohZ* 28 (1987) 1–24. – Ders.: The Military Organisation of Carinthia and Pannonia (818–846). In: *Gesellschaftsgeschichte. Festschrift für Karl Bosl zum 80. Geburtstag*. Hrsg. von Ferdinand Seibt. Bd. 1. München 1988, 168–178. – Neuerdings auch ders.: Die militärische Organisation des karolingischen Südostens (791–907). *Frühmittelalterliche Studien* 31 (1997) 46–69.

⁴ Neben der in Anm. 1 genannten Arbeit von 1995 auch Eggers, Martin: *Das Erzbistum des Method. Lage, Wirkung und Nachleben*. München 1996 (Slavistische Beiträge 339).

⁵ Wenig Sinn hat es natürlich, sich mit negativen Besprechungen oder Anzeigen auseinanderzusetzen, die keinerlei konkrete Gegenargumente bringen. Beispiele hierfür: Silagi, Gabriel: Rezension von Bowlus, *Franks, Moravians, and Magyars*. *Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters* 51/2 (1995) 629. – Reindel, Kurt: Rezension von Eggers, *Das „Großmährische Reich“*. *Ebenda* 52/1 (1996) 275f. (mit falscher Seitenzahl zu den als autoritativ angeführten Bemerkungen Herwig Wolframs). – Ähnlich auch Reuter, Timothy: Rezension von Bowlus, *Franks, Moravians and Magyars*. *American Historical Review* 103 (1997) 796. – Es sei an dieser Stelle betont, daß Bowlus und der Verfasser, obwohl sie unabhängig voneinander vorgegangen waren, zu beinahe identischen Ergebnissen hinsichtlich der Lage Moravias kamen. Collins, Roger: Rezension von Bowlus, *Franks, Moravians, and Magyars*. *English Historical Review* 449 (1997) 697f. und ders.: Rezension von Eggers, *Das „Großmährische Reich“*. *Ebenda* 1232f. sieht zwar noch gewisse Differenzen, die jedoch mittlerweile nicht mehr bestehen.

schen Reiches darstellten, hat Matthew Innes in einer Übersicht zur Entwicklung des deutschen „Dranges nach Osten“ deutlich herausgestellt und dabei Bowlus' Einschätzungen bestätigt⁶. Etwas schwerer taten sich die Kritiker mit der neuen Einordnung der zeitweiligen Hauptgegner in einem südslawischen Moravia. „The sparse and obscure data in the primary sources allow a range of conflicting interpretations“, schrieb Horace G. Lunt, einer der Rezensenten, ganz richtig⁷. Völlig zutreffend ist es auch, daß bereits die zeitgenössischen Quellen „in der einen oder anderen Weise zurechtgebogen wurden“⁸. Entsprechend hielten sich bei den Besprechungen Zustimmung, vorsichtige Neutralität und Ablehnung gegenüber der Neuinterpretation ungefähr die Waage. Dabei ist der von den Opponenten häufiger verwendete Begriff einer „Boba-These“ abzulehnen – es handelt sich nicht um die persönliche Meinung eines einzelnen Mannes, sondern um die grundsätzliche Infragestellung bisheriger, dogmatisch zementierter Ansichten⁹.

Möglicherweise unterschätzte der Verfasser des vorliegenden Artikels in den einleitenden Worten zu seinen beiden Bänden, inwieweit auch heute noch – nach den großen Umwälzungen in den Staaten des ehemaligen „Ostblocks“ – ideologische Faktoren wirksam werden¹⁰. Neben durchaus fundierter, konstruktiver Kritik erfolgten

⁶ Innes, Matthew: Franks and Slavs c. 700–1000: The Problem of European Expansion Before the Millenium. *Early Medieval Europe* 6 (1997) 201–216, hier 204f. – Ebenso Górecki, Piotr: Rezension von Bowlus, Franks, Moravians, and Magyars. *Central European History* 30/1 (1997) 93–97. – Für die neueste Forschungsgeschichte auch Vékony, Gábor: „... alapított most Svatopluk oly birodalmat“. *Viták a morva fejedelemség történetéről* [... Svatopluk hat ein großes Reich gegründet.“ Diskussionen über die Geschichte des mährischen Fürstentums]. *Magyar Tudomány* (1995/12) 1454–1461.

⁷ Lunt, Horace G.: Rezension von Eggers, Das „Großmährische Reich“. *Speculum* 71/2 (Okt. 1996) 945–948, hier 945. – Ähnlich drücken sich aus Freed, John B.: Rezension von Eggers, Das „Großmährische Reich“. *Central European History* 30/1 (1997) 89–92, hier 91. – Bláhová, Marie: Rezension von Eggers, Das „Großmährische Reich“. *Ostbairische Grenzmarken* 38 (1996) 227f. – Störmer, Wilhelm: Rezension von Eggers, Das „Großmährische Reich“. *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 61 (erscheint 1998). – Bachrach, Bernard: Rezension von Bowlus, Franks, Moravians, and Magyars. *Austrian History Yearbook* 27 (1996) 323ff. – Collins (wie Anm. 5) 1231f.

⁸ So Osterrieder, Markus: Das Großmährische Reich. Zwei neue Studien. *BohZ* 38/1 (1997) 112–119, hier 118, mit Verweis auf zeitgebundene politische Interessen sowohl der süd- wie der westslawischen Quellen auch schon im Spätmittelalter und in der Renaissance. – Eine neuere Übersicht über die einschlägige Historiographie seit Aeneas Silvius Piccolomini bietet Lubomír E. Havlík: *Svatopluk veliký, král Moravanů a Slovanů* [Svatopluk der Große, König der Mährer und Slawen]. Brno 1994.

⁹ Der Ausdruck „Boba thesis“ z. B. bei Hanak, Walter K.: *The Great Moravian Empire. An Argument for a Northern Location*. *Mediaevalia Historica Bohemica* 4 (1995) 7–24. – Bobafixiert ist auch Reinhart, Johannes: Rezension von Eggers, *Das Erzbistum des Method*. *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 42 (1996) 292–300. – Vgl. dagegen Lunt (wie Anm. 7) 946. – Störmer (wie Anm. 7).

¹⁰ Sehr treffende Bemerkungen hierzu bei Lifshitz, Felice: *Großmährisches Reich*. *Historicum* (Winter 1996/97) 28f. – Ebenso Arens, Meinolf: Rezension von Eggers, *Das „Großmährische Reich“*. *Siebenbürgische Semesterblätter* 10/1 (1996) 50ff., hier 51. – Jähne, Armin: Rezension von Eggers, *Das „Großmährische Reich“*. *Südost-Forschungen* 56 (1997) 479f. – Osterrieder (wie Anm. 8) 112.

nämlich auch einige unqualifizierte oder in der Sache unberechtigte Attacken. So soll etwa der Autor nach Ansicht von Dušan Třeščík von deutsch-nationalistischen und revanchistischen Motiven zu seiner Arbeit angeregt worden sein und in diesem Sinne Quellen gewaltsam manipuliert haben¹¹ – ein Vorwurf, der in keiner Weise zutrifft, sich aber vielleicht aus dem seit längerer Zeit etwas gespannten Verhältnis zwischen deutschen und tschechischen Politikern erklären läßt¹². Einfach falsch ist auch die Behauptung, daß die Karten in *Das „Großmährische Reich“* angeblich „überwiegend“ aus der älteren Literatur übernommen seien¹³.

Erstaunlich ist schließlich der Vorwurf eines deutschen Kritikers, es hätte keine Auseinandersetzung mit der Argumentation der älteren, „traditionellen“ Forschung stattgefunden. Gerade derselbe Rezensent hält überraschenderweise das erste Kapitel in dem Band *Das „Großmährische Reich“* über die historischen Voraussetzungen der Entstehung Moravias für „irrelevant“¹⁴ – hierin werden jedoch die möglichen Argumente der „Traditionalisten“ gegen eine Neulokalisierung Moravias überprüft. Tut sich hier nicht ein Widerspruch auf? Daß im übrigen nur die Thesen Bobas bzw. anderer „Abweichter“ in der „Großmähren“-Frage näher ausgeführt wurden, wie noch einmal der gleiche Rezensent moniert, beruht ganz einfach darauf, daß die gängige Darstellung „großmährischer“ Geschichte bei den Lesern einer solchen Monographie im großen und ganzen doch wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf¹⁵.

Charles R. Bowlus hatte, seinem Thema gemäß, besonderes Gewicht auf die Annalen und Chroniken aus dem fränkischen Bereich gelegt, deren Aussagen für die Lokalisierung Moravias insoweit von Bedeutung sind, als sie eine eindeutige Stoßrichtung bairisch-fränkischer, gegen die Moravljane gerichteter Heerzüge in Richtung

¹¹ So Třeščík, Dušan: *Velká Morava – země stěhovavá* [Großmähren – ein Land auf Wandschaft]. *Lidové noviny* vom 20. 12. 1995, in sehr abfälligem und „populärem“ Ton. – Seriöser gehalten ist ders.: Rezension von Eggers, *Das „Großmährische Reich“*. *Český časopis historický* 94/1 (1996) 86–93.

¹² Dieser bedauerliche Zustand sollte aber, wenn auch tschechische Aversionen gegen gewisse deutsche Überheblichkeiten absolut verständlich sind, nicht in den wissenschaftlichen Bereich übergreifen.

¹³ So Bláhová (wie Anm. 7) 228. Von den 22 Karten sind 14 eigenständig erstellt, sechs aus anderen Werken reproduziert, zwei stützen sich auf Vorarbeiten anderer Forscher. Da die Urheberschafts-Nachweise jeweils deutlich gekennzeichnet sind, kann man sich über Bláhová's Behauptung nur wundern. – Richtig dagegen bei Bálint, Csanád: *Magna Moravia a Magyar Alföldön?* [Großmähren in der Ungarischen Tiefebene?]. *Századok* 130/4 (1996) 992–999, hier 994.

¹⁴ Mühle, Eduard: *Altmähren oder Moravia?* *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 46/2 (1997) 205–223, hier 210f. (Nur am Rande sei vermerkt, daß die bei Mühle 213 reproduzierte Karte einige sachliche und orthographische Fehler enthält.) – Für durchaus relevant halten dieses Kapitel z. B. Koller, Heinrich: *Neue Forschungen zum Großmährischen Reich*. *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 136 (1996) 489–495, hier 490. – Birnbaum, Henrik: *Was Medieval Moravia in the Hungarian Plain?* *Budapest Review of Books* 5/4 (Winter 1996) 189–192, hier 189. – Lifshitz (wie Anm. 10) 28f.

¹⁵ Einzelbelege für „traditionelle“ Konzeptionen, die Mühle (wie Anm. 14) 210 Anm. 24 annimmt, entfielen in *Das „Großmährische Reich“* auf Wunsch des Verlages aus Platzgründen; im übrigen wird mit der gegnerischen Konzeption bereits in der Einleitung ausgiebig polemisiert!

Südosten entlang der Drau und Save erweisen¹⁶. Andererseits sagen sie über die konkreten „politischen“ Grenzen Moravias kaum etwas aus¹⁷. Den wichtigen Unterschied zwischen jenen Quellen, welche *intentional* bzw. *nicht-intentional* über die Geographie Moravias unterrichten und unter denen sich der Verfasser im Unterschied zu Bowlus vor allem der erstgenannten Gruppe gewidmet hat, weil es ihm um eine konkrete historisch-geographische Lokalisierung Moravias ging, hat Matthias Becher ganz klar erkannt¹⁸.

Im Gegensatz dazu hält Herwig Wolfram die fränkischen Annalen und Chroniken sowie „funktional-administrative Quellen“ auch hier für vorrangig; es folgt ein Beispiel für ihre Auswertung. Die *fränkischen Reichsannalen* bringen unter der Jahresrubrik 822 eine Aufzählung der abhängigen Stämme im Osten des Frankenreiches: „In quo conventu omnium orientalium Sclavorum, id est Abodritorum, Soraborum, Wilzororum, Beheimorum, Marvanorum, Praedenecentorum, et in Pannonia residentium Abarum legationes . . . audivit.“ Wolfram glaubt dies so interpretieren zu müssen, daß Böhmen und „Mährer“ (Moravljanen) Nachbarn gewesen seien. Dazwischen saßen damals aber vielmehr die Reste der Awaren, und zwar in Mähren, der Westslowakei, in Nordwestungarn sowie im Donautal zwischen Enns und Wienerwald. Diese werden vom Annalisten, den ethnischen Tatsachen entsprechend, syntaktisch durch ein „et“ von den „östlichen Slawen“ getrennt. (Außerdem sollen laut Wolfram die „Praedenecenten“ an der Theißmündung statt in der heutigen Walachei zu finden sein – dazu noch weiter unten¹⁹.) Korrigiert man diese irrigen Auslegungen, so erhält man, wie auch in anderen Quellen, für die Moravljanen einen Raum links der Donau zwischen den Böhmen und der Mündung der Theiß, Save oder Morava²⁰.

¹⁶ Diese Schlußfolgerungen werden z. B. akzeptiert bei Jähne, Armin: Rezension von Bowlus, Franks, Moravians, and Magyars. Südostforschungen 54 (1995) 293–295. – Freed (wie Anm. 7) 90. – Richter, Michael: Rezension von Bowlus, Franks, Moravians, and Magyars. Historische Zeitschrift 263 (1996) 752f. – Górecki (wie Anm. 6) 95f. – Sefton, David S.: Rezension von Bowlus, Franks, Moravians, and Magyars. The Historian (1997) 459. – King, P. D.: Rezension von Bowlus, Franks, Moravians, and Magyars. History (1997) 126f. – Bachrach (wie Anm. 7). – Osterrieder (wie Anm. 8) 113. – Sie alle betonen richtig die Bedeutung der aus römischer Zeit stammenden „Infrastruktur“. Hingegen kritisieren Mühle (wie Anm. 14) 206ff. und Bálint (wie Anm. 13) 995ff. Bowlus' Vorgehensweise.

¹⁷ Hierin stimmt der Verfasser mit Birnbaum (wie Anm. 14) 190 völlig überein. Wichtig schien allerdings der Nachweis, daß sie der Neulokalisierung Moravias auch *nicht widersprechen*. Deswegen wird hier darauf verzichtet, nochmals auf Nennungen Moravias in annalistischen Werken in einem Umfang, wie es z. B. bei Osterrieder (wie Anm. 8) 114ff. geschieht, einzugehen. – Vgl. dazu bereits Eggers: Das „Großmährische Reich“ 132ff.

¹⁸ Becher, Matthias: Rezension von Eggers, Das „Großmährische Reich“. HZ 263 (1996) 462f.

¹⁹ Kurze, Friedrich (Hrsg.): Annales regni Francorum ad 822. Hannover 1895, 159 (MG SS rerum Germanicarum in usum scholarum, 6). – Dazu Wolfram, Herwig: Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. Wien-München 1995, 88ff. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 31). – Wolfram folgen Reinhart (wie Anm. 9) 293 und Mühle (wie Anm. 14) 216.

²⁰ Es stimmt in keiner Weise, daß Moravia vom Verfasser nur östlich der Theiß angesetzt würde, wie Wolfram (wie Anm. 19) 88 unterstellt; der Verfasser lokalisiert es vielmehr zu

Ein Mißverständnis wäre es weiterhin, aus der Stammeszugehörigkeit fränkischer Heeresteile, welche im 9. Jahrhundert gegen die Moravjanen kämpften, auf die Lage Moravias schließen zu wollen²¹. Natürlich übernahm jedes Herzogtum des Ostfrankenreiches den direkten Grenzschutz nach Osten. Aber schon aus der Zeit Karls des Großen ist bekannt, daß man als Bewohner des Frankenreiches bei größeren Unternehmungen an *allen* Fronten eingesetzt werden konnte, auch „fern der Heimat“ – und bei den Zügen gegen Moravia handelte es sich tatsächlich um größere, nach 870 sogar zeitweilig um die wichtigsten Unternehmungen des Ostfrankenreiches.

Wenn es in der um 870 entstandenen *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* heißt, daß „quidam Priwina exulatus a Moimaro duce Maravorum *supra Danubium* venit ad Ratbodum“²², dann sollte diese Passage in ihrer Beweiskraft weder für die eine noch die andere Position bezüglich der Lage Moravias überschätzt werden. Die mit einem Akkusativ verbundene Präposition „supra“ kann nämlich ebenso „oberhalb, jenseits“ wie auch „über ... hinaus, hinweg“ bedeuten²³. Man wird deshalb Horace G. Lunt und John B. Freed darin recht geben, daß der Ausdruck „supra Danubium“ syntaktisch nicht eindeutig ist²⁴: Es könnte zum einen gemeint sein, daß Moimir als „dux“ über die Moravjanen jenseits der Donau (von wo aus gesehen?) herrschte; zum anderen könnte aber auch die Aussage intendiert sein, daß Priwinas Flucht zu Ratbod, der im südlichen Pannonien saß, über die Donau hinweg führte²⁵.

Daß der Text des *De Administrando Imperio* über „Moravia“ und die Ungarn nicht völlig eindeutig ist, dünkt den Leser an sich keine überraschende Erkenntnis, da sich der kaiserliche Verfasser *Konstantinos Porphyrogenetos* bei der Abfassung der einschlägigen Kapitel bekanntlich auf Vorlagen unterschiedlicher regionaler wie zeitlicher Herkunft stützte²⁶. Allerdings sollte man auf keinen Fall so weit wie Herwig Wolfram gehen und die geographischen Informationen dieser (immerhin beinahe zeitgenössischen!) Quelle völlig verwerfen; sie müssen vielmehr in die chronologisch korrekte Reihenfolge gebracht werden und ergeben dann durchaus einen Sinn (der Wolframs Intentionen natürlich zuwiderläuft)²⁷. Denn daß die Ungarn nach

beiden Seiten der Theiß. Übrigens ist es befremdlich, daß meine Arbeit von Wolfram bereits a. a. O. kommentiert wurde, bevor sie überhaupt noch im Druck erschienen war.

²¹ So Wolfram (wie Anm. 19) 89f. mit der irreführenden Behauptung, eine solche Bekämpfung sei eine „unmittelbare“ gewesen – *das* sagen die von ihm zitierten Quellen *nicht*.

²² Lošek, Fritz (Hrsg.): *Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und der Brief des Erzbischofs Theotmar von Salzburg*. Hannover 1997, 120 (*Monumenta Germaniae Historica, Studien und Texte* 15).

²³ Siehe etwa Menge, Hermann und Pertsch, Erich: *Langenscheidts Taschenwörterbuch der lateinischen und deutschen Sprache*. 13. Aufl. Berlin-München-Zürich 1971, 510.

²⁴ Lunt (wie Anm. 7) 947. – Freed (wie Anm. 7) 91f.

²⁵ Ersteres die Ansicht von Wolfram (wie Anm. 19) 91, konkretisiert auf Mähren „unter Einfluß von Neutra“. – Die zweite Version bei Bowlus: *Franks, Magyars, and Moravians* (wie Anm. 3) 103ff.

²⁶ Edition von Moravcsik, Gyula und Jenkins, Romilly J. H. (Hrsg.): *Constantine Porphyrogenitus, De Administrando Imperio*. Bd. 1: Text. Budapest 1948. Bd. 2: Commentary. London 1962. – Dazu Wolfram (wie Anm. 19) 97f. – Freed (wie Anm. 7) 92. – Birnbaum (wie Anm. 14) 190 mit Anm. 4. – Koller (wie Anm. 14) 490. – Bláhová (wie Anm. 7) 227. – Mühle (wie Anm. 14) 211ff.

²⁷ Vgl. Wolfram, Herwig: *The Image of Central Europe in Constantine VII Porphyrogenitus*.

Porphyrogenetos vor ihrer Landnahme um 896 im „Osten“ (zu korrigieren in Südosten²⁸) keine Nachbarn hatten, ist ganz offensichtlich richtig: Hier befand sich das Schwarze Meer! Und tatsächlich lag damals Moravia noch im „Süden“ (richtiger Südwesten) ihrer Wohnsitze. Die Kroaten, welche von den Ungarn her gesehen „auf der Seite der Berge“ (und nicht, wie Wolfram schreibt, im Süden der Ungarn) wohnen, sind nicht etwa die dalmatinischen Kroaten, sondern die an anderer Stelle des *De Administrando Imperio* erwähnten „Weißkroaten“, zu suchen im Raum von Kleinpolen, Schlesien und Böhmen²⁹.

Das von *Konstantinos Porphyrogenetos* zu „Μοραβία“ gestellte „μεγάλη“ ist in seiner Bedeutung umstritten. Es kann unter anderem mit „groß, geräumig, lang, breit, bedeutend, wichtig, mächtig, gewaltig, stark, berühmt, angesehen“ übersetzt werden.³⁰ Welche dieser angegebenen Möglichkeiten man im vorliegenden Falle wählt, hängt sicher auch davon ab, ob man eine der jeweiligen Theorien über die Lage Moravias beweisen möchte³¹. Völlig ungläubwürdig ist allerdings eine Deutung, welche jegliches im geographischen Sinne verwendete „μέγας“ als „auswärtig, außerhalb des [römischen bzw. byzantinischen] Reichsgebietes gelegen“ interpretiert – hier war anscheinend der Wunsch der Vater des Gedankens³². Im übrigen nennt eine andere griechischsprachige Quelle, die *Vita des Klemens*, den Ort „Μοράβος“ als zu Pannonien, also zu einer antiken römischen Provinz gehörig³³.

Neuerdings in die Diskussion eingebracht wurde der Begriff „Vyšnjaja Morava“ (von Gerhard Birkfellner übersetzt als „das obere, nördliche, auch ältere Mähren“), der sich im altkirchenslawischen *Codex Assemanianus* aus dem 11. Jahrhundert sowie in einer bulgarischen *Prologvita* des 14. Jahrhunderts findet. Dieser Ausdruck soll auf zwei verschiedene „Moravias“ hinweisen, wobei das „obere“ – in welchem die kyrillo-methodianische Mission wirkte – ganz selbstverständlich als jenes angenommen wird, das weiter von Byzanz entfernt lag, während das (nicht belegte!) „untere“ im Tal der

In: Constantine VII Porphyrogenitus and His Age. Athens 1989, 5–14. – Ders. (wie Anm. 19) 97f. – Dagegen B o b a, Imre: In Defence of Emperor Constantine Porphyrogenitus. Ungarn-Jahrbuch 19 (1991) 175–197. – Eggers: Das „Großmährische Reich“ 102ff. – H a n a k (wie Anm. 9) 15 ff. versucht dagegen, den Text im Sinne der „Traditionalisten“ zu emendieren und zu interpretieren. – Ähnlich mißverstanden wird der Text bei T ř e š t í k (wie Anm. 11) 88.

²⁸ Begründung bei U h d e n, R.: Zur Geschichte der Teilung der Himmelskreise für geographische Zwecke. Geographischer Anzeiger 38 (1937) 81–85.

²⁹ Zu der Frage mehrerer kroatischer Ethnien in Mittel- und Osteuropa demnächst Eggers, Martin: „Kroaten“ (erscheint in den Südostforschungen 58, 1999).

³⁰ G e m o l l, Wilhelm: Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch. 9. Aufl. München-Wien 1954, 488.

³¹ Wie Eggers: Das „Großmährische Reich“ 110 übersetzten den griechischen Ausdruck als „older“ oder „former“ auch: S e d l a r, Jean W.: Rezension von Eggers, Das „Großmährische Reich“. Slavic Review 55/3 (1997) 666f., hier 666. – F r e e d (wie Anm. 7) 92. – Diese Übersetzung hatte bereits B o b a (wie Anm. 2) vorgeschlagen.

³² W o l f r a m (wie Anm. 27) 9. – M ü h l e (wie Anm. 14) 214. – Neutral zwischen den beiden genannten Möglichkeiten bleibt B i r n b a u m (wie Anm. 14) 190.

³³ Der Terminus „Μοράβος“ kann sich nur auf einen Ort und nicht, wie W o l f r a m (wie Anm. 19) 99 meint, auf ein Gebiet beziehen.

serbischen Morava zu suchen wäre³⁴. Dem ist entgegenzuhalten, daß der fragliche Begriff auch als „bekanntes, berühmtes Moravia“ übersetzt werden könnte – und das würde im gegebenen Kontext zweifellos stimmiger wirken³⁵.

Wirklich interessant ist die Frage, ob „μεγάλη Μοραβία“ im 9. Jahrhundert vielleicht doch kein fester geographischer Begriff, sondern eine variable, den Zeitläufen angepaßte Gebietsbezeichnung gewesen sei³⁶. Dieser Einwand ist völlig berechtigt, eine statische Auffassung von „Moravia“ ist selbstverständlich nur in all jenen Quellen zu finden, welche – anders als z. B. *Porphyrogenetos* mit seiner eindeutig diachronischen Schilderung – ausschließlich eine momentan gegebene Situation darstellen wollen. Dies sind vor allem die fränkischen Annalen und die griechischen wie slawischen Heiligenleben. Überhaupt muß man sich natürlich die Frage nach der Struktur des „Großmährischen Reiches“ bzw. Moravias stellen – František Graus hat sich dieser Problematik bereits vor drei Dezennien gewidmet, Matthew Innes stellt sie heute unter neuen Gesichtspunkten erneut zur Disposition³⁷.

Eines der Kernstücke der Beweisführung in dem 1995 erschienenen Buch *Das „Großmährische Reich“* waren die von dem sogenannten „Bairischen Geographen“ in seiner *Descriptio civitatum ad septentrionalem plagam Danubii* gegebenen Daten³⁸. Nur wenig hat es den Verfasser dieser Zeilen überrascht, daß er kritisiert wurde, weil er zwischen den „Marharii“ und den „Merehani“ dieser Quelle differenziert – obwohl er doch auf die zwischen beiden Völkern liegende „regio“ der „Vulgarii“ aufmerksam gemacht hatte³⁹. (Die Namensähnlichkeit zwischen serbischer und tschechischer Morava sowie der Maros und den davon abgeleiteten Völker-, Orts- und Landschaftsnamen ist ja ohnehin eine der Wurzeln des ganzen „Großmähren“-Problems⁴⁰.) Markus Osterrieder hat darauf hingewiesen, daß eine gewisse Inkonsequenz in der Nomenklatur fränkischer Quellen betreffs „Moravia“ gegeben wäre, würde man die

³⁴ Birkfellner, Gerhard: Methodius Archiepiscopus Superioris Moraviae. In: *Leben und Werk der byzantinischen Slawenapostel Methodios und Kyrillos*. Hrsg. v. Evangelos Konstantinou. Münsterschwarzach 1991, 33–38. – Birnbauer (wie Anm. 14) 191.

³⁵ Kronsteiner, Otto: Saint Methodius – A Geographical Superstar? Die Slawischen Sprachen 33 (1993) 113–127, hier 125. – Ebenso gilt übrigens für das „Velikaja Morava“ eines bulgarischen Textes aus dem 11. bis 13. Jahrhundert („Uspenije Sv. Kirilla Filosofo“), den Hanak (wie Anm. 9) 20f. anführt, daß es nicht mit „großes Mähren“ übersetzt werden muß; zur Lage Moravias sagt diese Stelle ohnehin nichts aus.

³⁶ Koller (wie Anm. 14) 492, 494. – Innes (wie Anm. 6) 208.

³⁷ Vgl. dazu Graus, František: L'Empire de Grande-Moravie, sa situation dans l'Europe de l'époque et sa structure intérieure. In: *Das Großmährische Reich*. Tagung der wissenschaftlichen Konferenz des Archäologischen Instituts der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. Brno-Nitra 1.–4. 10. 1963. Praha 1966, 133–219. – Innes (wie Anm. 6) 208ff.

³⁸ Vgl. Eggers: *Das „Großmährische Reich“* 111ff. nach: „Descriptio civitatum ad septentrionalem plagam Danubii“. Hrsg. v. Bohuslav Horák und Dušan Trávníček. Praha 1956, 2 (Rozpravy Československé akademie věd 66/2).

³⁹ Diese Kritik bei Bláhová (wie Anm. 7) 227. – Mühle (wie Anm. 14) 215. – Osterrieder (wie Anm. 8) 115. – Wolfram (wie Anm. 19) 88.

⁴⁰ So auch Freed (wie Anm. 7) 89. – Hanak (wie Anm. 9) 9. – Sinor, Denis: Rezension von Bowls, Franks, Moravians, and Magyars. *Speculum* 72/1 (1997) 112–114, hier 112. – Vgl. dazu Eggers: *Das „Großmährische Reich“* 148ff. – Wolfram (wie Anm. 19) 94 Anm. 133.

Kongruenz der beiden Stammesnamen negieren⁴¹. Tatsächlich ist die Bandbreite der Bezeichnungen, welche von den fränkischen Quellen für die Moravljane verwendet wurden, außerordentlich groß⁴²; man muß konzedieren, daß *beide* Stammesnamen des „Bairischen Geographen“ sich im lautlichen Rahmen dieser Varianten bewegen. Einen endgültigen Aufschluß kann daher nur ihre relative Position links bzw. nördlich der Donau geben – logisch zu erschließen aus dem Aufzählungssystem der Descriptio, welche im hier interessierenden ersten Abschnitt durchgängig von Norden nach Süden vorgeht. Auf diese Weise kommen die „Marharii“ in Mähren, die „Merehani“ hingegen im Alföld zu liegen⁴³. Hinsichtlich der Namensübertragung vom südlichen „Moravia“ des 9. Jahrhunderts auf das tschechische „Moravia“ (deutsch: „Mähren“) ab dem späten 10. Jahrhundert hat Wilhelm Störmer dankenswerterweise auf die Parallele des geographischen Begriffes „Franken“ verwiesen, der gleichfalls eine erstaunliche Wanderung durchgemacht hat⁴⁴. Ein weiteres Beispiel wäre auch der Sachsen-Name.

Die angedeutete Lokalisierung eines „Bulgaren“-Stammes („Vulgarii“) in der Südslowakei und in Nordungarn wurde gleichfalls kritisiert. Dieser Stamm soll, dort angesetzt, „eingezwängt“ sein, obwohl der „Geographus Bavarus“ ihm doch eine „regio immensa“ zuschreibe, wie Dušan Třeštík und Marie Bláhová vorwurfsvoll bemerken⁴⁵. Aber diese durchaus zutreffende Äußerung des „Bairischen Geographen“, die er noch durch die Mitteilung „populus multus, habens civitates V, eo quod multitudo magna ex eis sit et non sit eis opus civitates habere“ ergänzt, bezieht sich doch nicht auf unsere „Vulgarii“ allein, sondern auf die gesamte, um 660–670 von den Chazaren zerschlagene ethnische Einheit der Bulgaren. („Civitates“ sind hier keine „Burgen“, sondern „Stämme“ oder „Untereinheiten“.) Die erwähnten „Vulgarii“ sind also nur *einer* der in byzantinischen Quellen erwähnten fünf Teilstämme, und zwar der um 670–680 ins Awarenreich abgewanderte, auch archäologisch als Sondergruppe faßbare Clan der Bulgaren. Daneben gab es selbstverständlich noch die Donaubulgaren nördlich von Byzanz, die Wolgabulgaren, die am Don verbliebenen Stammesteile sowie jenen kleineren Verband, der erst nach Karantien und dann nach Italien abwanderte⁴⁶.

⁴¹ Osterrieder (wie Anm. 8) 115. Mißverstanden hat er aber ebenda 115f., daß Bosnien und Slawonien begrifflich *generell* unter „Moravia“ subsumiert würden, denn dies war nur für *ostfränkische* Quellen *zwischen 870 und 894* behauptet worden. Vgl. Eggers: Das „Großmährische Reich“ 181 ff.

⁴² Eine Aufstellung beispielsweise bei Hermann, Ernst: Slawisch-germanische Beziehungen im südostdeutschen Raum von der Spätantike bis zum Ungarnsturm. München 1965 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 17). – Graus, František: Die Nationenbildung der Westslawen im Mittelalter. Sigmaringen 1980, 154 ff. (Nationes 3).

⁴³ Zum „Bairischen Geographen“ erscheint demnächst vom Verfasser eine erweiterte Übersicht über die dort aufgeführten Stammesnamen und ihre historisch-geographische Einordnung (vgl. Euroasian Studies Yearbook 1998).

⁴⁴ Störmer (wie Anm. 7).

⁴⁵ Třeštík (wie Anm. 11) 88. – Bláhová (wie Anm. 7) 227. – Kritisch auch Osterrieder (wie Anm. 8) 115. – Akzeptiert wird die „Vulgarii“-These hingegen von Arens (wie Anm. 10) 51. – Neutral äußert sich Bálint (wie Anm. 13) 995.

⁴⁶ Zur Zersplitterung der Bulgaren nach 660/70 vgl. Eggers, Martin: Studien zur Stammesbildung der Ungarn, Teil 1: Die Stammesbildung. Ungarn-Jahrbuch 23 (1997) 1–63. – Zur

Wilhelm Störmer ist zu Recht der Meinung, daß dieser Sachverhalt „weiter diskutiert werden müßte“⁴⁷.

Auch hat man es für „far-fetched“ gehalten, daß die „gens neophyta“, welche erst unter Sventopulk von den Moravljänen erobert und zum Christentum bekehrt wurde, dann 880 mit Wicing einen in Nitra ansässigen Bischof erhielt, eben diese einstmals zum Awarenreich gehörigen Bulgaren gewesen sein könnten⁴⁸. Derselbe *Theotmar-Brief*, welcher vom Autor für derartige Überlegungen herangezogen wurde, ein von den bairischen Bischöfen unter Führung des Erzbischofs Theotmar von Salzburg verfaßtes Schreiben an den Papst aus dem Jahre 900, wurde von anderer Seite gegenteilig verwendet: Er soll ausgerechnet als Kronzeuge für eine zeitweilige „großmährische“ Teilherrschaft oder Apanage Sventopulks mit Zentrum in Nitra (vor 870) dienen⁴⁹. Von Egon Boshof wurde die Echtheit des Briefes jedoch überhaupt bestritten und Bischof Pilgrim von Passau, der sich bereits anderweitig als Fälscher profiliert hatte, auch in diesem Falle verdächtig⁵⁰. Für all diese Einwände gilt aber, daß besagte Quelle nach Meinung ihres bislang letzten Herausgebers, Fritz Lošek, eben doch keine Fälschung darstellt und ihre Informationen somit als authentisch zu betrachten sind⁵¹.

Die *Lorcher Fälschungen* des oben bereits genannten Bischofs Pilgrim, entstanden um 970, sind seit Ernst Dümmler als solche erkannt und bewertet worden⁵². Das besagt aber noch lange nicht, daß sie in historisch-geographischer Hinsicht eine „ganz unzuverlässige Quelle“ sein müßten⁵³. Erstaunlich scheint auch die Meinung, daß dessen [Methods] Bistum nach den Passauer Fälschungen an der mittleren March zu erwarten wäre⁵⁴. Die in diesem Zusammenhang erfolgende Nennung eines Ortes „Speculum Iuliense“ als der Residenz Methods ist wenig hilfreich, da das Toponym nicht aufzulösen ist. Vielmehr zeigen die *Pilgrimschen Fälschungen* eine deutliche Tendenz, die einst unter Method stehenden und nunmehr vom Passauer Bischof beanspruchten Gebiete östlich der Donau im Alföld zu lokalisieren. Sie werden als „Pannonia superior“ oder „orientalis“ bezeichnet, im Gegensatz zur „Pannonia inferior“ oder „occidentalis“, welche Pilgrim seinem Salzburger Rivalen konzedieren

archäologischen Sonderstellung vgl. ders.: Awaren – Slawen – Ungarn. Die Archäologie des mittleren Donauraumes im 9. Jahrhundert (erscheint 1999).

⁴⁷ Störmer (wie Anm. 7).

⁴⁸ Birnbaum (wie Anm. 14) 191. – Ebenso Třeštitík (wie Anm. 11) 89.

⁴⁹ Wolfram (wie Anm. 19) 90 mit Anm. 117.

⁵⁰ Boshof, Egon: Das Schreiben der bayerischen Bischöfe an einen Papst Johannes – eine Fälschung Pilgrims? In: Papstgeschichte und Landesgeschichte. Festschrift für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag. Köln 1995, 37–67 (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 39). – Ihm beipflichtend Koller (wie Anm. 14) 491. – Mühle (wie Anm. 14) 222.

⁵¹ Vgl. die „Conversio“ (wie Anm. 22) 55 ff.

⁵² Dümmler, Ernst Ludwig: Pilgrim von Passau und das Erzbisthum Lorch. Leipzig 1854. – Ders.: Über die Entstehung der Lorcher Fälschungen. Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften 47 (Berlin 1898) 758–775.

⁵³ Dies die Meinung des Slawisten Reinhart (wie Anm. 9) 293. – Ähnlich Mühle (wie Anm. 14) 222.

⁵⁴ So Koller (wie Anm. 14) 491 f.

wollte⁵⁵. Im 12. Jahrhundert mögen sich dann allerdings, worauf von Heinrich Koller hingewiesen wird, die Ambitionen des Passauer Bistums eher auf das Marchtal und die untere Thaya gerichtet haben⁵⁶.

Ob die „Wislanen“ Südpolens zeitweilig zu Sventopulks Großreich gehörten, ob sie von Methodius missioniert wurden – diese Frage hat der Autor bewußt offengelassen. Die Quellen legen zumindest einen Kontakt zwischen Moravia und Südpolen nahe, ohne aber die Art dieser Beziehungen näher zu präzisieren. Jerzy Strzelczyk hat die gängigen Meinungen auf übersichtliche Weise zusammengefaßt⁵⁷.

Wie nicht anders zu erwarten, wurde die geographische Fixierung der „Praedenecenti“ oder „Osterabtrezi“ in der Walachei angegriffen, weil auch sie den bisherigen Ansichten zuwiderläuft. Aber inwiefern sind sie dort eigentlich „sichtlich weit von der Donau weg“, wie Marie Bláhová behaupten möchte⁵⁸? Ein Blick auf die Karte zeigt doch, daß sie gerade hier „contermini Bulgaris Daciam Danubio adiacentem“ bewohnten, wie es der Wortlaut der *fränkischen Reichsannalen* erforderlich macht⁵⁹.

Beachtung verdient auch die unter der Anleitung des westsächsischen Königs Aelfred entstandene (wenn auch nicht von ihm persönlich angefertigte) altenglische Übersetzung der *Weltgeschichte* des spanischen Presbyters Orosius⁶⁰. Sie enthält einen speziellen Einschub zur aktuellen politischen Geographie Europas im späten 9. Jahrhundert, welcher in der aus dem 5. Jahrhundert stammenden Vorlage keine Entsprechung hatte. Diesem interessanten Text tut Herwig Wolfram allerdings Gewalt an, wenn er behauptet, daß der angelsächsische Autor den „Maroara“ oder Moravljane eine „thüringisch-böhmische Westgrenze“ zuschreibe. Vielmehr heißt es dort nur: „And hie Maroara habbath be westan him Thyringas and Behemas and Begware healfe ...“. Also „hat“ Moravia die genannten Stämme nur im Westen, von einer gemeinsamen Grenze mit ihnen ist nicht die Rede. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der altenglische Text des öfteren größere Distanzen samt den darin befindlichen Völkern überspringt, wenn er derartige geographische Relationen zwischen verschiedenen Gegenden herstellen will. Für eine ausführlichere Interpretation des geographischen Bezugssystems im *altenglischen Orosius* sei auf den Band des Verfassers über das „Großmährische Reich“ verwiesen⁶¹.

⁵⁵ Vgl. Eggers: Das Erzbistum des Method 37 ff. – Ders.: Die Passauer Slawenmission, Bischof Pilgrim und die „Lorcher Fälschungen“. *Südost-Forschungen* 57 (1998, im Druck).

⁵⁶ Koller (wie Anm. 14) 491 f.

⁵⁷ Strzelczyk, Jerzy: Nowa próba rewizji dziejów wielkomorawskich [Ein neuer Versuch zur Revision der großmährischen Geschichte]. *Przegląd Historyczny* 87 (1996) 857–860.

⁵⁸ Bláhová (wie Anm. 7) 227. – Ähnlich Třeštitík (wie Anm. 11) 89, der zu beweisen versucht, daß die „Dacia“ der Karolingerzeit (nur?) an der Theiß gelegen habe.

⁵⁹ *Annales regni Francorum ad 824* (wie Anm. 19) 165. – Bobas Deutung der „Praedenecenti“ als eines Adjektives zu den daneben stehenden „Moravani“ erscheint hingegen problematisch; siehe Boba, Imre: „Abodriti qui vulgo Praedenecenti vocantur“ or „Marvani Praedenecenti“? *Palaeobulgarica* 8 (1984) 29–37.

⁶⁰ Bately, Janet (Hrsg.): *The Old English Orosius*. London-New York-Toronto 1980 (Early English Text Society, Supplementary Series 6).

⁶¹ Wolfram (wie Anm. 19) 88. – Eine Mißdeutung auch bei Hanak (wie Anm. 9) 12 f. – Vgl. dagegen Eggers: Das „Großmährische Reich“ 116 ff. – Der betreffende Text findet sich im „Old English Orosius“ (wie Anm. 60) 12 f.

Wichtig im Gesamtkontext sind zweifellos die wenigen überlieferten Ortsnamen aus dem „Großmährischen Reich“. Unser besonderes Interesse verdient die „urbs antiqua“ des Rastislav, als die wahrscheinlich Sirmium anzusehen ist⁶². Sirmium soll nach Ansicht einiger Rezensenten im frühen 9. Jahrhundert bulgarisch geworden und dies für längere Zeit geblieben sein, wäre gar 845 vertraglich von den Franken an die Bulgaren überlassen worden. Somit hätte es weder zum Reiche Rastislavs, dann Sventopulks gehören, noch Methods Residenz sein können⁶³. Für eine länger dauernde Anwesenheit der Bulgaren in Sirmium – abgesehen von der kurzen Episode eines Feldzuges gegen die Franken nach „Pannonien“ von 827 bis 831 – spricht jedoch *kein einziges* zeitgenössisches Quellenzeugnis⁶⁴.

Ein weiterer relevanter Ort ist das in den *Annales Fuldenses* genannte „Dowina“, bislang meist als modernes slowakisches „Děvín“ gedeutet. Lautgeschichtlich scheint diese Gleichung aber nicht aufzugehen⁶⁵. Daher verdient der Vorschlag meines griechischen Kollegen Georges Kardaras Interesse, daß es sich hier vielleicht um die slawische Adaption des Namens eines spätrömischen, im Bereich der mittleren Donau gelegenen Ortes „Ad Novas“ gehandelt haben könne⁶⁶.

Wesentlich weniger Beweiskraft besitzen hingegen die Nennungen des Toponyms „Nitra“. Eine Gleichsetzung dieses Ortsnamens, der zuerst in einer Urkunde des Papstes Johannes VIII. aus dem Jahre 880 aufscheint, mit dem zu 829 genannten „Nitrava“ der *Conversio* ist anscheinend aus sprachgeschichtlich-lautlichen Gründen unmöglich, wenn auch Dušan Treštík und Marie Bláhová auf diesem Punkt insistieren⁶⁷. Daher kann Nitra weder als Residenz Pribinas vor 830 noch als solche Sventopulks bis 870 in Anspruch genommen werden.

In keiner Weise ernstzunehmen ist all das, was über „Velehrad“ gesagt worden ist⁶⁸. Dieser erst in böhmischen Legenden des Spätmittelalters erscheinende Ortsname bedeutet schließlich nichts anderes als „große Burg, Stadt“ und kann somit jede größere

⁶² Bowlus: Franks, Moravians, and Magyars 185, 227.

⁶³ So Wolfram (wie Anm. 19) 98. – Ders.: Die Geburt (wie Anm. 80) 273. – Vgl. auch Hanák (wie Anm. 9) 11: „... permitting the Bulgars by treaty to acquire it [Sirmium] in 845.“

⁶⁴ Dazu Bowlus, Charles R.: Rezension von Wolfram, Die Geburt. *Speculum* 64 (1989) 241–244. – Argumente gegen eine weitreichende bulgarische Herrschaft über das östliche Karpatenbecken auch bei Eggers: Das „Großmährische Reich“ 57ff. – Ders.: Das Erzbistum des Method 21 ff. – Lunt (wie Anm. 7) 947.

⁶⁵ Schwartz, Michael: Untersuchungen über das mährisch-slowakische Staatswesen des 9. Jahrhunderts. München 1942, 21 ff. (Südosteuropäische Arbeiten 28). – Richter, Karl: Die böhmischen Länder im Früh- und Hochmittelalter. In: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, Bd. 1. Hrsg. v. Karl Bosl. Stuttgart 1967, 163–347, hier 199 Anm. 10.

⁶⁶ Mündliche Mitteilung vom 1. 2. 1998. – Zum Ortsnamen „Ad Novas“ im heutigen Ungarn Graf, András: Übersicht der antiken Geographie von Pannonien. Budapest 1936 (*Dissertationes Pannonicae* I/5), Karte im Anhang.

⁶⁷ Zur Lautgeschichte Décsy, Gyula: N(y)itra as a River, City, County and Personal Name. *Ural-Altäische Jahrbücher* 57 (1985) 33–39. – Dagegen Třeštík (wie Anm. 11) 89. – Bláhová (wie Anm. 7) 227. – Ihnen sei entgegnet, daß der Salzburger Erzbischof Adalram gemäß den Angaben der *Conversio* ansonsten nur Kirchenweihen im heutigen Westungarn, nicht aber nördlich der Donau vornahm, eben weil er dort nicht zuständig war.

⁶⁸ So gegen Bláhová (wie Anm. 7) 228.

Ansiedlung bezeichnen. Wahrscheinlich benutzten ihn die böhmischen Legenden-schreiber, weil die Residenz Methods in ihren Vorlagen namenlos blieb. Auch wenn der tschechische Ort dieses Namens im Jahre 1985 durch einen Papstbesuch beehrt worden ist, beweist dies noch lange nicht, daß es sich dabei um die ehemalige Residenz von Methodius gehandelt haben muß⁶⁹.

Die inhaltliche Bedeutung des Begriffs „Pannonia“ im Früh- und Hochmittelalter für die Bestimmung von Methods Amtsbereich, aber auch von „Moravia“ selbst wurde in mehreren Besprechungen in ihrer Bedeutung erkannt und gewürdigt⁷⁰. Der Übergang von „Pannonien“ zu „Morava“ (oder griechisch „Μοραβος“) in der Titulatur Methods, der zwischen 879 und 880 ganz klar greifbar wird, ist von Herwig Wolfram verwischt worden. Es handelt sich nicht um einen allmählichen Wechsel von einem „legitimistisch-traditionellen“ zu einem „politisch realitätsnäheren“ Titel, sondern um eine Änderung des territorialen Schwerpunktes innerhalb der Erzdiözese⁷¹. Gerade die Beweislage zur Lokalisierung der Erzdiözese Methods scheint dem Verfasser besonders günstig, und es stimmt sicher nicht, daß „Eggers die Konkurrenz zwischen Rom und fränkischer Reichskirche im ostmittel-/südosteuropäischen Raum nicht richtig erkannt“ hätte. Vielmehr ist dies im Band *Das Erzbistum des Method* durchaus berücksichtigt worden⁷². Auch ist es nicht ganz richtig, daß im Raum von Szeged-Csanád-Sirmium keinerlei schriftliche oder materielle Zeugnisse für eine Passauer oder eine mit ihr konkurrierende kyrillomethodianische Mission existieren würden; Belege für beides können durchaus erbracht werden⁷³.

Wahrhaft erstaunlich bleibt es nach wie vor, daß bereits die geringsten Indizien herangezogen werden, um die letzte Ruhestätte von Methodius wie auch die seines letztendlichen Widersachers Sventopulk im Gelände Mährens auszumachen. Der tschechische Archäologe Luděk Galuška ist der Ansicht, daß ihm dies gelungen sei: Beider Gräber lägen – Vilém Hrubý hatte diese Ansicht bereits vor einer Generation geäußert – in Uherské Hradiště nahe der Kirche von Sady⁷⁴. Die beigebrachten Belege wirken

⁶⁹ Zum Papstbesuch in Mähren und seinen literarischen Konsequenzen siehe Eggers: *Das „Großmährische Reich“* 17. – Lifshitz (wie Anm. 10) 28. – Gleicher Meinung wie der Verfasser ist hier z. B. auch Sedlar (wie Anm. 31) 666.

⁷⁰ Freed (wie Anm. 7) 91. – Lifshitz (wie Anm. 10) 29. – Wolfram (wie Anm. 19) 98 und Koller (wie Anm. 14) 493 fassen das „Pannonien“ in der Titulatur Methods weiterhin im Sinne der antiken Geographie auf, d. h. als ausschließlich rechts der Donau liegend.

⁷¹ Wolfram (wie Anm. 19) 99. – Vgl. dagegen Eggers: *Das Erzbistum des Method* (wie Anm. 4) 60 ff.

⁷² Osterrieder (wie Anm. 8) 116. – Gerade in diesem Bereich sieht er „die bei weitem schwerwiegendsten Einwände“, hatte jedoch Eggers: *Das Erzbistum des Method* noch nicht vorliegen.

⁷³ So Osterrieder (wie Anm. 8) 117. – Vgl. dazu Eggers: *Das Erzbistum des Method* 35 ff. (zur Passauer Mission), 98 ff. (kyrillomethodianische Spuren in Ungarn). – Zu den materiellen Belegen Informationen in der demnächst erscheinenden archäologischen Monographie des Verfassers.

⁷⁴ Galuška, Luděk: *Uherské Hradiště – Sady. Křesťanské centrum říše velkomoravské [Uherské Hradiště – Sady. Das christliche Zentrum Großmährens]*. Brno 1996. – Die sonst sehr verdienstvolle Arbeit von Galuška leidet unter der etwas sensationslüsternen Suche nach dem Grab von Methodius (das aufgrund seiner zwangsläufigen Beigabenarmut wohl kaum je identifiziert werden wird) wie auch von Sventopulk (das wohl, wenn als solches erkennbar,

aber nicht sehr überzeugend. Derartige Zuordnungen von Grablegungen an bestimmte historische Persönlichkeiten, wenn sie nicht durch eindeutige Schriftzeugnisse oder aber aus dem Grabbefund selbst heraus zu verifizieren sind (letzteres trifft etwa beim Childerich-Grab in Tournai zu), bleiben immer eine mißliche Sache.

„Wasserhosen“ und „Erdbeben“, im Zusammenhang mit Methods Wirken und später anlässlich der Vertreibung seiner Schüler in Moravia auftretend, sind von Horace G. Lunt durch die Emendierung einer sonst nicht sinnvollen Textstelle der *Methodvita* bzw. von Otto Kronsteiner durch Verweis auf die *Klemensvita* in die kyrillomethodianische Literatur eingeführt worden; Henrik Birnbaum erachtet sie jedoch als wenig beweiskräftig⁷⁵. Mit dieser Haltung wäre zu vergleichen der von Johannes Reinhart beigebrachte Hinweis auf die (anscheinend überaus häufigen) Erdbeben nahe Brno⁷⁶: Selbst wenn es sich um meteorologische oder geologische Phänomene handelt, welche im Alföld bzw. im weiteren Umkreis von Belgrad und Sirmium keineswegs untypisch sind, werden sie doch abgewertet, weil sie nicht der „traditionellen“ Sichtweise entsprechen.

Natürlich paßt es da ins Bild, daß auch die Flucht der Methodjünger im Jahre 885 – rekonstruierbar aus den Lebensbeschreibungen der direkt betroffenen Opfer Klemens und Naum⁷⁷ – in der Sicht „traditioneller“ Kritiker *nicht* von einem Punkt in der Großen Ungarischen Tiefebene ausgegangen sein kann. (Übrigens steht nirgends geschrieben, daß die Flucht in Neutra begonnen habe, wie Wolfram felsenfest behauptet⁷⁸.) Dem entgegengestellt sei die konkrete Auskunft des *Konstantinos Porphyrogenetos*, daß eine Reise zu Schiff von Belgrad nach Sirmium gerade *zwei Tage* in Anspruch nehme⁷⁹. Die Flußfahrt von der Region um Szeged bis hin nach Belgrad (das Reiseziel der Flüchtlinge nach der *Klemensvita*) hätte also gut die drei in der Vita erwähnten Tage dauern können, kaum jedoch, wenn sie in Mähren begonnen hätte!

Befremdlich ist Herwig Wolframs wiederholtes Insistieren auf der *Heimourkunde*, mit welcher König Arnulf im Frühjahr 888 seinem gleichnamigen Getreuen Immunität und Gerichtsbarkeit „in pago Grunzwiti“ (heute Grünz südlich von Mau-

gerade wegen seiner Beigaben von den Franken, eher aber wohl von den Ungarn kurz nach 900 geplündert worden ist).

⁷⁵ Lunt, Horace G.: Vita Methodii XIV and Waterspouts. Rocznik Slawistyczny 29 (1968) 39–41. – Kronsteiner, Otto: Method und die alten slawischen Kirchensprachen. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 126 (1986) 255–272, hier 258. – Dazu Birnbaum (wie Anm. 14) 191.

⁷⁶ Reinhart (wie Anm. 9) 296. – Wie jeder Kenner der Geologie weiß, gibt es Gebiete häufigerer und seltenerer tektonischer Tätigkeit. Mähren gehört – trotz des gelehrten Zitats von Reinhart – *nicht* zu ersteren. So belehrt einen auch das von ihm benutzte Spezialwerk von Lehner, Martina: „Und das Unglück ist von Gott gemacht ...“. Geschichte der Naturkatastrophen in Österreich. Wien 1995, 82. Ebenda 84 werden dagegen die Ungarische Tiefebene und der Balkan zu den klassischen Erdbebengebieten gerechnet, was Reinhart dem Leser vorenthält.

⁷⁷ Klemensvita, XVI.47. In: Gruckite žitija na Kliment Ohridski. Hrsg. v. Alexander Milev. Sofia 1966, 120. – II. Žitije Nauma. In: Materialy po istorii vozniknovenija drevnejšej slavjanskoj pis'mennosti. Hrsg. v. Petr A. Lavrov. Leningrad 1930, 183f.

⁷⁸ Vgl. Wolfram (wie Anm. 19) 99f. (auch von einer „Überquerung“ der Donau, wie es bei ihm heißt, ist in den Quellen nicht die Rede). – Birnbaum (wie Anm. 14) 191.

⁷⁹ Constantine Porphyrogenitus, De Administrando Imperio, c. 40 (wie Anm. 26), Bd. 1, 176f. – Nach Wolfram: The Image (wie Anm. 27) wäre natürlich auch diese Angabe Unsinn.

tern) verlieh⁸⁰. Zur Erinnerung sei sie nochmals im Wortlaut zitiert: „Ad publicum iam fati comitis mullum scilicet idem Heimo seu vicarius eius legem ac iustitiam exigendam vel perpetranda[m] pergat. Et is forsan de Maravorum regno aliquis causa iustitiae supervenerit, si tale quodlibet est quod ipse Heimo vel advocatus eius corrigere nequiverit, iudicio eiusdem comitis potenter finiatur“⁸¹. Wolfram schließt daraus, Heimo habe die niedere Gerichtsbarkeit über die „Großmährer“ ausgeübt, welche in seinen Immunitätsbezirk am Fluß Traisen kamen. Dies und die Auflage, daß Heimo eine Burg gegen ungenannte Feinde des Reiches errichten sollte, beweise wiederum, daß er „nicht weit“ von einem nördlichen, tschechischen Moravia (wo Wolfram die anonym bleibenden „Feinde“ ansiedelt) hätte residieren müssen. In Wirklichkeit war Heimo um 888 bereits tatsächlich ein Anrainer Moravias geworden – aber nur deshalb, weil Sventopulk schon um 884 seinen Herrschaftsbereich vom Alföld aus über die Donau hinweg auf Transdanubien ausgedehnt und die Grenze gegen das ostfränkische Reich bis zum Wienerwald vorgeschoben hatte⁸². In den anonymen Feinden der Urkunde könnte man übrigens ebenso gut die Ungarn wie die Moravljänen sehen.

Der Brief des Markgrafen Aribo vom Jahre 891, der aus einer kurzen Periode des Einverständnisses zwischen Arnulf und Sventopulk stammt, ergibt wegen der Aussage, daß die zu Sventopulk geschickten fränkischen Botschafter aus dem Osten, „de orientalis partibus“, zu Aribo gekommen seien, nur dann einen Sinn, wenn Moravia in der Ungarischen Tiefebene lag⁸³. Herwig Wolfram verneint dies, weil Markgraf Aribo um diese Zeit nur „für das Gebiet westlich der Raab und im wesentlichen südlich der Donau zuständig“ gewesen sei⁸⁴. Dieses Argument wäre, selbst bei starker Verdrehung der geographischen Terminologie, wie auch dasjenige zur *Heimo-Urkunde* nur dann gegen die Neulokalisierung Moravias zu verwenden, wenn man die oben erwähnte Ausdehnung von Sventopulks Machtbereich nicht berücksichtigt⁸⁵. Diese Expansion wird aber selbst – wenn auch als von Norden (Mähren) und nicht von Osten her kommend – von den Vertretern der „traditionellen“ Richtung nicht bestritten⁸⁶.

⁸⁰ Wolfram (wie Anm. 19) 95f. – So auch schon ders.: Die Geburt Mitteleuropas. Wien-Berlin 1987, 303. – Vgl. zu letzterem Band die Rezension von B o w l u s (wie Anm. 64) 241–244.

⁸¹ Diplomata Arnolfi, Hrsg. v. Paul K e h r. In: Monumenta Germaniae Historica, Diplomata regnum Germaniae ex stirpe Karolinorum 3. Berlin 1940, Nr. 32.

⁸² Eggers, Das „Großmährische Reich“ 250ff. – Ebenso B o w l u s: Franks, Moravians, and Magyars (wie Anm. 3) 290ff. – Dies übersieht Wolfram (wie Anm. 19) 95f., der gegen Leute „in Siebenbürgen, in Ostslawonien oder im Raum zwischen Belgrad und Kostolac“ polemisiert, welche kaum rechtsuchend nach Grünz gekommen wären. Hätte Wolfram Karte 18 im Band über das „Großmährische Reich“ näher betrachtet, würde er sicher nicht von Siebenbürgen, sondern richtiger vom Alföld und Transdanubien gesprochen haben. – Vgl. (Wolfram einmal mehr folgend) auch M ü h l e (wie Anm. 14) 217.

⁸³ Der Brief ediert von S c h w a r z m a i e r, Hansmartin: Ein Brief des Markgrafen Aribo an König Arnulf über die Verhältnisse in Mähren. Frühmittelalterliche Studien 6 (1972) 55–66, hier 57.

⁸⁴ Wolfram (wie Anm. 19) 95.

⁸⁵ Dazu Eggers: Das „Großmährische Reich“ 256ff.

⁸⁶ Vgl. H a v l í k, Lubomír E.: Velká Morava a středoevropská Slované [Großmähren und die mitteleuropäischen Slawen]. Praha 1964, Karten im Anhang.

Warum traf sich Arnulf von Kärnten im Jahre 892 mit seinem Vasallen Brazlav, dem „dux“ des weit südlich von Mähren gelegenen Gebietes an Drau und Save, ausgerechnet in „Hengistfeldon“ nahe Graz, um dort über eine Invasion in das Reich Sventopulks zu beraten („quomodo possit terram Maravorum intrare“)⁸⁷? Diese Ortswahl scheint kaum sinnvoll, wäre nicht Brazlav, der die möglichen Invasionsrouten deutlich machen sollte, ein ortskundiger Nachbar der Moravljänen gewesen⁸⁸. Daß dann anschließend die Gesandten des ostfränkischen Königs zu den Bulgaren ihren Weg, ausgehend von Brazlavs Residenz Siscia, über die Flüsse Odra, Kulpa, Save und Donau gerade deswegen nahmen, weil ihnen der Landweg („iter terrestre“) durch die Nachstellungen Sventopulks („propter insidias Zwentibaldi“) versperrt war, daß also die Flußreise der fränkischen „legati“ keine ganz freiwillige war, geht aus der Quelle selbst klar genug hervor. Deshalb kann Wolfram natürlich gegen die Worte des Annalisten auch keine überzeugende Erklärung im Sinne seiner Theorie geben⁸⁹.

Im Jahre 899 glückte es dem Sohn des „Ostmark“-Grafen Aribo, Isanrich, der sich gegen Kaiser Arnulf empört hatte und in der Festung Mautern gefangengenommen worden war, seinen Bewachern während der Überführung nach Regensburg zu entfliehen. Wie die *Altaicher Fortsetzung der Fuldaer Annalen* vermeldet⁹⁰, gelangte er auf seiner Flucht zu den Moravljänen, die damals schon unter der Herrschaft Moimirs II. standen. Selbstverständlich kann dieser Vorgang nicht als Beweis dafür herangezogen werden, daß Moravia nahe der Donau-Strecke Mautern-Regensburg gelegen habe⁹¹. Vielmehr gewann Isanrich wohl durch die Flucht in einem leichten Boot einen nicht mehr einholbaren Vorsprung vor seinen Verfolgern, zumal wenn diese auf dem Landweg hätten vorgehen wollen⁹².

Über die von ihnen relativ kurz abgehandelte *Raffelstettener Zollordnung* behaupten Herwig Wolfram und Dušan Třeštík, daß sie sich nicht mit „Fernhandelswegen“ befasse und daher die Erwähnung eines „mercatus Marahorum“ keinesfalls weiter entfernte Gebiete (wie etwa am Zusammenfluß von Save und Donau) betreffen könne⁹³.

⁸⁷ Wortlaut in den *Annales Fuldenses, Continuatio Ratisbonense ad 892*. Hrsg. v. Friedrich Kurze. Hannover 1891, 121 (*Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum* 7).

⁸⁸ Ausführlich zu Brazlav Wolfram (wie Anm. 19) 92, ohne jedoch die naheliegenden Schlüsse zu ziehen. Interessant ist seine Ansicht, Brazlav sei Gründer Bratislavas gewesen. Aber käme dann nicht auch die „Mosaburg“ als die „Brezalauspurc/Braslavespurc“ von 907 in Frage, da Brazlav doch immerhin dort seit 896 residierte (so B o w l u s, *Franks, Moravians, and Magyars* 258ff.)?

⁸⁹ Wolfram (wie Anm. 19) 91f.

⁹⁰ *Annales Fuldenses, Continuatio Altahense ad 899* (wie Anm. 87) 132f.

⁹¹ Dies versucht Wolfram (wie Anm. 19) 92f.

⁹² Zu Reisegeschwindigkeiten auf Flußwegen im 9./10. Jahrhundert vgl. Constantine Porphyrogenitus, *De Administrando Imperio* 40 (wie Anm. 26) 176f.

⁹³ Wolfram (wie Anm. 19) 96f. – Třeštík (wie Anm. 11) 91. – Létzterem ist zu entgegnen, daß der Verfasser nirgendwo eine Lokalisierung des „mercatus Marahorum“ in Csanád behauptet hat, ebensowenig die von Třeštík unterstellte absurde Salzhandelsroute. Vielmehr wird von Eggers, *Das „Großmährische Reich“ 311* klargestellt, daß der Markt überall im Bereich Moravias, und zwar wahrscheinlich in Donau-Nähe, gelegen haben kann.

In Wirklichkeit regelt die Urkunde zwar die Interessen der Anrainer einer relativ kurzen Strecke der Donau rund um Raffelstetten (Wolfram spricht von „etwa 150 Quadratkilometern“), doch reichten deren Interessen naturgemäß viel weiter flußauf- und -abwärts⁹⁴. Daneben ging der Blick auch, von der Donau aus gesehen, ziemlich weit landeinwärts, wie beispielsweise die Erwähnung der „Boemani“ und „Rugi“ zeigt⁹⁵.

Betrüblich ist es, wenn damit argumentiert wird, daß sich der „Anerkennung der Theißebene als Zentrum ‚Moravias‘ ... die Besetzung dieses Gebiets durch die Magyaren kurz nach der Landnahme (896)“ entgegenstelle⁹⁶. Zum einen ist nicht genau bekannt, in welchem jeweiligen Jahr die einzelnen Gebiete des Karpatenbeckens von den Ungarn besetzt wurden; der *terminus ante quem* für das Gesamtgebiet ist 908⁹⁷. Zum anderen hat die Archäologie erweisen können, daß die ältesten Funde der „altungarischen Kultur“ im Karpatenbecken sich an zwei Punkten konzentrieren, die gerade außerhalb der vom Verfasser für Moravia erschlossenen Grenzen, und hier insbesondere außerhalb des Wallsystems liegen, welches Moravia nach Norden und Osten abschirmte. Diese beiden Regionen befinden sich am oberen Lauf der Theiß und im Kisalföld, der kleinen Ungarischen Tiefebene⁹⁸. Das spräche also dafür, daß die Theißebene, das Alföld südlich des Wallsystems (vom Verfasser als das eigentliche Moravia angesehen) nicht als eines der ersten Gebiete des Karpatenbeckens in die Hände der Ungarn fiel⁹⁹.

Dem sogenannten „*Presbyter Diocleas*“ aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, welchem der Verfasser einen recht breiten Raum in der Diskussion über die Lage von Sventopulks ursprünglichem „regnum“ in Bosnien und Slawonien einräumte, haben einige Kritiker die Brauchbarkeit als historische Quelle völlig abgesprochen¹⁰⁰. Wenn auch manche Daten des „*Presbyters*“ und vor allem die Art ihrer chronologischen Verknüpfung mit Skepsis zu betrachten sind¹⁰¹, so ist von der bis-

⁹⁴ Zur Donau-Schiffahrt in der Karolingerzeit Mitterauer, Michael: Zollfreiheit und Marktbereich. Studien zur mittelalterlichen Wirtschaftsverfassung am Beispiel einer niederösterreichischen Altsiedellandschaft. Wien 1969 (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 19). – Adam, Hildegard: Das Zollwesen im fränkischen Reich und das spätkarolingische Wirtschaftsleben. Ein Überblick über Zoll, Handel und Verkehr im 9. Jahrhundert. Stuttgart 1996 (Vierteljahresschriften für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 126).

⁹⁵ Hierzu Eggers: Das „Großmährische Reich“ 308 ff.

⁹⁶ So Reinhart (wie Anm. 9) 299.

⁹⁷ Eggers: Das „Großmährische Reich“ 321.

⁹⁸ Schultze-Dörrlam, Mechthild: Untersuchungen zur Herkunft der Ungarn und zum Beginn ihrer Landnahme im Karpatenbecken. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz 35/2 (1988) 373–478.

⁹⁹ Zum Ablauf der ungarischen Eroberung demnächst Eggers, Martin: Beiträge zur Stammesbildung und Landnahme der Ungarn, Teil 2: Die Landnahme. Ungarn-Jahrbuch 24 (1998, im Druck).

¹⁰⁰ Vgl. Birnbaum (wie Anm. 14) 191: „a text of dubious value“. – Bláhová (wie Anm. 7) 227. – Třeštík (wie Anm. 11) 87. – Reinhart (wie Anm. 9) 293. – Mühle (wie Anm. 14) 219. – Osterrieder (wie Anm. 8) 117 f. – Verhaltene Kritik an seiner Verwendung auch bei Freed (wie Anm. 7) 92.

¹⁰¹ Dazu Steindorff, Ludwig: Die Synode auf der Planities Dalmae. Reichseinteilung und Kirchenorganisation im Bild der Chronik des Priesters von Dioclea. Mitteilungen des Insti-

herigen Forschung doch erwiesen worden, daß zumindest Teilabschnitte eine genuine historische Tradition einzelner südslawischer Territorien wiedergeben. Zu diesen rechnet der Verfasser auch den „bosnischen Block“, wobei allein dessen exakte Abgrenzung gegen die benachbarten Textabschnitte, welche andere Territorien betreffen, fraglich ist¹⁰².

Damit zu den genealogischen Fragen, wobei der Verfasser – angesichts der unbestreitbaren Quellenarmut¹⁰³ – sein Modell nur als rein hypothetischen Vorschlag gesehen haben wollte (und auch als solchen gekennzeichnet hat)¹⁰⁴. Für das eigentlich angesprochene Thema ist es nicht wirklich von Belang, ob Tomislav der kroatischen (in dieser Zeit also der „dalmatinischen“) oder aber der bosnischen („pannonischen“) Dynastie entstammte¹⁰⁵. Entscheidend bleibt allein, daß später Traditionen aus dem bosnisch-„häretischen“ Bereich auch im katholischen Kroatien wie im orthodoxen Dioclea (heute Montenegro) eine Heimat fanden, und zwar aufgrund einer gemeinsamen, auch Moravia einschließenden Vergangenheit im weltlichen wie im kirchlichen Bereich. So bleibt denn auch Johannes Reinhart die Antwort auf die Frage schuldig, wie der bosnische Bischof Radogast im Jahre 1189 noch von einem „Privileg“ Papst Johannes VIII. (880) hinsichtlich des Gebrauches der slawischen Liturgie in seinem Amtsbereich wissen konnte, wenn das bosnische Bistum als ehemaliger Bestandteil der methodianischen Erzdiözese nicht über eine Abschrift dieses – vielleicht falsch bezeichneten – Stückes verfügte¹⁰⁶.

Nach den historischen zu den philologischen Argumenten: Johannes Reinhart übte herbe Kritik an den mangelnden slawistischen Fähigkeiten des Verfassers, der sich allerdings auch selbst als „Nichtslawist“ bekannt hatte und nur zum Referieren gängiger Meinungen befugt fühlte (wobei sicherlich einige Fehler unterliefen)¹⁰⁷. Laut

tuts für Österreichische Geschichtsforschung 93 (1985) 279–324. – Ders.: „Liber Methodius“. Überlegungen zur kyrillomethodianischen Tradition beim Priester von Dioclea. Mitteilungen des Bulgarischen Forschungs-Instituts in Österreich 1 (1986) 157–172. – Ders.: Deutungen des Wortes *Dalmatia* in der mittelalterlichen Historiographie. Zugleich über die Synode auf der *Planities Dalmiae*. In: Etnogeneza Hrvata. Ethnogeny of the Croats. Hrsg. v. Neven Budak. Zagreb 1995, 250–261.

¹⁰² Vgl. Eggers: Das „Großmährische Reich“ 182 ff.

¹⁰³ Zu Recht betont bei Birnbaum (wie Anm. 14) 192.

¹⁰⁴ Eggers: Das „Großmährische Reich“ 229 ff. – Heftige Kritik an dieser Genealogie bei Trěštitik (wie Anm. 11) 87. – Mühle (wie Anm. 14) 218 f. – Koller (wie Anm. 14) 495 bestreitet die Relevanz genealogischer Argumentationen für die angesprochenen Probleme generell. – Anders dagegen wieder Arens (wie Anm. 10) 51.

¹⁰⁵ Es sollte doch berücksichtigt werden, daß Herrscherlisten für Kroatien nur bei Porphyrogenetos (10. Jahrhundert), in kroatischen Diplomata (9.–11. Jahrhundert) und ungarischen Quellen späteren Datums überliefert sind.

¹⁰⁶ Reinhart (wie Anm. 9) 295 hält dies für „ein Kabinettstück der Phantasie“. – Nicht nur, daß ein des Lateinischen selbst nicht mächtiger Bischof durchaus lateinkundige Schreiber haben konnte – einen Papstbrief wie „*Industriae tuae*“ konnte man von interessierter Seite durchaus zu einem Privileg umdeuten.

¹⁰⁷ Reinhart (wie Anm. 9) 293 ff.; allerdings fühlt sich Reinhart (ebd. 293, 296 f.) als „Nicht-Historiker“ auch befähigt, über historische Sachverhalte zu urteilen. So ist z. B. die Lokalisierung Moravias im Alfveld durch den Autor nicht etwa „auf einem Ausschlußverfahren gegründet“ – hier erweist sich ein grundlegender Mangel an Kenntnissen der historischen Methodik. – Zu eklatanten Widersprüchen in der Argumentation slawistischer Befür-

Marie Bláhová soll eine vom Verfasser behauptete „enorme Propagierung der kyrillomethodianischen Idee“ in den böhmischen Ländern unter der Regierung Karls IV. und auf seine Initiative hin *nicht* erkennbar sein¹⁰⁸. Das provoziert jedoch unweigerlich die Frage, wie denn eigentlich sonst das plötzliche, signifikante Anschwellen der kyrillomethodianischen Literatur Böhmens (und in deutlich geringerem Umfang auch Mährens) in der betreffenden Zeit zu erklären wäre¹⁰⁹. Sollte es sich dabei vielleicht um eine prähussitische Massensuggestion gehandelt haben? Teilweise Zustimmung fanden dagegen einige Überlegungen zur Entstehungsgeschichte der *Kiewer Blätter*¹¹⁰.

Eine Unterscheidung von West- und Südslawen ist im 9. Jahrhundert nach Meinung einiger Forscher noch nicht möglich, womit alle auf dieser Unterscheidung basierenden Argumentationen hinfällig würden.¹¹¹ Von Horace G. Lunt wurde außerdem angezweifelt, ob man mit Ortsnamen einer bestimmten Form das Vordringen südslawischer Moravljänen bis in die mittlere Slowakei beweisen könne¹¹². Doch auch wenn diese eigentlich nur peripheren Argumente des Verfassers fallen, ist damit noch nicht die Theorie einer massenhaften Invasion slawischer Populationen aus dem Raum südlich der Donau-Save-Linie in die awarischen Kerngebiete des Alfölds und Westungarn erledigt¹¹³. Diese basiert vielmehr ganz überwiegend auf historischer und archäologischer Beweisführung. Wieweit diese slawische Landnahme unter fränkischer Duldung oder gar Mithilfe der Franken stattfand¹¹⁴, läßt sich nicht nur direkt aus fränkischen Quellen erschließen¹¹⁵, sondern auch aus parallel gelagerten Fällen. Denn wie einst die Römer, so schufen auch die Franken entlang der eigentlichen Reichsgrenze – und das war im Südosten die Donau – ein indirekt dominiertes „Vorfeld“ abhängiger Pufferstaaten. Daß dieses Konzept im Falle der Moravljänen nicht aufging, sondern sich sogar gegen seine Urheber richtete, steht auf einem anderen Blatt.

Viele Rezensenten verweisen auf die angeblich entscheidende Bedeutung der Archäologie bei der definitiven Lösung der „Großmähren“-Problematik¹¹⁶. Ihnen

worter der traditionellen Lokalisierung Moravias in Mähren Kronsteiner, Otto: Salzburg und die Slawen. Mythen und Tatsachen über die Entstehung der ältesten slawischen Schriftsprache. Die slawischen Sprachen 2 (1982) 27–51.

¹⁰⁸ Bláhová (wie Anm. 7) 227.

¹⁰⁹ Dazu Eggers: Das „Großmährische Reich“ 365 ff. – Ders.: Das Erzbistum des Method 106 ff. – Vgl. auch Lifshitz (wie Anm. 10) 28.

¹¹⁰ Birnbaum (wie Anm. 14) 192. – Bei Reinhart (wie Anm. 9) 298 werden diese Überlegungen dagegen als Folge „völliger Unkenntnis“ angesehen – offenbar herrscht hier unter den Slawisten keine Einigkeit.

¹¹¹ Lunt, Horace G.: Common Slovene and Common Slavic. Slavistična revija 37 (1989) 7–14. – Vgl. auch Koller (wie Anm. 14) 490 f. – Dagegen läßt Mühle (wie Anm. 14) 217 kurzerhand eine „Isoglossenlinie zwischen dem West- und dem Südslawischen etwa 250 km nördlich der unteren Donau auf der Höhe des ungarischen Donauknies“ verlaufen.

¹¹² Lunt (wie Anm. 7) 947.

¹¹³ So scheint Freed (wie Anm. 7) 92 anzunehmen.

¹¹⁴ Problematisiert von Jähne (wie Anm. 10) 479.

¹¹⁵ Dazu Eggers: Das „Großmährische Reich“ 70 ff.

¹¹⁶ So z. B. Bálint (wie Anm. 13) 997 ff. – Třeštík (wie Anm. 11) 87 f. – Koller (wie Anm. 14) 489. – Becher (wie Anm. 18) 463. – Birnbaum (wie Anm. 14) 192. – Lifshitz (wie Anm. 10) 29. – Strzelczyk (wie Anm. 57) 858, 860. – Collins (wie Anm. 5) 697,

allen sei der dritte Band des Verfassers über die archäologische Seite der „Großmähren“-Frage angekündigt. Darin wird das bereits angesprochene Wallsystem der Ungarischen Tiefebene in Zusammenhang mit gewissen archäologischen Gruppen gestellt. Seine vorübergehende Funktion als Grenzbefestigung Moravias im 9. Jahrhundert, erschlossen aus schriftlichen Quellen des 10. Jahrhunderts, hat offenbar die Zustimmung einiger Rezensenten gefunden¹¹⁷. Seine Errichtung datiert jedoch offensichtlich nicht aus der Zeit Karls des Großen, wie noch 1995 vom Verfasser behauptet¹¹⁸, sondern in die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts, als die Sarmaten mit römischer Hilfe einen Schutzwall gegen die herandrängenden Germanenstämme anlegten.

Weiterhin soll die Lokalisierung des Zentrums von „Moravia“ in Marosvár/Csanád und Umgebung auch archäologisch begründet werden, wobei für eine Mission in diesem Raume während der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts durchaus Zeugnisse beigebracht werden können¹¹⁹. Die Häufung christlicher Spuren an der March ist hingegen, wie vergleichbare Phänomene in der Slowakei und in Westungarn, mit der literarisch gut belegten fränkischen Awarenmission¹²⁰ zu verbinden.

Allerdings müssen die Erwartungen all derer, welche in Hinsicht auf die Möglichkeiten der Archäologie allzu enthusiastisch sind, gedämpft werden: Sie vermag *aus sich selbst heraus* keine Ethnien oder gar staatliche Einheiten nachzuweisen, kann also als eigene Disziplin weder für die eine noch die andere Theorie betreffs der Lage Moravias eine Entscheidung erbringen. Dies wäre ihr nur in Verbindung mit völlig eindeutigen Belegen aus den schriftlichen Quellen möglich. Gerade hierin liegt ja aber die Problematik der ganzen „Großmähren“-Debatte! Was aber möglich ist und versucht werden soll, ist der Nachweis, daß die archäologischen Befunde mit der Neulokalisierung Moravias in der Ungarischen Tiefebene kompatibel sind, ihr also nicht widersprechen; und daß dort die wichtigsten archäologischen Voraussetzungen erfüllt sind, die aus den Schriftquellen zu erwarten wären¹²¹.

1232. – Innes (wie Anm. 6) 209f. – Mühle (wie Anm. 14) 218. – Osterrieder (wie Anm. 8) 116 ff., letzterer konkret bezogen auf die kyrillomethodianische Mission. – Einzig Wolfram (wie Anm. 19) 88 Anm. 106 warnt vor den Gefahren der „vermischten Argumentation“, die dem Verfasser durchaus bekannt sind, von Wolfram als einem „Nicht-Archäologen“ aber offenbar überschätzt werden.

¹¹⁷ Lifshitz (wie Anm. 10) 28. – Zurückhaltender Jähne (wie Anm. 10) 479f. – Ablehnung bei Trěštík (wie Anm. 11) 87.

¹¹⁸ Vgl. Eggers: Das „Großmährische Reich“ 168 ff. – Die dortige, späte Datierung zu Recht kritisiert von Jähne (wie Anm. 10) 480. – Der Verfasser bleibt aber bei seiner Ansicht einer *Wiederherstellung* des Walles unter Karl dem Großen; weitere Überlegungen in der angekündigten archäologischen Arbeit.

¹¹⁹ Dies vor allem gegen Osterrieder (wie Anm. 8) 116f.

¹²⁰ Dazu Brackmann, A.: Die Anfänge der Slawenmission und die Renovatio Imperii des Jahres 800. Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 9 (1931) 72–87. – Zagiha, Franz: Die bayerische Slawenmission und ihre Fortsetzung durch Konstantin und Method. Zur Geschichte Kyrills und Methods und der bayerischen Ostmission. Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 9 (1961) 1–56, 247–276. – Kollautz, Arnulf: Awaren, Franken und Slawen in Karantanien und Niederpannonien und die fränkische und byzantinische Mission. Carinthia I 156 (1966) 232–275.

¹²¹ Diese Erkenntnis verdankt der Verfasser vor allem einer Diskussionsrunde in Freiburg (März 1998) unter Leitung von Prof. Dr. Heiko Steuer und Prof. Dr. Thomas Zotz, denen hiermit herzlich gedankt sei.

THE DEPORTATION OF CZECHOSLOVAK CITIZENS
TO THE SOVIET INTERNMENT AND PRISON CAMPS,
AND THE STRUGGLE FOR THEIR REPATRIATION, 1945–1950¹

By *Milada Polišenská*

Czechoslovakia had not been at war with the Soviet Union. Its status, officially, was that of a liberated ally. In some way or other which I never fully understood – as a result, perhaps, of the great popularity Beneš enjoyed in the Western countries – the impression got about in the West that an independent government was being re-established in that country. It was an assumption for which I saw no evidence ... What little we were able to learn, furthermore, about what was occurring in that part of Czechoslovak territory occupied by Soviet forces made it evident that every device of infiltration, intimidation, and intrigue was being brought into play with a view to laying the groundwork for establishment of a Communist monopoly of power in that country ...

George F. Kennan: *Mem o i r s*, vol. 2, 254f. (Boston 1967).

On May 8, 1944, Czechoslovakia and the Soviet Union concluded a treaty on the relationship between the Czechoslovak government and the Soviet commander-in-chief after the Red Army's entry into Czechoslovak territory during its liberation. The treaty stated that after the end of immediate military operations, all power would be in the hands of Czechoslovak authorities. In particular, paragraph No. 7 of this treaty stated that the civilian population would be under Czechoslovak jurisdiction, even in cases of crimes against Soviet soldiers. However, after the Red Army's arrival in the early spring of 1945, the treaty was not honored and its provisions were violated.

At the end of military operations in Czechoslovakia, Soviet authorities began a campaign to arrest and deport Czechoslovak civilians to the Soviet Union. The regions most affected by deportations were Central and Eastern Slovakia, and Prague. The local authorities did not ignore these events and repeatedly requested a halt to such operations. On June 5, 1945, General Bohumil Boček, Chief of the General Staff of

¹ My research on the repatriation of Czechoslovak citizens from the internment and prison camps in the Soviet Union from 1945 to 1950 was made possible by a generous grant from the Central European University, awarded in 1992 and 1993. This article is an enlarged version of my paper "The Deportation of Czechoslovak Citizens to the GULAG, 1945–1950", presented at the Conference on Central and Eastern Europe, University of South Florida, Sarasota, Florida, on April 3, 1997. The first results of my research on this topic were published in my article "Pohlčení stalinskou mocí. Českoslovenští občané deportovaní do internačních táborů na území SSSR a československé ministerstvo zahraničí 1945–1950" [Czechoslovak citizens in the Soviet internment and prison camps and the role of the Czechoslovak Foreign Ministry, 1945–1950]. *Mezinárodní politika* 11 (1991) 26f.

the Czechoslovak Armed Forces informed the Czechoslovak Ministry of Foreign Affairs about the arrest and deportation of Czechoslovak citizens by the Red Army. Boček asked the Foreign Ministry to take the steps to halt the arrests and requested that the treaty of May 8, 1944 be respected by the Red Army. Boček demanded that deported Czechoslovak citizens be returned immediately². These protests failed to generate any positive response.

From the beginning, the Czechoslovak and Soviet positions in respect to repatriation of deported civilians were contradictory. The Czechoslovaks demanded that all of their deported citizens be unconditionally returned. The Czechoslovak government asked that the Soviets submit a list of individuals they had detained, and concentrate them for repatriation. Czechoslovak diplomats pushed for the adoption of this plan of action, but with little effect; the Soviets refused to solve the dispute in this manner. The Soviets required the Czechoslovak side to provide the lists of the names and addresses of the deported and interned people. Only after these materials, including identification numbers, names and locations of camps, were provided would the Soviets start negotiations³. Soviet demands led to an impasse for it was impossible to meet these conditions. How could the family members or the Czechoslovak government know the identification and the location of the camps in which the deported persons were kept? During the summer and fall of 1945, as the documents in the Foreign Ministry's Archives in Prague demonstrate, the family members of the internees were still trying to find out what happened and where their fathers, brothers, and daughters had disappeared. In cases where whole families were deported, or even whole villages, like Vyšný Blh in Slovakia, the search for Czechoslovak citizens was even further delayed. Often, people did not realize that their family members or neighbours had been deported to the Soviet Union. Many people disappeared without a trace. Overjoyed that the war was over and anxious to assist their Slavic brothers, men volunteered to help the Soviet liberators as interpreters, to repair their cars, or to reconstruct damaged railroads and highways. After they finished their tasks, however, many did not return home and were deported.

The inflexibility of the Soviet negotiators, plus the need to act forced the Czechoslovak government into meeting unreasonable Soviet requirements. Starting in the middle of 1946, the Czechoslovak government was able to develop quite effective methods in this respect. At the same time, the Czechoslovak diplomats did not abandon the position that it was a moral duty to intervene for every deported Czechoslovak citizen without exception, and continue to demand that the Soviets had to unconditionally release all Czechoslovak deported civilians. However, starting from the middle of 1947, growing pressure by Communists within the Czechoslovak government led to a complete change in official attitudes toward this problem, and to the adoption of the Soviet position requiring selective repatriation. The goal of this article is to examine the peripetia of the struggle for the repatriation of Czechoslovak citizens from GULAG (*Gossudarstvennoe Upravleniye Lageryami*; State Administration of the Camps) and

² Archives of the Ministry of Foreign Affairs of the Czech Republic (further AMFA), U.S.S.R. 1945-1959, box 37, folder 4.

³ Report of the Czechoslovak Embassy in Moscow from October 15, 1945. AMFA, U.S.S.R. 1945-1959, box 37, folder 3.

to document the gradual incorporation of Czechoslovakia into the Soviet sphere of influence.

Although the Soviets argued that it was impossible to register the Czechoslovak internees because they were dispersed all over the huge territory of the Soviet Union, my research indicates that the Soviet regime did not want to release the interned Czechoslovaks this way. An examination of documents on the administration of the NKVD (Narodnyi Kommissariat Vnutrennikh Del; People's Commissariat for Internal Affairs) camps⁴ suggests that Soviet organs were actually able to compose the list of the Czechoslovak internees, and could have passed the data along in Czechoslovakia. GULAG records clearly show that in the camps, registration of internees by national groups was a routine. The Soviet authorities did have the records available, and it was possible for them to submit the names of the people whom they had arrested and deported from Czechoslovakia. Moreover, the Czechoslovak deportees were not as widely dispersed as the Soviet diplomats claimed. For the most part, they were concentrated in a few camps in the Donbas area of the Ukraine, and in the Dzhauzhikau and Nuzal camps in the Northern Osetiya. They also were in several places in the Vologodskaya oblast, in particular in the Cherepovets camps. My research indicates that it certainly would have been possible for the Soviets to organize the transfer of all deported Czechoslovaks back to their homeland. As the Czechoslovak Embassy in Moscow reported, both the Soviet Ministry of Foreign Affairs ("MID", Ministerstvo Innostrannykh Del) and the Governmental Repatriation Office refused to take any steps toward the repatriation of these citizens, unless the Czechoslovak authorities submitted the current address of the persons to be repatriated⁵.

The first indications of the locations of the camps and the names of people interned there appeared during 1946, when some of them happily returned and the first messages arrived. Until then, family members tried everything possible to find out where their relatives were. People wrote letters to institutions in Slovakia (mainly to the Presidium of the Slovak National Council), and in Prague (such as Red Cross, Presidential Chancellery, Ministry of Interior, and Ministry of Social Welfare) to search for their loved ones. This correspondence was forwarded to the Ministry of Foreign Affairs which was in charge of the agenda of repatriation. Most of these letters were written by wives or by parents. The ages of the deportees ranged from sixteen- and seventeen-year old boys and girls to seventy-year old men.

Due to Soviet intransigence, individual interventions were the only alternative left to repatriate those deported. The chance to be repatriated depended on whether the person was lucky enough to inform someone in Czechoslovakia about his or her location, and whether this information was submitted to the Ministry of Foreign

⁴ I have examined particularly the record group "NKVD Administration of Prisoners of War and Internees" (UPVI NKVD SSSR: Upravleniye dlya voennoplennykh i internirovannykh Narodnogo komissariata vnutrennikh del SSSR) in the Center of Storage of the Historical and Documentary Collections (Tsentr khraneniya istoriko-dokumentalnykh kollektsiy) in Moscow (former Central State Special Archives). I also researched in the Archives of the Ministry of Foreign Affairs of the Russian Federation, and in the Gossudarstvennyi Arkhiv Rossiiskoi Federatsii in Moscow.

⁵ AMFA, U.S.S.R. 1945-1959, box 37, folder 3.

Affairs. As the flow of requests for intervention grew, local governments were instructed how to proceed. The data from letters of family members or local authorities (mostly local burgermeisters, local police stations or professional circles, such as the Association of the Slovak Railroad Employees, and the Association of the Slovak Teachers), were summarized in the lists and transmitted through the Czechoslovak Embassy in Moscow into Soviet hands. The Soviet Embassy in Prague was used much less frequently for transmitting the information.

On March 26, 1946, the Czechoslovak Ambassador in Moscow, Jiří Horák, saw the Soviet Vice-Minister of Foreign Affairs Andrei Vyshinsky (the notorious chief prosecutor of the political trials of the 1930's) and asked him to intervene on behalf of the Czechoslovak internees. Horák's Memorandum of Conversation⁶ illustrates the hopelessness of the situation:

I have negotiated with Vyshinsky on Czechoslovak citizens interned in the U.S.S.R. I stated that in this matter, we already had submitted to the Soviet Foreign Ministry three notes, a detailed memorandum and I intervened seven times orally in person and stressed the problems our Government is dealing with. Vyshinsky answered that according to the data of Soviet authorities, there are only 513 persons left in the Soviet Union, which is the number stated in the Soviet note from January 30. Against his statement I argued, that our Government was receiving continuously new lists of interned persons, and besought the Soviet Government to solve the whole situation in a great-hearted and high-principled way. Those who are guilty will render an account to the Czechoslovak courts. Vyshinsky objected that it was almost impossible to determine the locations of the persons dispersed in the huge territory of the Soviet Union. I argued that according to our information there were in the Stalin Works # 234-241 several hundred of interned Czechoslovak citizens. Vyshinsky promised this would be examined and said we will be informed. To the high-principled way of the solution, he said that he would discuss the question with other respective authorities.

Horák concluded his memorandum by noting the Soviet lack of cooperation and said, "I consider this to be one of the top priorities of the Embassy, which will work on this problem with maximum effort" (translated from Czech by the author).

In 1946, all attempts to persuade the Soviets return the deported Czechoslovaks or at least to submit the precise lists of their names, failed. Therefore, the Czechoslovak government launched a large campaign of registration of all the missing citizens. Every three months, the local police stations and local governments had to announce all missing persons and had to submit the names and data of those who returned. The forms were to be returned periodically to the Foreign Ministry, which summarized them and transmitted them to the Soviet Union. This was the only way to bring home as many of the deportees as possible. Without this initiative, the number of those who were finally repatriated would have been much smaller. It was an effective answer to the Soviet unwillingness to inform the Czechoslovak side about whom the Soviet authorities had arrested. In the second half of 1946, the first people finally returned from the Soviet Union and, thanks to the information they provided, more precise names and locations of the camps were available.

⁶ Memorandum of Conversation of Ambassador Jiří Horák from March 26, 1946. AMFA, U.S.S.R. 1945-1959, box 37, folder 3.

The Czechoslovak government struggled to analyze the fragmentary information and to organize it systematically. On April 19, 1946, the Foreign Ministry sent a secret analysis of the known data on deported and interned people to the Ministry of National Defense⁷. This report divided the Czechoslovak citizens interned in the Soviet camps into two categories: prisoners of war, and civilians who were arrested in Czechoslovak territory by the Red Army or by the NKVD and deported to the Soviet Union. These two major categories were broken into subcategories such as „persons considered, by the Soviet authorities, to be prisoners of war.“ Among them were civilians who had been deported by the Germans to Hungary to labor on fortifications. The advancing Red Army captured many of these individuals.

Unfortunately, the Czechoslovak position itself was weakened as the domestic political tensions grew. The gradual pressure from Czechoslovak Communists, supported by the Soviet Union, influenced many crucial and politically sensitive questions, including the agenda of repatriations. Vladimír Clementis, one of the top Communist leaders, appointed from 1945 to 1948 as State Secretary to the Foreign Ministry, constantly undermined the position of the Czechoslovak Ambassador in Moscow. By 1947, the Communist influence in the Foreign Ministry was obvious. Within the Ministry of Interior, the Communist position was even stronger. In the Spring of 1947, the Czechoslovak Foreign Ministry's officers in charge of the agenda of repatriations noticed the first major signal that the Czechoslovakia's governmental repatriation philosophy might have been challenged. In March 1947, the Ministry of Interior suddenly claimed the right to decide whether negotiations for repatriation of individuals should commence. The Foreign Ministry's desk officers considered the demand of the Interior "as not very convenient, because it weakens our position in the negotiations with the Soviets. Our stand which we hold against the Soviets is based on the paragraph number seven of the treaty from May 8, 1944"⁸. The Foreign Ministry finally stopped openly arguing with the Interior Ministry, so "that unnecessary abstract debates do not postpone even more the return of the interned people to the home country, which would result in a loss of moral values"⁹.

This first serious conflict between the Interior and the Foreign Ministries in the matter of repatriations concentrated thus in the debate on the "statement on national and political reliability". The Foreign Ministry's approach was that "it is necessary to intervene for every Czechoslovak citizen if the statement on national and political reliability of that person issued by the local national committee is included in the file"¹⁰. The purpose of this statement was to confirm whether the person had collaborated with the Nazi regime or not. The result of this debate was a compromise, which was in fact a victory for the Communists, since the Ministry of Interior was authorized to approve preliminary lists of persons on whose behalf the Foreign Ministry would intervene.

⁷ Secret urgent information of the Czechoslovak Ministry of Foreign Affairs for the Ministry of National Defense from April 19, 1946. AMFA, U.S.S.R. 1945-1959, box 37, folder 4.

⁸ Memorandum for the State Secretary Vladimír Clementis from March 18, 1947. AMFA, U.S.S.R., 1945-1959, box 38, folder 6.

⁹ *Ibidem*.

¹⁰ *Ibidem*.

Many of the deported people, in particular in Slovakia, had been, more or less, working for the government of the Slovak State, or were members of the Hlinka Guards during World War II. On the other hand, many victims of deportations were politically indifferent people. The resistance fighters against Fascism, even Jewish survivors of the Holocaust who just returned from the concentration camps were arrested by the NKVD and deported to the Soviet Union.

Many people were deported as victims of neighborhood jealousies and grudges after being pointed out to the Soviets as supporters of Nazi policy. The Czechoslovak Foreign Ministry continued to repeat at every occasion that the potential guilt of deported people must be investigated and judged by Czechoslovak courts, and that therefore even the alleged Nazi collaborators must be repatriated.

During the first months of 1947, the repatriation program finally moved forward. The Soviet Government's Representative for the Repatriations, General Golubiev, agreed that the repatriation would be carried out in the Luisdorf camp (near Odessa). The repatriation had to be observed by an officer of the Czechoslovak Embassy. Usually it was the second secretary, Emil Schulz, who needed to ask months in advance at the Soviet Foreign Ministry for permission to visit the camp. This example illustrates how the Soviet bureaucracy slowed and complicated the return of deported civilians. The policies of influential Czechoslovak authorities, for example those of the Ministry of Interior, played into the Soviet hands. The Czechoslovak Ministry of Interior required that an extra step should be included: a final approval issued by the Ministry of Interior in Prague to each candidate for repatriation. This meant that an extra step was unavoidable after all the paperwork was completed. The Czechoslovak Foreign Ministry struggled to avoid this requirement and argued that it would be an unnecessary duplication of procedure. Finally, the Ministry of Foreign Affairs and the Ministry of Interior concluded a compromise solution. They agreed that a permission from the Ministry of Interior would be required just in "dubious cases, as for example in the case of a person not speaking Czech or Slovak ..."¹¹. From this camp in Odessa, the repatriates were transported by train to the station at Čop on the Czechoslovak-Soviet border, where they were released into the hands of Czechoslovak authorities. The other route was through the camp in Sighet, Rumania. The majority of repatriations was completed between the fall of 1946 and fall 1947.

The Communists in the Ministry of the Interior applied constant pressure on the desk officers of the Foreign Ministry to make the repatriation as selective as Moscow wanted. The Czechoslovak diplomats were in a very difficult position, since the Czechoslovak side was far from united and undoubtedly undermined by the Communists. The conflicts between the Foreign Ministry and the Ministry of Interior reached a climax later in 1947. On November 21, 1947, a major interministerial meeting was held in the Foreign Ministry in Prague¹². Officials responsible for repatriation met in the Černin Palace to discuss the repatriation from the Soviet Union. This meeting was critical due to the basic difference in the approaches of the Foreign Ministry and the

¹¹ *Ibidem*.

¹² Minutes from the meeting, AMFA, U.S.S.R., 1945-1959, box 38, folder 7, file number 240.893-I-1.

Ministries of Interior and Defense. The participants included the chief of the Foreign Ministry's Fifth Department, which was in charge of repatriations from the Soviet Union, Dr. O. Pára, and desk officers Dr. Jan Danko and Dr. Bartoň. Minister-Counsellor Kašpárek represented the Czechoslovak Embassy in Moscow and contributed his experience with negotiating the repatriation and intervening for Czechoslovak citizens at the Soviet Foreign Ministry. The Ministry of Interior was represented by the chiefs of the departments, Dr. Skořepa and Dr. Chudoba, and by three lower ranking officers. The Ministry of National Defense was represented by Lieutenant-Colonel Gráf, the Ministry of Social Welfare representative was Dr. Šatava.

After a dramatic debate, the representatives of the Ministries of National Defense and Interior pushed through a program in support of the Soviet attitude on the repatriations. The unconditional return of all Czechoslovak civilians deported in the Soviet Union, supported by the Foreign Ministry, was rejected. The arguments of the Foreign Ministry that 900 persons out of 1,500 had already returned, and the process of repatriation which finally started to be productive would be slowed down if the changes were implemented, did not succeed. The selective approach won. The Interior representatives presented the selective repatriation as a matter of national security, and assured participants that they had already approved the repatriation of 4,000 people. If they were to be given the authority, they said, the entire process could be accelerated and would last no longer than one month. After this meeting, the Ministry of Foreign Affairs transferred the agenda of repatriations from its political department into its administrative unit. The issue of repatriations, which was on the top of Ministry's priorities, became now "just a problem of management and transportation."¹³

There were permanent discrepancies between the number of people actually repatriated and those supposed to be repatriated. The Czechoslovak Embassy in Moscow constantly protested to the Soviet Foreign Ministry because it was not given this information. In particular, there was a lack of data on transportation of interned Czechoslovaks. The Soviets submitted figures which did not correspond to what the Czechoslovak border authorities recorded. The differences were enormous, amounting to thousands of people. The highest ranking Soviet officer responsible for the repatriation agenda, General Golubiev, declared on June 11, 1948, that the Soviet Union sent to Czechoslovakia 91,560 people, 44,157 of whom were prisoners of war and interned civilians¹⁴. It was impossible for the Czechoslovak authorities to verify those figures. A difference of 32,000 people was not explained. The Czechoslovaks declared that by the end of 1948 the Czechoslovak border authorities had checked in a total of 12,246 persons, including both prisoners of war and internees. According to the Czechoslovak data, 2,699 out of that number were Slovaks, 2,318 were "reslovakisants", e.g. Hungarians who declared an intention to change their nationality for a Slovak one; 4,517 were Hungarians, 204 Germans, 58 Ruthenians and 4 were classified as "others". At that time however, the Soviets came forward with another number of repatriated Czechoslovaks: 55,517. The Czechoslovak Foreign Ministry was hesi-

¹³ *Ibidem.*

¹⁴ AMFA, U.S.S.R. 1945-1959, box 39, folder 8.

tant to accept the Soviet data. From 1945 to January 7, 1949, according to the Czechoslovak data, the Soviets sent to Czechoslovakia via the railway station of Čierna nad Tisou, 3,426 prisoners and internees. Of these, 931 arrived by September 14, 1948, and later, in seven transportations, another 2,495¹⁵.

On April 29, 1949, the Czechoslovak Embassy in Moscow announced that the Soviet side had officially declared the completion of repatriations of prisoners of war and interned people. Therefore, the Soviet authorities would not accept lists of prisoners of war and internees any longer¹⁶. The Czechoslovak Foreign Ministry and Ministry of National Defense argued that "our consideration of the repatriation as completed would depend on how many prisoners and interned persons did not return yet"¹⁷. The Soviets, however, considered the repatriation to be over, and that was decisive. The agenda of repatriations drastically changed. The lists of people to be repatriated ceased to appear. When a repatriation was negotiated, it was always considered as an individual and exceptional case. The hope that the Red Cross could be used to continue repatriations failed. The Czechoslovak Red Cross had a very bad experience with its Soviet counterpart, who demonstrated a complete lack of cooperation. The Czechoslovak Red Cross was in charge of the search for persons overlooked in the Soviet Union in 1948. It sent daily about 15–20 letters to the Soviet Red Cross. However, in July 1949 the Czechoslovak Red Cross reported that no missing person was found whatsoever, no case was completed yet, and that for more than three months no mail had arrived from the Soviet Red Cross¹⁸.

Upon the conclusion of the repatriation, two Czechoslovak diplomats from the embassy in Moscow, Vaško and Štefan, paid a visit to the chief of the Soviet Government's Office for Repatriation General Golubiev¹⁹. Counselor Vaško asked him for a final summary. General Golubiev offered the following Soviet data, which again drastically differed from which Golubiev himself had claimed in June, 1948. Now, he said, the total number of repatriated Czechoslovaks was 49,300 persons. Out of this number, 11,971 were prisoners and interned persons, 1,791 Hungarian prisoners of war, and 35,538 were "liberated persons". Golubiev failed to precisely define this last category. The Czechoslovak diplomats pointed out the obvious discrepancies in the Soviet data and Golubiev agreed to verify the numbers and present an official report. However, the major point of the conversation was for Golubiev something else: the repatriation from Czechoslovakia into the Soviet Union.

The Soviets demanded that Czechoslovakia was to deliver into their hands the Russian or Ukrainian nationals who had lived in Czechoslovakia since the 1920s. General Golubiev said it clearly: the cooperation of the Czechoslovak government in bringing the ethnic Russians, Ukrainians and Belorussians into the Soviet Union would be indispensable. First, Czechoslovakia should submit the lists of the Russians and Ukrainians living in Czechoslovakia. Golubiev warned that

¹⁵ Information of the Fifth Department for the Minister of Foreign Affairs Vladimír Clementis from February 9, 1949. AMFA, U.S.S.R. 1945–1959, box 39, folder 2.

¹⁶ Memorandum from December 19, 1949. AMFA, U.S.S.R. 1945–1959, box 39, folder 7.

¹⁷ AMFA, U.S.S.R. 1945–1959, box 39, folder 2.

¹⁸ AMFA, U.S.S.R. 1945–1959, box 38, folder 12.

¹⁹ *Ibidem*.

the local institutions especially might have different personal or other reasons including perhaps the sentimental ones to be not sufficiently willing to cooperate, considering the known fact that the Czechoslovaks have a positive attitude toward the Soviet people who found often in Czechoslovakia their home, married Czechoslovak women and have children. All of them will be summoned to be interviewed and the list of the people to be repatriated will be set up.

Golubiev stated that the Soviet Union would consider the next Czechoslovak applications for repatriation from the Soviet Union according to Czechoslovak cooperation in this matter. The Czechoslovak Ambassador to the Soviet Union, Bohuslav Laštovička (a Communist appointee who replaced Jiří Horák), recommended that the Ministry of Interior "instruct in an adequate way the local authorities on cooperation with the Soviet repatriation mission". Due to Communist infiltration, it was no wonder that the Czechoslovak Ministry of Interior did the utmost to cooperate with the Soviets. In 1949, one year after the Communist take-over in Czechoslovakia, when Stalin's personal cult had reached its climax, the Czechoslovak official reaction hardly could have been anything other than cooperation.

How could the Czechoslovak government permit the deportation of its citizens? Did the government work effectively enough for the return of its deported civilians? Given the military and political situations, the Czechoslovak authorities probably could hardly have prevented the deportation from happening. My research documents show clearly that the Red Army and the NKVD units openly violated the Czechoslovak-Soviet treaty of May 8, 1944. In many cases the Soviet elements blatantly misused the Czechoslovak local authorities when they asked for temporary labor to work on local routes or railroads. Often, the people who volunteered to help the liberators were deported without reason. However, in many cases the Czechs and Slovaks reported their own neighbors as Nazi collaborators. My study did not focus on the Nazi collaboration as a particular phenomenon. My position is that even in the case of an individual's support of the pro-Hitler regime in Slovakia, the Red Army and the NKVD had no right to deport any Czechoslovak citizens to the labor camps. Czechoslovak citizens were, as the Czechoslovak-Soviet treaty of May 8, 1944 stated, under all circumstances subject to Czechoslovak jurisdiction.

The Czechoslovak point of view requiring the unconditional return of all Czechoslovak citizens was fully justified. However, the gradual incorporation of Czechoslovakia in the sphere of Soviet influence caused the policy of some influential Czechoslovak institutions to change. Until then, the Czechoslovak government considered bringing the deported civilians home as quickly as possible to be a priority and a moral issue. All the other questions, such as suspicion of an individual's cooperation with the government of the Slovak State during World War II were to be solved by Czechoslovak institutions after the repatriation. The change in procedure that occurred in the middle of 1947 meant the adoption of Stalinist principles.

The coerced deportation of the so-called "white emigration" was a particularly tragic case. These people, predominantly of Russian, Ukrainian or "Baltic" ethnicity, had lived in Czechoslovakia for decades, mostly since the 1920s. They were Czechoslovak citizens. Many of them were arrested and deported by the Red Army and NKVD elements immediately after the liberation. Others were deported later, as a result of pressure from the Soviet government. There was no chance for their return. In 1945

and 1946, Czechoslovakia frequently intervened for their repatriation. The Soviets stubbornly refused to negotiate, and declared such negotiations to be politically unsuitable. After 1946, the Czechoslovak interventions ceased.

The situation of the deportees was both tragic and paradoxical. Because they were civilians they did not have the status of prisoners of war, but they actually were treated by the Soviets as prisoners of war, even though they were citizens of a friendly²⁰ country. Once they got into the Stalinist machine, they were a priori and automatically considered as enemies of the Soviet state and treated as such. I think that one reason for large scale deportations of the civilian population was the Soviet Union's need for labor.

The main reason for the deportations, however, was geopolitics. Czechoslovakia fell into the sphere of Soviet interests and began to be treated as a satellite. The political context, and in particular the class principle hidden behind the deportation of civilians, is obvious: among the victims of deportation were in particular the Hungarians from Slovakia, Jews, ethnic Russians and Ukrainians from the Czech lands, judges, notaries, teachers, high school teachers, railroad station chiefs, policemen, medical doctors, priests, pharmacists, veterinary doctors, bookkeepers, shopkeepers, high school students. Those were ethnic, political or occupational groups that the Communists considered to be the class enemies or at least the potential betrayers of the working-class interests. Many people living behind the Iron Curtain, nourished only by the Communist interpretation of history, justified the use of prisoners of war for the reconstruction of the Soviet economy. One of the common arguments was that prisoners of war were soldiers of the Wehrmacht and its allies – the Slovak and Hungarian armies –, and therefore expropriation of their labor was correct. The deported civilians were officially considered as collaborators with the Nazis, and their fates did not usually inspire much sympathy among uninformed people. This topic was taboo, and no research or publication about it was possible. The Communist interpretation of the liberation of Czechoslovakia was oriented exclusively on glorification of the Red Army. Communist propaganda, literature, poetry, creative arts, cinematography and historiography depicted for decades a black and white picture of the liberation of Czechoslovakia, and nothing could have been allowed to damage the glorious illusion about the liberators.

The Soviet Union kept the alleged prisoners of war after the deadline for release of all prisoners of war expired in 1948. The Soviets have always denied this fact. The Soviet Union has been openly criticized for this policy. One of the main platforms for

²⁰ The Soviet Union did recognize the Slovak State which was established on March 14, 1939. In July 1941, this recognition was withdrawn by the Soviet Union which recognized the Czechoslovak Government in exile in London. The Allied repudiation, in the summer of 1941, of the Munich agreement, established the political and legal continuity of the First Republic and Beneš' presidency. On December 12, 1943, the Treaty on Friendship, Mutual Assistance and Postwar Cooperation was signed between the Czechoslovak and Soviet Governments. On May 8, 1944, an agreement was signed which stipulated that the Czechoslovak territory liberated by the Soviets would be placed under Czechoslovak civilian control, to which reference has been made at the beginning of this article.

the criticism was the United Nations General Assembly²¹. Of course, any criticism was rejected by the Soviet Union as imperialist propaganda, and the Soviet satellites including Czechoslovakia always stood at the Soviet side. Only under President Mikhail Gorbachev did the Soviet Government publicly admit that POWs were kept in the Soviet Union much longer than the international agreements allowed. However, the perestroika and glasnost leaders refused to admit that civilians from foreign countries were interned in the camps. The situation changed only after the collapse of Communism: in the countries of the Soviet bloc, topics related to the Soviet Union ceased to be taboo, and Soviet archives were finally made accessible to historical researchers.

²¹ All the German POW had to be repatriated by the end of 1948, but the Soviet Union did not respect this deadline. In 1950, the Governments of the United States, Great Britain, France and Australia stated at the General Assembly of the United Nations that the Soviet Union did not respect the conclusions of the Geneva and Hague Conventions on Prisoners of War and interned persons. In the same year, Chancellor Konrad Adenauer officially asked the Soviet Union to inform him about the fate of more than one-million German POWs who were still missing. In May 1950, the Governments of the United States, Great Britain and France submitted to the Soviet Union a note asking for the establishment of an international institution for the investigation of POWs in the Soviet Union and at the same time mentioned the interned civilian persons who had been deported from their home countries.

DISKUSSION

DIE TSCHECHOSLOWAKISCHE DEMOKRATIE AUS DER SICHT DER HISTORIKER

Die bekannte Prager Historikerin und Direktorin des T. G. Masaryk-Instituts der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, Eva Broklová, ist auch die Autorin einer der in der Tschechischen Republik gegenwärtig einflußreichsten Studien über die Erste Tschechoslowakische Republik. Gleichzeitig gehört sie zu den schärfsten Kritikern der im Collegium Carolinum entstandenen Studien zu verschiedenen Fragen der tschechoslowakischen demokratischen Tradition. Die Herausgeber der Zeitschrift Bohemia haben deshalb Frau Broklovás Kritik aufgegriffen und die betroffenen Autoren um ihre Stellungnahme gebeten. Im folgenden werden zwei Arbeiten von Frau Broklová – mit ihrem freundlichen Einverständnis ins Deutsche übersetzt – sowie die Stellungnahmen von Ferdinand Seibt, Peter Heumos und Eva Hahn den Lesern zur Information und als Anregung zur weiteren Diskussion vorgelegt.

Die Herausgeber

DIE INTERPRETATION DER PROBLEME DES POLITISCHEN SYSTEMS DER ERSTEN TSCHECHOSLOWAKISCHEN REPUBLIK DURCH DREI DEUTSCHE HISTORIKER

Von Eva Broklová

Zur Analyse der Problematik eines politischen Systems gehört auch die Auseinandersetzung mit der Literatur, d. h. mit der Forschung, ihren Methoden und dem Begriffsapparat, die bei der Bearbeitung dieses Themas angewandt werden. Nach dem Jahr 1989 haben vor allem diejenigen Probleme an Aktualität gewonnen, die die deutsche Geschichtsschreibung in den Vordergrund stellt, die dann ihre Informationen über die tschechische bzw. tschechoslowakische Problematik an eine breitere Weltöffentlichkeit weitergibt. In unserem Zusammenhang geht es in erster Linie um die Interpretationen deutscher Historiker, die sich als Bohemisten alle an der Arbeit der deutsch-tschechischen Historikerkommission und deren Fachkonferenzen beteiligt haben. Diese Historiker ziehen in ihren Arbeiten nicht die Möglichkeiten in Betracht, über die ein demokratisches System bei der Lösung gesellschaftlicher Probleme verfügt, sondern untersuchen im Vergleich mit einer Art Idealstaat und in vielen Fällen mit inadäquaten Begriffen und Kategorien die Mängel dieses Systems. Ein derart

beschriebenes demokratisches System ordnen sie dann in ein Kontinuum der Entwicklung der tschechoslowakischen Gesellschaft zum Totalitarismus ein. Unberücksichtigt bleiben in der folgenden Analyse die Standardwerke deutscher Historiker, die nicht daran zweifeln, daß die tschechoslowakische Demokratie mit ihrer offenen Gesellschaft eine ausgleichende Regelung aller Probleme ermöglichte (E. Nolte, doch auch der österreichische Rechtshistoriker F. Ermacora, der im übrigen die Tschechoslowakei in vielerlei Hinsicht sehr kritisch betrachtet).

Mit den Analysen des tschechoslowakischen politischen Systems und vor allem den dabei benutzten Instrumenten, d. h. den Begriffen, Kategorien, dem Umgang mit den Quellen usw., muß man sich nicht nur deshalb beschäftigen, weil die Autoren, um die es hier geht, das Fehlen kritischer Rezensionen zu ihren Arbeiten als Zustimmung zu diesen und eventuell als die Übernahme ihrer Bewertungen und Schlußfolgerungen betrachten (die Rede ist hier besonders von der Produktion des Collegium Carolinum – im weiteren CC), sondern auch deshalb, weil der größte Streit in der tschechisch-deutschen Historikerkommission gerade die Erste Tschechoslowakische Republik betraf. Wie Professor Křen in seinem Vortrag zum Thema *Náčrt česko-německých dějin* (Abriss der tschechisch-deutschen Geschichte) am 6. November 1996 ausführte, gründeten sich die bisherigen Interpretationen der Ersten Republik nach Auffassung von Professor Lemberg auf die deutschen Gravamina, die gegen ebendiese Republik vorgebracht wurden. Eine ähnliche Meinung habe ich auf der Konferenz über die politischen Systeme Ostmittel- und Südosteuropas im Herbst 1993 in Lambrecht (in der Polemik mit P. Heumos) geäußert, und ich kann mir vorstellen, welches Maß an kritischer Selbstreflexion dazu bei einem deutschen Historiker erforderlich ist. Gleichwohl sind Reste der Interpretation, die auf der deutschen Einstellung zur tschechoslowakischen Demokratie beruht, auch in einem Teil der tschechischen Literatur fest verankert; dazu gehören die Einschätzung der tschechisch-deutschen Koalition des Jahres 1926 als „Kuhhandel“, die Möglichkeit, den Deutschen in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre entgegenzukommen und ihre Stellung als Minderheit, keineswegs jedoch als die Frage ihrer Gleichberechtigung als tschechoslowakische Staatsbürger zu regeln, ferner die Interpretation des Wahlmodus der Verhältnismäßigkeit als eines für alle Bereiche geltenden Prinzips (verhältnismäßiger Anteil der Deutschen in den Behörden, der Studenten in den Schulen usw.).

Wie bekannt, hat die tschechische und deutsche Historikerkommission unlängst gemeinsame Thesen zur Interpretation der Geschichte der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei im 20. Jahrhundert erarbeitet. Es ist nur zu bedauern, daß während der sechsjährigen Tätigkeit der Kommission keine Möglichkeit gefunden wurde, wenigstens eine Sitzung dem Vergleich des tschechoslowakischen politischen Systems mit dem deutschen und dem österreichischen demokratischen System im Zeitraum vor der Errichtung eines autoritären Regimes in Österreich und des nationalsozialistischen in Deutschland zu widmen. Im Rahmen eines solchen Vergleichs würden die Parameter der Bewertung der tschechoslowakischen Demokratie deutlichere Gestalt annehmen¹. Die Analyse des tschechoslowakischen Systems im Zusammenhang mit

¹ In den Jahren 1993–1996 habe ich über dieses Thema Vorlesungen an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät gehalten und in verkürzter Form im Rahmen eines Vortragszyklus der

anderen Systemen führt nämlich zu überraschenden Ergebnissen. Der Vergleich schafft die Möglichkeit, Phänomene, die in isolierter Form im tschechoslowakischen demokratischen System problematisch erscheinen – vor allem die Funktion des Parteiensystems einschließlich des „Parteienstaates“ –, in einem günstigeren Licht zu sehen, und daraus konnten entsprechende theoretische Schlußfolgerungen gezogen werden (Broklová 1997). Dagegen haben es ein anderes Herangehen an die Problematik demokratischer Systeme und das Unterlassen eines Vergleichs der Systeme ermöglicht, die nach 1989 erschienenen Arbeiten über die Erste Tschechoslowakische Republik allgemein als Lobgesänge und Hagiographien einzustufen. Vorbehalte gegen die „glanzvolle Wiederauferstehung der Ersten Republik“ meldet ein Mitarbeiter des CC an, P. Heumos, der diese „demokratische Insel in einem Meer faschistischer und halbfaschistischer Staaten“ problematisiert (Heumos 1995, 136). Meine 1992 erschienene Untersuchung *Československá demokracie* (Die tschechoslowakische Demokratie) wurde dann als „Schönreden“ der ersten ČSR bezeichnet (Hadler 1995, 15).

Eine der Wurzeln der unterschiedlichen Beurteilung des tschechoslowakischen politischen Systems liegt in den unterschiedlichen theoretischen Ausgangspositionen und dem sich daran anschließenden inadäquaten Gebrauch der Instrumente für die Analyse. Dabei habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt – zuletzt auf einem internationalen Kongreß in Innsbruck im Oktober 1996² –, mich davon zu überzeugen, daß das für die Studie *Československá demokracie* (Broklová 1992) gewählte Verfahren, das sich grundsätzlich nicht von den Thesen unterscheidet, die Professor Dr. M. Trapl zu der Tagung in Hodonín vorgelegt hat, zu den Standardverfahren zählt. Ich erwähne dies deshalb, weil P. Heumos gerade dieses methodische Vorgehen bei der Untersuchung eines Systems als veraltet bezeichnet (Heumos 1993). Er räumt ein, daß die großen Umbrüche in die Sphäre der politischen Geschichtsschreibung gehören, aber man könne sie „nicht anders erklären als mit Hilfe sozio-politologischer Forschung“ (Heumos 1996, 25). Anhand einer Analyse des Vorgehens der drei Autoren versuche ich zu zeigen, daß am geeignetsten ein querschnittartiges Verfahren ist, das sowohl die Theorie als auch die entsprechende begriffliche Ausrüstung in Betracht zieht, aber zugleich die historischen Fakten und die historische Entwicklung nicht außer acht läßt.

In dem Bereich der Historiographie, den ich für die heutige Sitzung ausgewählt habe, haben wir es mit drei Vorgehensweisen zu tun, die sich in verschiedenen Momenten überlappen.

I. Das konservative Herangehen an die Problematik der ČSR und die unversöhnliche Einstellung zu diesem Staat. Diese Interpretation, die vor allem von den deutschen

Masaryk-Gesellschaft im Jahr 1996. – Vgl. auch Broklová, Eva: Srovnání politických systémů Československa, Německa a Rakouska v období 1918–1933/4 [Ein Vergleich der politischen Systeme der Tschechoslowakei, Deutschlands und Österreichs im Zeitraum 1918–1933/4]. *Moderní dějiny. Sborník k dějinám 19. a 20. století 1994*, 73–84. – Dies.: Německá a československá meziválečná demokracie [Die deutsche und die tschechoslowakische Zwischenkriegsdemokratie]. *Politologická revue* 1995/2, 17–28.

² Internationale Tagung Republikbegriff und Republiken seit dem 18. Jahrhundert im europäischen Vergleich zum Millenium.

Beschwerden ausgeht, ist auf der allgemeinen Ebene eine Deutung der tschechoslowakischen Demokratie, die auf antidemokratischem Denken als der politischen Partitur einer nichtdemokratischen politischen Kultur beruht. Sie gründet in vieler Hinsicht in dem gleichen Denken, das die Grundlage der deutschen Haltung zur Demokratie bildete, und zwar zur Weimarer, österreichischen und tschechoslowakischen Demokratie. Die besonderen Züge dieser Kritik ergeben sich aus den Problemen des Zusammenlebens von Deutschen und Tschechen, deren Wurzeln wiederum in antidemokratischen Einstellungen und Werten liegen. Als Vertreter dieser Richtung kann man Ferdinand Seibt bezeichnen. Die konservative Vorgehensweise besteht darin, daß sie am meisten den einstigen Standpunkt der sudetendeutschen Politiker gegenüber der ČSR reflektiert.

II. Ein Ensemble von Thesen, die auf der Anwendung des Apparats der politischen Wissenschaft beruhen, und geringer Respekt vor den historischen Fakten charakterisieren die Einstellung von P. Heumos zum tschechoslowakischen politischen System, die praktisch ein ganzes Jahrzehnt unverändert geblieben ist. Er versucht zu zeigen, daß das demokratische System der Ersten Republik keineswegs aus äußeren, sondern aus inneren Gründen zusammengebrochen ist. Mit diesen Gründen befaßt er sich. Neben einigen Momenten des antidemokratischen Denkens, vor allem bei Überlegungen über die Struktur des politischen Systems, benutzt er zur Kritik des tschechoslowakischen demokratischen Systems Begriffe der politischen Wissenschaft, die zum Teil Probleme der Demokratie überhaupt zum Ausdruck bringen und häufig verkürzt und ungerechtfertigterweise auf die Zwischenkriegsdemokratie appliziert werden. Vertieft in seine Interpretation, übergeht er die historischen Fakten und die tatsächliche Entwicklung des politischen Systems. Die Thesen sind vom Material her nicht bewältigt, die allzu allgemeinen Begriffe erfassen die historische Wirklichkeit nicht primär und können sie nicht erfassen, sondern wenden sich als Waffe gegen ihn. Historikern, die in der allerüblichsten Weise mit historischen Quellen arbeiten, verleiden diese Thesen den Gebrauch – unter Umständen den falschen Gebrauch oder die Bildung eigener Termini (z.B. repräsentativer Parlamentarismus anstatt repräsentative Demokratie) – politologischer Begriffe wie intermediäre Sphäre, parochiale Kultur oder Parochialismus und gedanklicher Konstruktionen, die wenig verständlich sind³. Sie betrachten dann diese Thesen, die keine Analyse der Probleme sind, als kompakt und undurchlässig.

Als gewichtigsten und problematischsten unter historischem und demokratietheoretischem Aspekt muß diese Schlußfolgerung von Heumos betrachtet werden: „Das gesellschaftlich-politische System [es geht um eine Demokratie mit einer offenen Gesellschaft – E.B.] stieß als Ganzes an die Grenzen seiner Problemlösungskapazität“ (Heumos 1996, 28).

III. Durch die Errichtung großer umwertender Theorien ohne systematische Arbeit mit historischen Quellen, aber auch der Literatur versündigt sich Eva Hahn (Schmidt-Hartmann) gegen das Handwerk des Historikers.

³ Schon im Jahr 1994 habe ich seinen Gebrauch von Begriffen als Errichtung von Erkenntnisbarrieren, keineswegs als Mittel der Analyse gewertet (Broklová 1994, 405).

Ad I. Im ersten Kapitel seiner Arbeit *Deutschland und die Tschechen* (Seibt 1993) stellt sich F. Seibt zunächst die Frage, warum die Tschechen eine kleine Nation sind (S. 29). Dem durchschnittlich gebildeten Bürger der alten Bundesrepublik ist nach Seibt das nationale Bewußtsein der Tschechen und Slowaken unbegreiflich. In der abschließenden Passage über unsere Kleinheit (S. 31) sagt er, die Tschechoslowakei sei nicht nur ein kleiner Staat und die Tschechen und Slowaken eine kleine Nation: „Sie sind zugleich schicksalhaft auf das engste mit ihrem großen Nachbarn verbunden.“ Beiseite läßt er, daß die Nachbarschaft mit Deutschland für alle seine Nachbarn schicksalhaft war – für kleine und große (Frankreich). Bei der Beurteilung der Probleme des politischen Systems gilt die grundlegende Orientierung: keineswegs nichtdemokratisch-demokratisch, sondern national, deutsch-tschechisch-slowakisch. Diese Orientierung macht es unmöglich, auf die Spannung zwischen Tschechen und Deutschen in der Ersten Republik unter dem Gesichtspunkt zu blicken, daß diese durch den unterschiedlichen Zustand und die unterschiedliche Entwicklungsrichtung dieser nationalen Gemeinschaften bedingt waren, was sich auch an der unterschiedlichen Haltung gegenüber den Maßnahmen zeigte, die der moderne Staat durchführte und die in höherem Maße gerade die Deutschen betrafen und als antideutsch interpretiert wurden (z. B. die Probleme der Aktivisten mit der Konfiszierung des Waldbodens, die Abschaffung des Adels u. ä.).

Die Arbeit hat auch eine Reihe von Vorzügen. In den 13 Thesen zur böhmischen Geschichte (S. 17–27) finden wir einige bedeutsame Formulierungen, die geschichtliche Akte genauer widerspiegeln, als dies in der tschechischen (tschechoslowakischen) Historiographie üblich ist. Dazu gehört die Schaffung der Republik aus den böhmischen Ländern und der Slowakei (Seibt 1993, 19), was viel besser der Bezeichnung des Nationalrates in Paris (Conseil des Pays Tchèques, später: Tchécoslovaques) und dem Wortlaut des Friedensvertrages (Volk ... und es werden Länder genannt, keineswegs Tschechen und Slowaken) entspricht. Auch der Hinweis auf den bemerkenswert stabilen Parlamentarismus und die des Respekts werte Sozial- und Staatspolitik (ebenda, S. 20) unterscheidet sich von P. Heumos. Seibt macht darauf aufmerksam, daß sich die Deutschen schon in den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie nach ihrem Namen absonderten (ebenda). Statt der Zugehörigkeit zu einem Land wurde die sprachliche Zugehörigkeit betont (Deutschböhme, Deutschmährer, Deutschschlesier), was gewöhnlich bei der Akzentuierung des Zusammenhangs zwischen den deutschen separatistischen Tendenzen und der Entstehung des tschechoslowakischen Staates übersehen wird. Seibt weist darauf hin, daß durch München tausendjährige Grenzen zerschlagen wurden. Die Sudetendeutsche Heimatfront bezeichnet er als von Anfang an antiparlamentarisch (Seibt 1993, 21). Man könnte selbstverständlich noch mehr Beispiele dieser Art anführen, ebenso allerdings auch solche, die eher ideologischen Charakter haben und die Übernahme alter Behauptungen darstellen.

Seibt belastet seinen Text weder mit Theorien noch mit den für die Beschreibung eines demokratischen Systems üblichen Begriffen (um dieses demokratische System geht es auch dem Autor nicht in erster Linie, obwohl es auch ihn betrifft). Die Feststellung, die Welt der drei Kaiserreiche vor dem Ersten Weltkrieg habe Parlamente, aber nicht das grundlegende Gesetz der parlamentarischen Souveränität gekannt (Seibt 1993, 228),

reflektiert die Situation in diesen Ländern, die nicht bereit waren, die Konsequenzen der Industrialisierung im politischen Bereich durchzuführen und so den Modernisierungsprozeß zu vollenden. Als grundlegenden Fehler, der die tschechoslowakische Innenpolitik von Anfang an systematisch belastete, bezeichnet er den Umstand, daß sie auf der Mehrheitsentscheidung beruhte. Die angeführten Behauptungen über die tschechische Minderheit, gegebenenfalls über eine künstliche Mehrheit, verwandeln sich bei Seibt in die These, die tschechische Mehrheit sei im Parlament auf eine deutsche und eine slowakische Minderheit gestoßen, was die Entwicklung der parlamentarischen Mehrheit und ihre Wandlungen außer acht läßt (d. h. den überwiegenden slowakischen Konsensus mit der ČSR und nach einer bestimmten Zeit den Konsensus von mehr als zwei Dritteln der deutschen Wähler und die Beteiligung deutscher Parteien). Diese Feststellung steht im Widerspruch zu den Ergebnissen der Forschung über die Entwicklung des slowakischen Konsensus bis zum Jahr 1938 (Broklová 1993). Ausdruck dieser Bewertung ist der Gebrauch der Verbindung „Mehrheitsdemokratie“ für die Bezeichnung der Demokratie der Ersten Republik, ohne daß diese analysiert wird, wobei er feststellen würde, daß gerade der Ersten Republik auf dieser Ebene eher die Bezeichnung „Verhältnisdemokratie“ entsprechen würde. Die Mehrheit – und hier verwechselt er die Tschechen und eventuell die Slowaken als nationale Mehrheit mit der demokratischen Mehrheit, die sich auf der Grundlage der politischen Willensäußerung der Wähler in den Wahlen herausbildete und an der sich nach einer bestimmten Zeit auch die aktivistischen deutschen Parteien beteiligten – ist für Seibt in der Kombination mit den komplizierten Prinzipien der Nationalität unannehmbar. Für das demokratische tschechoslowakische System benutzt er am häufigsten den Begriff „System“, in der gleichen Weise, wie dieser mit verächtlicher Bedeutung von den Zeitgenossen für das Regime des Weimarer Deutschland benutzt wurde. Die Behauptung, die Zahl der deutschen Abgeordneten im Prager Parlament sei unveränderlich festgelegt worden, ist insoweit falsch, als diese Zahl von der Zahl der Einwohner abhing. Im Parlament entfiel ein Vertreter auf 50000 Einwohner (in Deutschland auf das Doppelte dieser Zahl). Die statische Wahrnehmung dieser Verhältnisse durch die Übernahme des nationalen Standpunktes verhindert zu sehen, daß es gerade die nationale Haltung der deutschen Sozialdemokraten war, die beispielsweise eine Verbindung der deutschen und der tschechoslowakischen Sozialdemokratie unmöglich machte, die zu einem Überschreiten der Grenze zwischen der erwähnten Mehrheit und den Minderheiten hätte werden können.

Die ČSR anerkannte zwar die Gleichberechtigung des Einzelnen, ignorierte aber Seibt zufolge die reale Existenz „sprachlich-nationaler Kollektive“, die nicht nur eine gemeinsame Kultur, sondern unmittelbar Politik betreiben wollten. Hier stößt freilich das deutsche antidemokratische Denken (Nation, das Kollektiv ist mehr als das Individuum) mit einer liberal-demokratischen Konzeption zusammen. Die „Gemeinschaft“ in diesem Verständnis war mehr als eine demokratische Gesellschaft, die den nationalen Organismus durch politische Parteien zerteilte, Geschichte fand im Rahmen dieser Konzeption als Auseinandersetzung zwischen den Nationen statt usw. In diesem Kontext hatte allerdings die Tschechoslowakische Republik – mochte sie noch so gut im demokratischen Sinne organisiert sein (Teilung der Macht und verfassungsmäßig gesicherte Menschenrechte) und eine offene Gesellschaft darstellen – keine Chance.

Im Zusammenhang mit der Applikation der Sprachenverordnungen wird selbstverständlich die Politik der Nadelstiche erwähnt, die nach Auffassung von Seibt häufig in einen Antagonismus einmündete (S.280). Diese Schlußfolgerungen finden wir als berechtigte Argumente auch bei tschechischen Historikern (Kural 1993, Křen 1994). Es ist die Frage, ob der Antagonismus als Folge der Politik der Nadelstiche in München und die anschließende Okkupation einmünden mußte. Ob dieser Antagonismus nicht seine Voraussetzungen in einem schon davor gegebenen antidemokratischen Denken hatte, in einer anderen politischen Kultur, d. h. in einem anderen Verständnis von Nation, Gemeinschaft, Organismus, mit dezisionistischen Elementen, in einer neuen Politik, einer neuen Freiheit und im Nationalsozialismus.

Der Nachweis der Überbürokratisierung und Überzentralisierung durch das Zitieren der Auffassung der Feindin Hitlers, Elizabeth Wiskemann (S.280), ist wissenschaftlich nicht überzeugend und unter dem Gesichtspunkt der Methode zweifelhaft. Das einzige Maß für den Zentralismus kann der Vergleich mit anderen politischen Regimen in der gleichen historischen Zeit sein, worum ich mich bemüht habe. Gerade im Zusammenhang mit dem Verhältniswahlssystem wurden nach dem Ersten Weltkrieg die großen unitarischen Staaten mit einer dezentralisierten öffentlichen Verwaltung errichtet. Die ČSR war also keine Ausnahme. Groß-Berlin wurde ebenso aufgebaut wie Groß-Prag und andere böhmische Städte, wo dies die Deutschen allerdings als Stärkung des tschechischen Elements in den Städten durch die Einbeziehung der Vororte interpretierten. Bei der Konstatierung der antideutschen Ausrichtung der Bodenreform (S.280) spricht der Autor vom „Verlust deutschen nationalen Bodens“ und läßt beiseite, daß diese Reform als Teil der Auseinandersetzung mit dem Feudalismus auch in anderen Ländern durchgeführt wurde (in Deutschland führten diese Reform nach dem Jahr 1945 die Alliierten durch). Zugleich sind die Zahlen über die neuen Eigentümer in dieser Hinsicht nicht eindeutig überzeugend.

Für die Beurteilung des Aktivismus, der gegenwärtig in dem Bemühen, positive Momente zwischen Tschechen und Deutschen zu finden, offensichtlich etwas überschätzt wird, ist das Eingeständnis der Ratlosigkeit der deutschen Abgeordneten der sogenannten staatstragenden Parteien (S.290) in der Mitte der zwanziger Jahre bedeutsam: „... jeder Sudetendeutsche ist gleichzeitig irredentistisch und opportunistisch“. Ebenso Seibts anschließende These, die Deutschen seien am Ende des ersten Jahrzehnts nicht für die Staatsidee gewonnen gewesen (S.295). Zugleich konstatiert Seibt Anzeichen des Interesses der Deutschen an einer pragmatischen Regelung. Die zeitgenössische Einschätzung des Christlichsozialen Professor Mayr-Harting aus dem Jahr 1926, der Eintritt deutscher Politiker in die Regierung müsse als Anerkennung der ČSR durch die Deutschen interpretiert werden, steht dazu in einem gewissen Maße im Widerspruch. Nach Seibts Auffassung wirkte Präsident Masaryk integrativ, und unter seiner Präsidentschaft erreichte die ČSR den höchsten Punkt der Anerkennung seitens der deutschen Bürger (S.296). Die Feststellung, die sudetendeutsche Kommunität habe die Vergangenheit nicht bewältigt, wird etwas durch die Verwendung von solchen Begriffen entwertet, durch deren Vermittlung Seibt in vieler Hinsicht die negative Einstellung dieser Kommunität zur Demokratie zwischen den beiden Kriegen und die Interpretation der Geschehnisse übernimmt. Beispielsweise erwähnt er die „Staatstreue“ der SdP (Seibt 1993, 333). Kritisch hat sich dazu schon

Jan Křen geäußert (1994, 306), und vor allem wird diese Behauptung durch die ältere Publikation von Ciller aus dem Jahr 1939 widerlegt (Ciller 1939). Dieser Autor führt an, daß sich die DNSAP im Jahr 1918 in einen sudetendeutschen und einen alpenländischen Zweig teilte und beide Teile bald ihre Verbindungen zu A. Hitler wiederherstellten. In der ČSR vertrat den nationalsozialistischen Gedanken die SHF Henleins. Als Beginn der Bewegung bezeichnet Ciller das Jahr 1890.

Ohne Überprüfung in der leicht zugänglichen Literatur (im Unterschied zu den Möglichkeiten der tschechischen Historiker) wird die Geschichte des Memoires III (das schweizerische Vorbild für die ČSR) wiederholt und im Zusammenhang damit die Frage nach der politischen Ethik Masaryks aufgeworfen. Abermals wird so Hitlers Hirngespinnst von den Lügen zu bestätigen versucht, mit denen der tschechoslowakische Staat seine Existenz begonnen habe⁴.

Es hätte keinen großen Sinn, in der Aufzählung der Mißdeutungen und Irrtümer der Arbeit fortzufahren, die sich offensichtlich nicht auf das Studium der Quellen gründet, sondern deren Ausgangspunkt a priori gegebene Einstellungen sind.

Ad II. In einem Beitrag für die Brüner Konferenz im September 1995, die dem Thema *100 let Masarykovy České otázky* (100 Jahre Masaryks Tschechische Frage) gewidmet war, habe ich mich mit Masaryks sozial-ethischer Dimension der Demokratie und dem sogenannten autoritären Potential des tschechoslowakischen demokratischen Systems beschäftigt, das im Mittelpunkt der Interpretation von Heumos steht. Während die deutschen Historiker bis zu Fritz Fischer (1977) zu zeigen versucht haben, daß das nationalsozialistische Regime eine diskontinuierliche Erscheinung in der deutschen Geschichte darstellt, formuliert P. Heumos die These, daß das in seinen acht Thesen beschriebene autoritäre Potential der Ersten Republik (Heumos 1996) die Voraussetzung für die nachfolgenden undemokratischen Regime der Zweiten Republik, des Protektorats, der volksdemokratischen und der sozialistischen Republik bildete (Heumos 1995 u. a.). Demgegenüber betont die tschechische historische Wissenschaft unter den Bedingungen der Demokratie die Kontinuität der Demokratie und ihrer Werte, die unter außenpolitischem Druck unterbrochen wurde. Ein autoritäres Potential ist in allen Regimen enthalten, aber in unterschiedlichem Ausmaß, und kann ohne Berücksichtigung der Bedingungen in einem gegebenen Staat nicht als realer Faktor gewertet werden. Auch die Rückkehr der tschechischen (tschechoslowakischen) Gesellschaft zur Demokratie – wann immer dies möglich war – zeugt davon, daß die tschechische Demokratie ein konstitutiver Wert der tschechischen nationalen Identität und Staatlichkeit ist. Sie ist einer der stabilen Bestandteile eines funktionierenden Systems kollektiver Symbole.

Als einer der Faktoren, die die Übernahme der nichtdemokratischen Regime der Zweiten Republik und des Protektorats sowie das Akzeptieren des Kommunismus erleichterten, wirkte sich Heumos zufolge Masaryks sozial-ethische Dimension aus. Diese Dimension sollte in der Ersten Republik den niedrigen Grad der Formalisierung der Politik und von Demokratie überhaupt kompensieren. In diesem niedrigen Grad sieht Heumos sogar das „wesentliche Spezifikum des tschechoslowakischen Typus

⁴ Einen Artikel zu diesem Thema habe ich im ČČH publiziert (Broklová 1994).

von Demokratie“ (d. h. eigentlich einer auf Delegation beruhenden Demokratie im Sinne O'Donells). „Daß parlamentarische Interessenbildung und -abstimmung in der Ersten Republik nicht als geregeltes Prozedere [! – E. B.] begriffen wurden, sondern als Prozeß, der sich ... vor allem auf ‚Vertrauen‘ gründete, auf eine interpersonal erfahrbare Kategorie also, liegt ebenso auf der Ebene dieses Denkens wie die Tatsache, daß die Kontrolle der kodifizierten verfassungsrechtlichen Normen sehr schwach ausgebildet war ...“ (Heumos 1989, 13). Eine Vorstellung von einer angemessenen Normenkontrolle entwickelt er jedoch nicht. Gerade für die Demokratie ist kennzeichnend, daß die Machtverhältnisse nicht ausschließlich durch die geltenden demokratischen Prinzipien des Normensystems der Verfassung bestimmt werden. Aus den Ansprüchen, die Heumos auf die Regulierung der Macht erhebt, wird hinreichend klar, daß er Demokratie als Zustand einer Gesellschaft und in diesem Sinne die Bedingung einer erfolgreichen Demokratie seit den Zeiten Perikles' nicht kennt oder nicht kennen will. Dies entspricht dem deutschen Begriff von Kausalität (schlecht kann nur ein schlechtes System enden) im Unterschied beispielsweise zur englischen Kausalität, in der das Geschehen als Ergebnis der Tätigkeit von Menschen betrachtet wird, und zur Sicherung der Demokratie in der gegenwärtigen deutschen Verfassung nach den Erfahrungen in der Weimarer Republik. Demgegenüber war Masaryks Verständnis von Demokratie dem englischen Verständnis ähnlich. Dem entspricht bei Masaryk eine Äußerung über die Demokratie, in der man sich nicht nur auf Gesetze verlassen könne. Beneš benutzte für den gleichen Zusammenhang die englische Formulierung „men, no measures“.

Von den Beiträgen Heumos' zum tschechoslowakischen politischen System werden wir uns mit den Thesen befassen, die er auf der internationalen Konferenz in Lambrecht (Broklová 1994, 404f.) vorgetragen hat: „Pluralistische Machtorganisation als Garant der Demokratie?“ (Heumos 1995) und seine acht Thesen unter dem Titel *Zhroucení jednoho systému* (Der Zusammenbruch eines Systems – Heumos 1996).

Die Faktoren, die er anführt, sind antiliberalen Vorstellungen über den Staat und bis zu einem gewissen Maße auch dem antidemokratischen Denken sehr nahe. Das Anzweifeln der demokratischen Struktur bildete auch einen Bestandteil des deutschen antidemokratischen Denkens in der Zeit Weimars. Ein auffälliges Kennzeichen der Struktur der Ersten Republik sieht Heumos in der übermäßigen Fragmentierung des Parteienwesens und des gesamten intermediären Systems, also der Interessenorganisationen aller Art. Mit der Fragmentierung des Parteienwesens habe ich mich schon in den Anmerkungen zu einem Beitrag von Heumos und vor allem in einem Artikel für den Sammelband zum 65. Geburtstag von Jan Křen (Broklová 1997) auseinandergesetzt. Unter methodologischem Aspekt ist es unverzeihlich, daß er in seiner These über die hohe Fragmentierung des Parteienwesens nirgendwo einen Index der Fragmentierung anführt, der eine objektive Festsetzung des Ausmaßes der Fragmentierung ermöglichen würde. Aus dem Vergleich der Indices der Fragmentierung in den einzelnen Parlamentswahlen vor allem mit dem Index der Fragmentierung im Jahr 1946 geht hervor, wie ich gezeigt habe, daß er diesen Faktor überschätzt. Am niedrigsten war der Index gerade in diesem Jahr, als es sich um ein geschlossenes Parteiensystem, eine Art Vorstufe zum Totalitarismus handelte. Als Hauptmangel der Thesen

von Heumos über die Fragmentierung betrachte ich das Desinteresse am tatsächlichen Verlauf der Geschichte und die Uneindeutigkeit des Wertes der Fragmentierung. Ohne die konkrete historische Entwicklung in Betracht zu ziehen, haben Fragmentierung und ihr Ausmaß keinen Aussagewert. Noch viel problematischer ist die Fragmentierung des intermediären Systems oder die Fragmentierung der Gewerkschaften, die Heumos ebenfalls als nachteilig für die Demokratie betrachtet. In den Fachpublikationen gibt es Muster für die Berechnung des Indexes der politischen Parteien, aber für die Fragmentierung des intermediären Systems ist etwas Derartiges nicht festgelegt worden.

Der Autor vergleicht diese Fragmentierung auch nicht mit dem Stand in anderen Ländern. Er spricht „von der strukturellen Schwäche des intermediären Systems der Tschechoslowakei nach 1918, dessen Partikularität zwar durch nationale Integration aufgehoben werden konnte, das aber – wie der Fall des *Národní souručenství* zeigt – keine politische Identität besaß“ (Heumos 1994, 227).

Dazu: 1. Im Widerspruch zu diesem Urteil steht schon Heumos' Behauptung von der Durchdringung des intermediären Systems durch die bedeutenderen politischen Parteien, und man kann sich dann nur schwer vorstellen, daß dies nicht auch seine Politisierung zur Folge hatte. 2. Die Partikularität des intermediären Systems, wenn wir dieses Urteil ohne Vergleich mit einem anderen System hinnehmen, wurde in der Ersten Republik durch nationale Integration in Gestalt der Beteiligung der wichtigsten staatstragenden Parteien an den parlamentarischen Mehrheiten und den Koalitionen ausgeglichen (dies würdigen wir vor allem im Vergleich mit den Problemen des demokratischen Systems in Österreich und Deutschland). Deren Programm war nichts weniger als die Bewahrung des demokratischen Systems, was gelungen ist, solange es nicht von außen zu einem massiven Angriff auf den tschechoslowakischen Staat kam. Das *Národní souručenství*, das Heumos anführt, gehört zu einer anderen Epoche, zur Zeit des Protektorats. Diese Organisation war mit der Kollaboration verknüpft. Die Fakten, die T. Pašák analysiert hat, zeigen aber, daß sie eine andere, positive Rolle gespielt hat (vor allem bis zum Attentat auf Heydrich). Sie half den Familien der Häftlinge und wurde von den zeitgenössischen Politikern als Bahnhof aufgefaßt, auf dem man auf den Zug in die 3. Republik wartete. Das *Národní souručenství* schloß die Zusammenarbeit mit Politikern der Ersten Republik ein, und der Eintritt in diese Organisation war nicht mit der Billigung der deutschen Okkupation verbunden.

Der Autor zeigt eine schwerwiegende Unkenntnis der Auswirkungen von Wahlsystemen (oder übersieht er diese absichtlich?) und der grundlegenden Erkenntnisse über das politische System der ČSR als der Gründe, die zur Anwendung der Verhältniswahl führten. Er meint, der repräsentative Parlamentarismus, den er mit einer Mehrheitsvertretung gleichsetzt, sei als österreichisches Erbe verworfen worden: „Diese extreme Differenzierung am gesellschaftlich-politischen Bereich gewann noch dadurch an Einzigartigkeit, daß sich als Rahmenbedingungen des politischen Systems [...] nicht der repräsentative Parlamentarismus durchsetzte (was die Bewahrung des österreichisch-ungarischen Erbes bedeutete), sondern die Proportionalisierung politischer Macht [...]“ (Heumos 1996, 25, 1. These). „Die auffälligste strukturelle Eigenart der Ersten Republik“, die starke „Zersplitterung des Parteiwesens“ (ebenda) sieht der

Autor nicht im Zusammenhang mit der Notwendigkeit, die Verhältniswahl anzuwenden, die sich nach dem Ersten Weltkrieg allgemein als das gerechtere Wahlsystem und in der ČSR wegen der Minderheiten durchsetzte.

Dabei wurde gerade in der tschechoslowakischen Verfassung dank František Weyr am meisten von der normativen Lehre des österreichischen Staatswissenschaftlers Hans Kelsen bewahrt (Die Schöpfer der österreichischen Verfassung haben ihn völlig übergangen). Heumos läßt nicht nur die Quellen, sondern auch die umfangreiche Literatur zur Problematik der Wahlen in der Ersten Republik beiseite, sondern auch die allgemeine Literatur über die politischen Parteien und über Wahlsysteme, deren Kenntnis wir bei einem Autor, der den Akzent auf soziopolitologische Forschung legt, voraussetzen würden. Schon aus dem grundlegenden Dokument zur Geschichte des tschechoslowakischen Staates, der Unabhängigkeitserklärung der tschechoslowakischen Nation vom 18. Oktober 1918, wird deutlich, daß die Verhältniswahl in die tschechoslowakische Verfassung als das Prinzip aufgenommen wurde, das die Vertretung der Minderheiten in der gesetzgebenden Körperschaft sicherte.

Eine Reihe von Tatsachen, die man aus der Sicht der Gegenwart positiv deuten könnte, nimmt er als negativ wahr. Als Beispiel können wir den „korporativen Pluralismus“ anführen. In den Thesen von Heumos gibt es eine Reihe von Widersprüchen und gegensätzlichen Behauptungen. Auf der einen Seite die Behauptung vom Zentralismus und auf der anderen Seite die Feststellung, der Staat habe seine Aufgaben nicht erfüllt, die ihm nur bei zentralem Aufbau der Macht zugefallen wären und die er auf nichtstaatliche Organisationen übertragen habe. Während er einen Zusammenhang zwischen der Ersten Republik und den totalitären Regimen erblickt, wirft er der Ersten Republik die „Abkoppelung“ beispielsweise der Konflikte zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern von den Entscheidungen in den zentralen Organen vor, was wir gerade als ein Anzeichen liberaler Demokratie betrachten können. Schwerlich läßt sich diese These in Einklang mit der These von der autoritären Ausrichtung des Staates in den dreißiger Jahren bringen, als der Staat gezwungen war, auf die Wirtschaftskrise zu reagieren und für eine begrenzte Zeit die Exekutive zu stärken.

Inhalt der These 6 ist die Behauptung, das tschechoslowakische Parlament habe nicht als Machtzentrum fungiert; sie beruht auf dem Urteil des Sozialdemokraten Bechyně, daß es im Parlament wegen der geographischen Lage der ČSR, wegen der Tiefe und Gefährlichkeit der ethnischen, politischen und sozialen Konflikte nicht zur Durchsetzung von Interessen kommen konnte. Heumos übersieht dabei völlig den Konsensus, der sich in den Wahlen für die staatstragenden Parteien, die deutschen und slowakischen Wähler nicht ausgenommen, herstellte. Ohne die Überzeugung der Wählerschaft, daß ihre Interessen respektiert werden, hätte es doch zu einer Konzentration der Wählerstimmen in den extremistischen Parteien und einem ähnlichen Zusammenbruch des Regimes wie im Weimarer Deutschland kommen können, wo gerade das Gefühl der Wählerschaft, ihre Interessen seien nicht repräsentiert, zu den Erfolgen der NSDAP führte. Zugleich übergeht der Autor die Koalitionen (oder parlamentarischen Mehrheiten), die vor allem zur Durchsetzung einiger Interessen (Gesetz zum Schutz der Republik, Agrarzölle, Kongrua u. ä.) gebildet wurden.

Aus diesen Überlegungen heraus entstand angeblich schon in der Zeit des Umsturzes 1918–1919 die *Pětka* als Ursache der Schwäche des Parlaments „als politische

Institution, die die Richtung des politischen Prozesses bestimmen und in der Lage sein sollte, diesen zu kontrollieren“ (Heumos 1996, 27). Die *Pětka* entstand Mitte 1920 und bestand freilich nicht bis 1938, wie Heumos anführt, sondern bis 1926, und weitere Formen eines solchen Organs waren bereits weniger ausgeprägt. Das Parlament ist das Zentrum der gesetzgebenden Gewalt und bestimmt als solches nicht allein die Richtung der politischen Entwicklung. In modernen Demokratien hat gewöhnlich die Regierung (Exekutive) ein leichtes Übergewicht über das Parlament. Die *Pětka* knüpfte an eine ältere eingebürgerte Tradition an, als nach dem Zeugnis von Dr. Meißner vom April 1919 (Archiv der Nationalversammlung f. Revolutionäre Nationalversammlung, 34. stenographisches Protokoll der Sitzung des Verfassungsausschusses der Revolutionären Nationalversammlung vom 9. 4. 1919, 37) bei Staatskrisen, etwa bei der Demission der Regierung, zunächst die Vorsitzenden der Klubs der politischen Parteien einberufen wurden. Die Existenz der *Pětka* stand also nicht im Widerspruch zu den Regeln des Parlamentarismus, die gesetzlich nicht festgelegt waren, sondern es handelte sich um eine eingebürgerte Praxis, die nur in ihrer Zeit an Bedeutung gewann. Die Verdienste der *Pětka* in der Gründungsphase des Staates warten noch auf ihre Würdigung.

Bei Heumos finden wir weitere zahlreiche unrichtige Anwendungen von Begriffen und widersprüchlichen Behauptungen. So erklärt er beispielsweise das Junktim als eine Art Praktik der Demokraten der Ersten Republik, keineswegs als die übliche Art des Austausches von Zustimmung zu Maßnahmen, die nur einige politische Parteien interessierten. Die Polarität und Segmentierung der politischen Organisationen spiegelt sich für ihn in allen Sphären des Staates und der Gesellschaft wider (letztere erscheint ungeachtet dieser Behauptung an anderer Stelle – s. o. – als apolitisch). Die rückwirkenden (?) Zentralisierungstendenzen nach der Erlangung der Unabhängigkeit trugen nach Heumos zum gesellschaftlich-politischen Partikularismus bei. Hier ordnet er auch die erwähnte hohe Fragmentierung der Gewerkschaften ein usw.

„Als die politische Rechte nach dem Münchener Abkommen endgültig Oberwasser bekam, brachen die gesellschaftlich-politischen Organisationsstrukturen des tschechoslowakischen ‚Reststaates‘ wie ein Kartenhaus zusammen und konnten mühelos durch einige rechtsorientierte Großorganisationen von autoritärem Zuschnitt ersetzt werden.“ Offenbar nicht zufällig benutzt Heumos im Blick auf das Ende der Tschechoslowakei die gleiche Wortverbindung wie der erste deutsche Film über die Okkupation, der in tschechischen Kinos gezeigt wurde. Der Staat wird darin als Kartenhaus bezeichnet, und es wird festgestellt, er sei wie ein Kartenhaus auseinandergefallen (K. Čáslavský, *Český telegraf* 17. 3. 1994). Die geschickte Komposition der Überschriften, nämlich „Zusammenbruch eines Systems“, mit denen Heumos die acht Thesen charakterisiert, und die zweite Überschrift „Acht Thesen zum Zerfall der ČSR in den Jahren 1938–1939“, unterschiebt der Zweiten Republik, die jenes Kartenhaus war, wie ohne Absicht geschickt die demokratische Republik, die erste ČSR. Er versucht so im Grunde den Zusammenbruch eines politischen Systems an der Zweiten Republik zu zeigen, die bereits kein eigenberechtigtes demokratisches System mehr war. Völlig außer acht läßt er den deutschen Druck in dieser Frage gleich nach München.

Bedenklich ist bei Heumos das völlige Fehlen der Nationalitätenprobleme. Mit Heumos könnte man sich um so mehr befassen, je ungenauer und widerspruchsvoller er seine Behauptungen formuliert und vorträgt. Einschließlich dessen, daß gerade die strukturellen Mängel der Demokratie ein häufiges Thema antidemokratischer Abhandlungen in der Weimarer Republik waren.

Ad III. Vielleicht würde ich mich mit Eva Hahn in diesem Referat gar nicht beschäftigen, wenn nicht der französische Historiker Faucher ihren Einfall, die Zusammenhänge zwischen Masaryks Demokratieverständnis und der Volksdemokratie nach dem Zweiten Weltkrieg zu interpretieren, als gültig übernommen hätte. Mit dem angeführten Problem habe ich mich auf der erwähnten Brünner Konferenz über Masaryks Tschechische Frage im vergangenen Jahr befaßt, und das Referat wird in dem gleichnamigen Sammelband publiziert werden. In ebendiesem Sammelband wird auch der Beitrag von E. V. Faucher „Warum wurde Masaryk in Frankreich nach dem Jahr 1948 totgeschwiegen?“ veröffentlicht werden, den ich in meinem Referat nicht erwähnen konnte. Das ist der Grund, weshalb ich es für notwendig halte, alles zumindest kurz zu wiederholen. Auf Seite 235⁵ rechnet es Faucher der genannten Autorin als unvergeßliches Verdienst an, daß sie schon im Jahr 1982 Masaryks politisches Denken mit einer ideal begriffenen Volksdemokratie in Zusammenhang gebracht habe. Ihr Aufsatz habe nur im deutschen Kulturraum entstehen können (!). Faucher hält es für sehr wahrscheinlich, daß die französischen Bohemisten diesen Zusammenhang sahen und darin einen Grund fanden, über TGM zu schweigen. Worum handelt es sich: Die Autorin findet „schon“ 1890 im ersten politischen Programm der Realisten bei Masaryk mehr Neigungen zu einer volkstümlich (*lidový*) begriffenen als einer freien Demokratie (Schmidtová-Hartmannová 1990, 869). Der Begriff „volkstümlich“ (*lidový*) hat seine Genese und seine zeitgenössische Berechtigung, wie übrigens aus dem Zitat hervorgeht, das die Autorin selbst veröffentlicht: „[...] unser Programm ist ‚volkstümlich‘, keineswegs demokratisch. Wir verwerfen Havlíčeks Demokratie nicht, sondern sagen, daß diese Demokratie erweitert werden mußte. Wir sind ‚Volkstümpler‘, wir sind nicht mehr Demokraten.“ Nach einer anderen Interpretation der Autorin hat Masaryk sein ganzes Leben lang „den Unterschied zwischen den beiden Begriffen von Demokratie bewahrt [...] Dabei benutzte er allerdings seit dem Ende der neunziger Jahre und besonders seit dem Ersten Weltkrieg seinen Begriff von Demokratie nicht mehr mit dieser terminologischen Unterscheidung, sondern sprach nur von Demokratie [...]“ (Schmidt-Hartmann 1994, 869). Nicht einmal diese, von der Autorin selbst konstatierte Tatsache und schließlich auch die Anwendung der Bezeichnung „Volksparlament“ für das aus den allgemeinen Wahlen des Jahres 1907 hervorgegangene österreichische Parlament (diese hat sie allerdings höchstwahrscheinlich nicht registriert) wurden für E. Hahn zum Anlaß der Entstehung eines Problems, über das man nachdenken muß, des Suchens und der Veränderung der Bewertung.

⁵ Anm. des Übersetzers: Der genannte Sammelband ist inzwischen erschienen als *Sto let Masarykovy České otázky* [Hundert Jahre Masaryks Tschechische Frage]. Praha 1997, dem auch die hier angegebenen Seitenzahlen entsprechen.

Warum also gab Masaryk dem Begriff „volkstümlich“ den Vorzug? Er hielt den Begriff Demokratie bei den Jungtschechen und bei Havlíček für eng. Demokratie im damaligen Verständnis war die Herrschaft des (städtischen) Bürgertums, das nicht über die politische Macht verfügte, die seiner wirtschaftlichen Lage entsprach. Masaryk und anderen demokratischen Politikern gegen Ende des Jahrhunderts ging es um die Gleichberechtigung aller Schichten der Nation, einschließlich der Arbeiterschaft. Noch zu Beginn des Jahres 1900 trug die Partei, die Masaryk gegründet hatte, die Bezeichnung *Česká strana lidová* (Tschechische Volkspartei). Als sich gegen Ende der neunziger Jahre der alle Schichten einschließende Begriff Demokratie im Zusammenhang mit der Stärkung des Einflusses der sozialdemokratischen Partei allgemein durchzusetzen begann, übernahm ihn Masaryk als adäquaten für seine Vorstellung von Humanität, Sittlichkeit (*mravnost*) und der völligen Gleichheit der Bürger.

Befangen in den von ihr entdeckten Zusammenhängen zwischen Masaryk und der Volksdemokratie, ist der Autorin eine banale Erkenntnis entgangen: Der Inhalt des Begriffes „Volk“ hat sich vom dritten Stand der Französischen Revolution auf alle Schichten der Gesellschaft ausgedehnt, denen das allgemeine Wahlrecht erteilt wurde. Ähnliche gedankliche Konstruktionen wendet E. Hahn öfter an. Zuletzt ist ihr dies in einer Studie gelungen, die im letzten Jahr erschienen ist (Hahnová 1996, 194). Sie konstruierte nichtexistierende diametral entgegengesetzte Auffassungen von der ČSR nicht nur bei Tschechen und Sudetendeutschen, sondern auch bei den Slowaken, für die, ebenso wie bei den Deutschen, das Jahr 1918 nach Hahn den Beginn nationaler Unterdrückung und Unfreiheit darstellte. Usw. Auch wenn es ihr um eine absichtliche Zuspitzung der unterschiedlichen Auffassungen ging, kann man dies nicht ohne Rücksicht auf die historischen Tatsachen tun.

Ich habe die gesamte Problematik hier deshalb angeführt, weil ich meine, daß es an der Zeit ist, systematisch an das Studium des politischen Systems heranzugehen und eine materialreiche Arbeit anzufertigen, die in Kenntnis der Theorie des politischen Systems alle Probleme fundiert bearbeiten würde. Und es wird freilich notwendig sein, dies der historischen Weltöffentlichkeit zu signalisieren, wo die deutsche Literatur oder auf ihrer Grundlage erarbeitete Werke herrschen.

Im Original erschienen als

Broklová, Eva: Interpretace problémů politického systému první československé republiky třemi německými historiky. In: Masarykova filozofie, pojetí demokracie a existence pluralitního politického systému 1. republiky. Sborník příspěvků ze IV. ročníku semináře Masarykova muzea v Hodoníně. 21.–22. 11. 1996. Hodonín 1997, 20–31.

Anmerkung des Übersetzers:

Bei der Übersetzung der beiden Beiträge von Eva Broklová ins Deutsche wurde auf eine möglichst wortgetreue Übertragung der tschechischen Texte geachtet. Stilistische Unebenheiten wurden dabei in Kauf genommen. Auf Seite 391 hat sich in den tschechischen Text bei der Wiedergabe der Thesen von Heumos zum Zerfall der Ersten Tschechoslowakischen Republik ein Mißverständnis der Autorin eingeschlichen. In der ersten dieser acht Thesen weist Heumos darauf hin, daß sich in Österreich-Ungarn gerade nicht der repräsentative Parlamentarismus, sondern die Tendenz zur Proportionalisierung politischer Macht durchgesetzt habe. Dies griff das politische System der ČSR auf und hielt sich damit an das österreichische Erbe. Diese Verkehrung einer Aussage von Heumos in ihr Gegenteil wurde in der Übersetzung nicht korrigiert. Verändert wurde dagegen auf Seite 393 der mit „Als die politische Rechte ...“ beginnende Satz. Im

tschechischen Text ist an dieser Stelle von den „politischen Rechten“ die Rede, wobei mit dieser Formulierung ein Satz eingeleitet wird, der dem Leser unverständlich bleiben müßte. Aus diesem Grund wurde bei der Übersetzung dieses Satzes auf den ursprünglichen deutschen Text zurückgegriffen.

LITERATUR:

- Beneš, Edvard: Světová válka a naše revoluce [Der Weltkrieg und unsere Revolution]. Bd. 3. 7. Ausgabe. Praha 1935.
- Broková, Eva: Czechs and Slovaks 1918–1938. *Czech Sociological Review* 1993/1, 23–42.
- Dies.: Švýcarský vzor pro Československo na Pařížské mírové konferenci [Das schweizerische Muster für die Tschechoslowakei auf der Pariser Friedenskonferenz]. ČČH 92/2 (1994) 257–266.
- Dies.: Srovnání autoritativních režimů střední a východní Evropy 1918–1944 [Ein Vergleich der autoritären Regime Mittel- und Osteuropas 1918–1944]. ČČH 92/2 (1994) 404–405.
- Dies.: Německý „stát nad stranami“ a československý stát stran [Der deutsche „Staat über den Parteien“ und der tschechoslowakische Parteienstaat]. In: Sborník k 65. narozeninám Jana Křena [Sammelband zum 65. Geburtstag von Jan Křen]. Praha 1996, 69–79.
- Ciller, Alois: Deutscher Sozialismus in den Sudetenländern und in der Ostmark. Hamburg 1939.
- Fischer, Fritz: Der Erste Weltkrieg und das deutsche Geschichtsbild. Beiträge zur Bewältigung eines historischen Tabus. Aufsätze und Vorträge aus drei Jahrzehnten. Düsseldorf 1977.
- Hadler, Frank (Hrsg.): Weg von Österreich. Berlin 1995.
- Hahnová, Eva: Sudetoněmecký problém – obtížné loučení s minulostí [Das sudetendeutsche Problem – der schwierige Abschied von der Vergangenheit]. Praha 1996.
- Heumos, Peter: Struktura první Československé republiky v poměru k základní ideji západní demokracie [Die Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik im Verhältnis zur Grundidee der westlichen Demokratie]. *Historické studie* 12/25 (1989).
- Ders.: Die große Camouflage? Überlegungen zu Interpretationsmustern der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei im Februar 1948. In: *Kommunismus und Osteuropa. Konzepte, Perspektiven und Interpretationen im Wandel*. Hrsg. v. Eva Schmidt-Hartmann. München 1994, 221–241 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 76).
- Ders.: Pluralistische Machtorganisation als Garant von Demokratie? Zur Struktur und zum autoritären Potential der Ersten Tschechoslowakischen Republik. In: *Autoritäre Regime in Ostmitteleuropa 1919–1944*. Hrsg. v. Erwin Oberländer u. a. Mainz 1995, 136–139.
- Ders.: Zhroucení jednoho systému. Osm tezí k rozpadu ČSR v letech 1938–1939 [Der Zusammenbruch eines Systems. Acht Thesen zum Zerfall der ČSR in den Jahren 1938–1939]. *Dějiny a současnost* 1996/2, 25–28.
- Křen, Jan: Ferdinand Seibt, Deutschland und die Tschechen (Rezension) ČČH 92/2 (1994) 305–308.
- Kural, Václav: Konflikt místo společenství [Konflikt statt Gemeinschaft]. Praha 1993.
- Schmidt-Hartmann, Eva (Hrsg.): *Kommunismus und Osteuropa. Konzepte, Perspektiven und Interpretationen im Wandel*. München 1994 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 76).
- Schmidtová-Hartmannová, Eva: T. G. Masaryk a lidová demokracie [T. G. Masaryk und die Volksdemokratie]. ČČH 88/6 (1990) 867–880.
- Seibt, Ferdinand: *Deutschland und die Tschechen*. München–Zürich 1993.
- Sonthheimer, Kurt: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1978.
- Wassermann, Rudolf: *Die Zuschauerdemokratie*. München–Zürich 1989.

Übersetzt von Peter Heumos

MASARYKS SOZIAL-ETHISCHE DIMENSION DER DEMOKRATIE

Von Eva Broklová

Gegen die allgemein akzeptierte Interpretation, daß die Erste Tschechoslowakische Republik eine authentische Demokratie gewesen sei und alles, was ihr folgte, d. h. die sogenannte Zweite Republik, das Protektorat und – nach einem kurzen Versuch ihrer Wiederherstellung – die Zeit des totalitären kommunistischen Systems, Diskontinuität und Regime darstellten, die durch Unterstützung von außen entstanden, setzen zwei Mitarbeiter des Collegium Carolinum eine andere Auffassung. Ihnen zufolge bestand zwischen der tschechoslowakischen Demokratie und den nachfolgenden nichtdemokratischen Regimen Kontinuität. Als ein Faktor habe sich dabei Masaryks sozial-ethische Dimension der Demokratie ausgewirkt.

„Als die politische Rechte nach dem Münchener Abkommen die Oberhand gewann, brachen die gesellschaftlich-politischen Strukturen des tschechoslowakischen ‚Reststaates‘ wie ein Kartenhaus zusammen und konnten mühelos durch einige rechtsorientierte Großorganisationen autoritären Typs ersetzt werden, die mit den demokratischen Traditionen der Ersten Republik nichts gemein hatten: Die Schnelligkeit dieses Zusammenbruchs verdeutlicht, daß das zersplitterte und in seiner Partikularität immobile Organisationssystem der Ersten Republik aus sich heraus keine Abwehrkräfte zu entwickeln vermochte.“¹

Diese Entwicklung erklärt P. Heumos damit, daß die Demokratie der Ersten Republik ein autoritäres Potential als Voraussetzung für die Entstehung der angeführten nichtdemokratischen Regime enthielt. Beiseite läßt er dabei die gesamten Verluste in

¹ Heumos, Peter: Pluralistische Machtorganisation als Garant von Demokratie? Zur Struktur und zum autoritären Potential der Ersten Tschechoslowakischen Republik. In: *Autoritäre Regime in Ostmitteleuropa 1919–1944*. Hrsg. v. Erwin Oberländer, Rudolf Jaworski, Hans Lemberg, Holm Sundhausen. Mainz 1995, 136–139. Mit „Großorganisationen“ ist vor allem das *Národní souručenství* gemeint. – Ders.: Thesen zur sozialgeschichtlichen Dimension eines Systemzusammenbruchs. Das Beispiel der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1938/39. *Archiv für Sozialgeschichte* 34 (1994) 55–61. Auch in diesem Beitrag berücksichtigt Heumos weder die Schlussfolgerungen von Tomáš Pasák hinsichtlich des *Národní souručenství* (s. Reflex 1993, 34, 44f.), dessen Artikel ich Dr. Heumos auf der Konferenz in Lambrecht persönlich übergeben habe, noch die Bewertung des *Národní souručenství* durch von Neurath in der Zeitschrift *Böhmen und Mähren*. Vgl. *Archiv der Kanzlei des Präsidenten der Republik (AKPR)*, Prag, T 6/41 zu T 636/23. Innenminister und Gendarmerie-General Josef Ježek an Kanzlei des Staatspräsidenten vom 10. 1. 1941. In einer Anlage zu diesem Schreiben legte Ježek eine Abschrift des Befehls Nr. 3 der Nationalen Faschistengemeinde (NOF) vor, in dem er im Hinblick auf den Artikel des Reichsprotektors in der Zeitschrift *Böhmen und Mähren* die Mitglieder der NOF dazu aufrief, sofort aus dem *Národní souručenství* und dem *Český svaz pro spolupráci s Němci* (Tschechischer Verband für die Zusammenarbeit mit den Deutschen) auszutreten, damit sie nicht „mitverantwortlich für das gemacht werden können, was nach vergeblichen Warnungen kommen kann“. In dem Befehl wird der Artikel von Neuraths zitiert: „Diese Organisationen haben ihre Aufgabe nicht erfüllt und – von einer Menge alten Ballasts erdrückt – außer Erklärungen und Plänen nichts zustande gebracht“.

der Konsequenz von München und den Druck, der auf die Tschechoslowakei seitens Deutschlands ausgeübt wurde, sei es im Hinblick auf den Rücktritt Präsident Beneš oder das Verhältnis der böhmischen Länder und der Slowakei². Eva Hartmann (Hahn) zufolge existiert ein Zusammenhang zwischen Masaryks Demokratieverständnis schon während der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts und der Volksdemokratie in der ČSR nach dem Zweiten Weltkrieg³.

Einerseits ist die Existenz eines autoritären Potentials eine Banalität, denn die Demokratie schließt immer auch Schichten ein, die ihr feindlich gegenüberstehen, und da sie kein totalitäres Regime darstellt, ermöglicht die Demokratie, daß diese Kräfte in Krisensituationen gerade ihre „Schwächen“ ausnutzen. Sowohl Kontinuität als auch Diskontinuität können deshalb nicht verabsolutiert werden, weil sie sich in der Geschichte miteinander vermischen.

Andererseits spricht gegen die Auffassung der genannten Autoren die Tatsache, daß die Demokratie die einzige Alternative des aus- und inländischen Widerstandes war und dies im Unterschied zu anderen Ländern (Deutschland, Österreich) auch nach der Entstehung des Staates blieb. Die Kontinuität demokratischer Traditionen, die institutionell unterbrochen wurden, wird durch die Wiederherstellung der Demokratie bestätigt, wann immer dies die äußeren Umstände erlaubten: 1945, 1968 und 1989. Die Ergebnisse öffentlicher Meinungsumfragen belegen, daß die tschechoslowakische Zwischenkriegsdemokratie einen der dauerhaften, konstitutiven Werte der tschechischen nationalen Identität und Staatlichkeit und einen stabilen Bestandteil eines funktionierenden Systems kollektiver Symbole bildet. In der Diskussion über Kontinuität geht es nämlich weniger um Kontinuitäten, die vielschichtig zu sein pflegen, als vielmehr um Werte, die in staatlicher und nationaler Hinsicht konstitutiv und bei verschiedenen Nationen und Staaten recht unterschiedlich sind. Zdeněk Nejedlý hat im Zusammenhang mit der Unterbrechung der tschechoslowakischen Entwicklung durch die Sowjetisierung den Nachweis zu führen versucht, daß Masaryk nicht aktuell sei, indem er auf dessen „Krisenhaftigkeit“ und dessen Bindung an die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hinwies, und sich bemüht, Masaryk durch Lenin zu ersetzen. Masaryk sollte vergessen werden, da er durch sein ganzes Werk gefährlich für den Totalitarismus war. Die Autoren des Collegium Carolinum stellen sich durch ihre Akzentuierung der Kontinuität des Regimes paradoxerweise an die Seite Zdeněk Nejedlýs und der Kommunisten. Sie bemühen sich darum, die Nation um Masaryk zu bringen, indem sie Zusammenhänge der nichtdemokratischen Regime mit seinen Konzeptionen entdecken, und dies in einer Situation, da Masaryk der postkommunistischen Gesellschaft als eine bedeutende Möglichkeit erscheint, an demokratische Traditionen anzuknüpfen.

Zu entgegengesetzten Ergebnissen, die die Errichtung des totalitären kommunistischen Regimes aus der Einwirkung äußerer Faktoren ableiteten, gelangte die internationale Konferenz, die das Institut für Zeitgeschichte (Ústav pro soudobé dějiny) im

² Die Gesamtverluste machten 30 Prozent des Territoriums der Republik und ein Drittel der Bevölkerung aus, von den moralischen Schäden ganz zu schweigen.

³ Schmidtová-Hartmannová, Eva: Masaryk a lidová demokracie [T. G. Masaryk und die Volksdemokratie]. ČČH 88/6 (1990) 867–880.

Jahr 1993 veranstaltete⁴. Auch die Analyse des politischen Systems nach dem Jahr 1945, der ich mich in der letzten Zeit gewidmet habe, ermöglichte es mir, mich mit einigen Stereotypen der historischen Erklärung bei der Errichtung des Kommunismus auseinanderzusetzen⁵. In einer Studie über die tschechoslowakische Demokratie⁶ ordne ich die Rolle und die Autorität des Präsidenten Masaryk denjenigen Faktoren zu, die sich – im Gegenteil – bei der Aufrechterhaltung der tschechoslowakischen Demokratie auswirkten.

Mit der Problematik der erwähnten Produktion, die in den letzten Jahren bei uns erschienen ist, hat sich bisher niemand beschäftigt, und in nächster Zeit soll in praktisch unveränderter Form – vergleiche ich dies mit der Ausgangsstudie des Jahres 1989 – in *Dějiny a současnost* eine Übersetzung des Artikels von Heumos erscheinen, der im vergangenen Jahr in deutscher Sprache publiziert wurde. Im Jahr 1990 wurde ähnlich ausgerichteten Übersetzungen älterer Beiträge deutscher Historiker eine ganze Nummer des *Český časopis historický* gewidmet⁷ (Polemik war nicht erwünscht). Leider wird die genannte Interpretation der tschechoslowakischen Geschichte in einer Sprache, die zugänglicher ist als Tschechisch, der ausländischen Fachöffentlichkeit übergeben. Ohne ausreichenden Widerspruch von tschechischer Seite beeinflussen diese Konzeptionen auch die Stellungnahmen der tschechisch-deutschen historischen Kommission.

Nach Auffassung von P. Heumos wirkte sich Masaryks sozial-ethische Dimension als einer derjenigen Faktoren aus, die die Annahme der nichtdemokratischen Regime der Zweiten Republik und des Protektorats sowie die Akzeptanz des Kommunismus erleichterten. Diese Dimension sollte in der Ersten Republik den niedrigen Grad der Formalisierung der Politik und von Demokratie überhaupt kompensieren. In der Formulierung hat sich diese Charakterisierung mit den Jahren nur unwesentlich durch die Betonung des sozialen Elements gewandelt. Auch die Argumentation wurde nicht angereichert.

Im Jahr 1989 stellte der Autor in einem Aufsatz, der in den dissidentischen *Historické studie* erschien, u. a. fest: „Meine These ist, daß der Formalisierungsgrad von Demokratie in der Ersten Republik niedrig gewesen ist; eben darin scheint ein wesentliches Spezifikum des tschechoslowakischen Typus von Demokratie gelegen zu haben [...] Es genügt hier, an Masaryks Demokratiekonzeption zu erinnern, die ganz vorrangig auf die ethische, sozialmoralische und philosophische Dimension von Demokratie abhebt, den individuellen demokratischen Habitus betont und das Institutio-

⁴ Soudobé dějiny 1994, 4f.

⁵ Broklová, Eva/Brokl, Lubomír: Od politické demokracie k totalitarismu. Volby 1946 – projev vůle lidu? [Von der politischen Demokratie zum Totalitarismus. Die Wahlen 1946 – ein Ausdruck des Volkswillens?]. Sociológia 23/5–6 (1991) 411–424 (Sonderdruck persönlich P. Heumos übergeben). – Broklová, Eva: Volební zákony pro parlamentní volby 1946 v Československu [Die Wahlgesetze für die Wahlen zum Parlament 1946 in der Tschechoslowakei]. In: Stránkami soudobých dějin. Sborník statí k pětadesátinám historika Karla Kaplana. Praha 1993, 76–92.

⁶ Broklová, Eva: Československá demokracie. Politický systém ČSR 1918–1938 [Die tschechoslowakische Demokratie. Das politische System der ČSR 1918–1938]. Praha 1992, 150.

⁷ ČČH 88 (1990) 6.

nengefüge der parlamentarischen Demokratie eher als abgeleitetes Element auffaßt. Daß parlamentarische Interessenbildung und -abstimmung der Ersten Republik nicht als geregelt Prozedere, sondern als Prozeß begriffen wurden, der sich [...] vor allem auf Vertrauen gründete, auf eine interpersonal erfahrbare Kategorie also, liegt ebenso auf der Ebene dieses Denkens wie die Tatsache, daß die Kontrolle der kodifizierten verfassungsrechtlichen Normen sehr schwach ausgebildet war [...]“⁸.

Im Jahre 1992: „Dieser [Masaryk] betont die ethische und sozialmoralische Dimension von Demokratie, legt aber nur geringes Gewicht auf das Institutionengefüge der parlamentarischen Demokratie.“⁹ Im Jahr 1994 schließt der Autor aus einigen Aussprüchen Masaryks, daß „dieser den Akzent auf die ethische und sozialmoralische Dimension von Demokratie legte, den institutionellen Arrangements der parlamentarischen Demokratie jedoch nur geringen Wert beimaß“¹⁰.

Ohne den institutionellen Aspekt von Demokratie, auf den unten eingegangen wird, geringschätzen zu wollen, ist aus den angeführten Zitaten ersichtlich, daß P. Heumos nicht begreift, daß Demokratie von ihren Theoretikern – Tocqueville, Masaryk u. a. – vor allem als ein Zustand der Gesellschaft verstanden wurde und in der Praxis seit den Zeiten des Perikles auch so funktionierte. Man kann sich nur die Frage stellen, wie weit die Auffassung von Heumos mit dem Verständnis von historischer und politischer Kausalität in der deutschen politischen Kultur zusammenhängt und der Unempfänglichkeit für andere Typen der politischen Kultur¹¹.

In meinem kurzen Beitrag werde ich mich nicht mit der sozial-ethischen Dimension in Masaryks Werk beschäftigen; damit könnte man eine ganze Monographie füllen. Ich schränke diese Problematik darauf ein, in welcher Form und mit welchem Inhalt sich Masaryks Verständnis der sozialen Frage und der Ethik in der Gesellschaft auswirken und sie beeinflussen konnte¹².

⁸ Heumos, Peter: *Struktura první Československé republiky v poměru k základní ideji západní demokracie* [Die Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik im Verhältnis zur Grundidee der westlichen Demokratie]. *Historické studie* 12/25 (1989) 1–21, hier 13. Für die Nachkriegsdemokratie galt in der Regel, daß die Parteien nicht in der Verfassung verankert waren.

⁹ Ders.: *Pluralistische Machtorganisation* 1995, 138.

¹⁰ Ders.: *Thesen zur sozialgeschichtlichen Dimension* 1994, 55–61. In nur wenig erweiterter Form wurde der Text vom Autor veröffentlicht als *Die große Camouflage? Überlegungen zu Interpretationsmustern der kommunistischen Machtübernahme in der Tschechoslowakei im Februar 1948*. In: *Kommunismus und Osteuropa*. Hrsg. v. Eva Schmidt-Hartmann. München 1994, 221–241.

¹¹ Über Demokratie als Zustand der Gesellschaft vgl. Sartori, G.: *Teoría demokracie* [Theorie der Demokratie]. Bratislava 1993, 11. – Zur Kausalität: Karl Rohe spricht von einer Art politischen Partitur, von den Weltbildern von Gruppen, die dieselben politischen Codes teilen und in der Zukunft vielleicht auch dieselben Verhaltensmuster. Rohe hat unter diesen Gesichtspunkten Deutschland und Großbritannien verglichen und meint, daß dies einzig und allein dafür spricht, daß „sich die deutsche und die britische politische Kultur in ihrem grundlegenden Verständnis historischer und politischer Kausalität nicht unwesentlich unterscheiden. Dominiert in der einen der Glaube an das System, so in der anderen die tiefe Überzeugung, daß schließlich und endlich alles vom Handeln der individuellen und kollektiven Faktoren abhängt.“ Vgl. Greifenhagen, M. u. S.: *Ein schwieriges Vaterland*. München-Leipzig 1993, 24.

¹² Deshalb berufe ich mich nicht auf Masaryks Hauptwerke, sondern auf das Masaryk-Lese-

Das ethische Element der Dimension

Bei der Analyse der Bedeutung der sozial-ethischen Dimension der Demokratie, um die sich P. Heumos nicht bemüht hat, können wir nicht außer acht lassen, daß sich Politik in einem politischen System nicht nur in der Machtsphäre zur Geltung bringt, sondern auch im Bereich des alltäglichen Lebens. Und gerade dort erwies sich Masaryk als „ethischer Genius“, um es mit den Worten seines Zeitgenossen František Götz zu sagen¹³: „Ethisch ist [für Masaryk] Demokratie begründet als die politische Verwirklichung der Liebe zum Nächsten.“¹⁴ Was die individuelle und nationale Ethik betrifft, so nahm Masaryk an, daß „das Ziel jedes einzelnen und der Nation“ die Sittlichkeit, Menschlichkeit sein müsse: „Unsere Unzufriedenheit möge sich nicht nur nach außen kehren wie bei Kindern und der Jugend, suchen wir die Gründe unseres Mißerfolgs vor allem in uns selbst.“¹⁵

Die Dimension, mit der wir uns heute befassen, wird gut zum Ausdruck gebracht in der bekannten Feststellung Masaryks: „Die Demokratie hätten wir, jetzt brauchen wir noch Demokraten.“¹⁶ Demokraten erzog er überall, wo sich ihm dazu Gelegenheit bot: Er äußerte sich auch zu allgemeineren Problemen der Demokratie. Die Mittel dazu waren Reden, Publikationen und Kontakte mit den Menschen: Niemals ließ er Arbeiterdeputationen vergeblich an die Türen in Lány klopfen, auch wenn sie nicht angemeldet waren. Ohne Masaryks Ethik, ohne seine Forderung, auch zu einem Feind gerecht zu sein, solange wir keinen Freund aus ihm machen können, wären wahrscheinlich niemals Schritte zum deutschen Aktivismus unternommen worden, der sich in bedeutendem Maße an der Aufrechterhaltung der Demokratie in den beiden Jahrzehnten beteiligte. Darin liegt keine Unterschätzung der demokratischen Institutionen, sondern die Überzeugung, daß wir uns nicht nur auf diese verlassen können. Der strukturelle Aufbau der Demokratie war für ihn selbstverständliche Voraussetzung, wie die von den Vertretern des Auslandswiderstandes herausgegebenen Dokumente belegen. Ohne Verankerung der institutionellen Strukturen im Leben der Gesellschaft lassen sich diese jedoch leicht aus der gesellschaftlichen Ordnung ausschalten.

Deshalb betonte Masaryk Werte und Einstellungen und appellierte daran, daß jeder an seinem Ort seine Pflicht erfüllte: „Auch ich bin der Staat, die Nation und das Volk, muß sich heute jeder sagen, der politisch denkt, und was er daher vom Staat, von der

buch, das nach meiner Auffassung mit großer Kennerschaft und mit Geschmack mehrmals – auch hier in Brünn – herausgegeben wurde. Ich berücksichtige dabei auch, wie diese Frage in Čapeks „Gesprächen mit T. G. Masaryk“ erscheint. Nach statistischen Angaben zählten Masaryks Werke zusammen mit Čapeks „Gesprächen“ zu der am meisten verlangten Fachliteratur in Prag (höchste Zahl der Ausleihen). Vgl. Venkov, 25. 1. 1938, 7.

¹³ *Národní osvobození* v. 28. 9. 1926, 2.

¹⁴ Čapek, Karel: *Hovory s T. G. Masarykem* [Gespräche mit T. G. Masaryk]. Praha 1969, 261. Bei der Arbeit mit den „Gesprächen“ ist darauf zu achten, daß es hier nicht um den authentischen Masaryk geht.

¹⁵ *Masarykova čítanka* [Das Masaryk-Lesebuch]. Zusammengestellt von K. J. Obrátil. 2. Aufl. Brno 1923, 156.

¹⁶ Tomáš Garrigue Masaryk: *O demokracii* [Über Demokratie]. Hrsg. von Koloman Gajan. Praha 1991, 13.

Nation und vom Volk verlangt, möge er vor allem selbst im Umkreis seiner ständigen Pflichten erfüllen.“¹⁷ Von daher galt ihm Demokratie als „Selbstverwaltung aller Bürger“, die „nur in der Harmonie zwischen Zentralismus und Autonomismus existieren [konnte]“¹⁸.“ Das war die moderne Grundlage einer bürgerlichen Gesellschaft, für die die demokratischen Institutionen den Raum schufen. Es handelte sich also keineswegs um das „Mißtrauen in die allgemeinen Fähigkeiten der Selbstverwaltung“, wie E. Hahn vermutet¹⁹.

Das soziale Element der Dimension

Masaryks Verständnis der sozialen Frage war nichtmarxistisch und antirevolutionär. Was die Praxis betrifft, setzte er sich in seinen Forderungen für eine Gesellschaft oberhalb der Elendsgrenze ein: „[...] bemühen wir uns darum, daß es unter uns keinen Bettler gibt“²⁰.“ Dabei handelte es sich um soziale Rücksichten auf die Bevölkerung, die – im Widerspruch zu der von Heumos angeführten These – in der Gesellschaft als vorbeugende Strategie gegen die Forderung nach ökonomischer und sozialer Gleichheit fungierten und sich mehr bewährten als die uneinklagbaren sozialen Rechte in der Weimarer Verfassung. Masaryk ließ „absolute Gleichheit“ nicht gelten. „Einer großen sozialen Reform kann es [...] nur darum gehen, möglichst erträgliche Ungleichheit herzustellen. Das Gesetz kann nur Gleichberechtigung festlegen, keineswegs Gleichwertigkeit.“²¹ Masaryks philosophische Betrachtungen und Äußerungen über den Kommunismus lassen uns nicht im Zweifel, daß er den „Kommunismus auch in einer fernen Zukunft für unmöglich“ hielt²².

Der institutionelle Aufbau der Demokratie

Eine Unterschätzung der institutionellen Ordnung der parlamentarischen Demokratie versucht Heumos durch einen Hinweis auf Čapeks Gespräche mit Masaryk nachzuweisen, in denen der Schriftsteller den Präsidenten aufforderte, „seine eigene und tiefste Begründung für die Demokratie zu formulieren.“²³ Heumos führt kein Zitat an, doch ist ersichtlich, daß es ihm um den Text über die Demokratie geht, also um den Teil, der 1935 veröffentlicht wurde. Schon an Čapeks Fragen ist zu erkennen, daß es sich nicht um Überlegungen zur institutionellen Struktur von Demokratie, sondern um Demokratie im weitesten Sinne des Wortes handeln konnte. Außerdem wollte Masaryk ausdrücklich nicht die „gesamte Staatswissenschaft darlegen“²⁴.“ Das,

¹⁷ Masarykova čítanka 155. Das Gegenteil ist die Zuschauerdemokratie, ein Problem, das die deutschen Theoretiker zu lösen versuchen. Vgl. Wassermann, Rudolf: Die Zuschauerdemokratie. München-Zürich 1989. Der letzte Teil dieses Buches (S. 182–196) trägt den Titel „Kern der Demokratie ist die Teilhabe“.

¹⁸ O demokracii 13.

¹⁹ Schmidtová-Hartmannová: T. G. Masaryk 789.

²⁰ Masarykova čítanka 158.

²¹ Ebenda 157.

²² Ebenda 158.

²³ Čapek: Hovory 261.

²⁴ Ebenda 265.

was erforderlich war, wurde aus seiner Sicht bei der Gründung des Staates geregelt und in der Praxis durchgesetzt: Die Bemühungen um die Formulierung der staatsrechtlichen Dokumente während des Krieges und die Veränderungen in der Stellung des Präsidenten gingen dem endgültigen Text der Verfassung voraus und waren in Novellen der provisorischen Verfassung gleich im Jahr 1919 enthalten. Aus der gesamten Tätigkeit Masaryks wird deutlich, daß er die institutionelle Struktur nicht für ein abgeleitetes Element hielt, sondern sich nur nicht allein auf diese verlassen wollte. Er konnte sich dank der Bestimmungen der Verfassung leicht als Persönlichkeit definieren, die sich dadurch gegen die Legislative stellte, daß er das absolute und suspensive Veto bei den Gesetzen nutzte, die ihm zur Unterschrift vorgelegt wurden. Die Praxis pendelte sich jedoch aus Respekt vor Masaryks Amendements in der Weise ein, daß ihm die Gesetze noch vor der Verabschiedung im Parlament vorgelegt wurden. Dies war der Weg, auf dem man am raschesten zum Ziel kommen konnte, d. h. zu guten Gesetzen, ohne dabei Spannungen zwischen dem Präsidenten und dem Parlament hervorzurufen.

Doch demjenigen, der verstehen will, bieten auch die Gespräche Čapeks mit Masaryk ausreichendes Material. In einer Zeit, die im europäischen Kontext zu der Auffassung gelangte, daß die Demokratie in der Krise sei, betrachtete Masaryk die Demokratie weiterhin als das bestmögliche System vor allem für unsere Nation. Er verlangte, daß die Mängel der existierenden Demokratien überwunden werden sollten, keineswegs die Demokratie selbst. Den Staat und seine Gesetze unterschätzt er nicht, sondern fordert für sie größeren Respekt. Diesen interpretiert er als „bürgerliche Moral, als Loyalität im englischen Sinne“²⁵. Und gerade diese Loyalität – heute würden wir eher sagen: diesen Konsensus – hat Masaryks Konzept der Demokratie mitgeschaffen. Es trug zur Identifikation der Bevölkerung mit dem demokratischen Regime und zur Entfaltung einer demokratischen politischen Kultur bei, die im Vergleich der tschechoslowakischen Demokratie mit anderen Systemen als ein für die Aufrechterhaltung der Demokratie besonders wichtiger und bedeutender Faktor erscheint.

Die Aufzählung angeblicher Zusammenhänge der Konzeption der Demokratie Masaryks mit nichtdemokratischen Regimen beschließen wir mit einigen Zitaten aus dem Artikel *T. G. Masaryk a lidová demokracie* [T. G. Masaryk und die Volksdemokratie] von Eva Hartmann²⁶. Dieser ist zwar älteren Datums, doch der Umstand, daß er 1990 in einer Übersetzung veröffentlicht wurde, aktualisiert ihn, ebenso wie der 1994 publizierte Text²⁷.

Nach Auffassung der Autorin hat Masaryk „die zweifelhaften Grundlagen seines Staates niemals zu sehen vermocht“. Einige Erscheinungen der Ersten Republik standen nicht im Einklang mit den Grundsätzen einer freien Demokratie, zu den zweifelhaften Praktiken gehörte auch Masaryks „eigenes Machtzentrum, die aller öffent-

²⁵ E b e n d a 264.

²⁶ Schmidtová-Hartmannová: T. G. Masaryk.

²⁷ Schmidt-Hartmann: Einleitung (S. 7–22) zu dem Sammelband „Kommunismus und Osteuropa“. – Dies.: Demokraten in der Sackgasse: Das Bild der kommunistischen Machübernahme in den Memoiren besiegter tschechischer Politiker. E b e n d a 203–220.

lichen Kontrolle entzogene ‚Burg‘²⁸, und „Masaryks Mißtrauen in die allgemeinen Fähigkeiten der Selbstverwaltungen“ (s. o.). Masaryks „Lehre vermittelte seinen Nachfolgern offenbar keinen Begriff von den grundlegenden Prinzipien einer freien Demokratie“²⁹. Masaryks „Konzept der Demokratie entspricht den Interessen der Volkdemokratie, keineswegs denen einer freien Demokratie“³⁰. Wir finden „auffallende Ähnlichkeiten zwischen den politischen Wertvorstellungen Masaryks aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und den führenden politischen Parteien in der ČSR nach 1945“³¹. Der Vollständigkeit halber fügen wir hinzu, daß die Autorin anerkennt, daß „Masaryk in der Praxis die durchweg formal funktionierende freie Demokratie in der Ersten Tschechoslowakischen Republik unterstützt hat“, deren Traditionen allerdings „nicht mit den Grundsätzen einer freien Demokratie in Einklang standen [!]“³².

Es besteht kein Zweifel daran, daß diese abstrakte Konstruktion, die einen Zusammenhang zwischen dem Nachkriegsregime und T. G. Masaryk herstellt, ohne die notwendige Arbeit mit den historischen Quellen entstand. Gegen das Handwerk beim Umgang mit den Quellen versündigt sich die Autorin dort, wo sie stärkere Neigungen zu einer Volks- als zu einer freien Demokratie „schon“ im Jahr 1890 aus dem ersten politischen Programm der Realisten ableitet³³. Der Begriff *lidový* [volksnah, volkstümlich] hatte seine Genese und seine zeitgenössische Berechtigung, wie übrigens auch aus einem Zitat hervorgeht, das die Autorin selbst veröffentlicht: „[...] unser Programm ist ‚volkstümlich‘, keineswegs demokratisch. wir verwerfen Havlíčeks Demokratie nicht, sondern sagen, daß diese Demokratie erweitert werden mußte. Wir sind ‚Volkstümler‘, wir sind nicht mehr Demokraten.“ Nach einer weiteren Interpretation der Autorin hat Masaryk sein ganzes Leben lang „den Unterschied zwischen den beiden Auffassungen von Demokratie bewahrt [...]. Dabei hat er allerdings seit dem Ende der neunziger Jahre und besonders seit dem Ersten Weltkrieg sein Demokratieverständnis nicht mehr in terminologischer Differenzierung benutzt, sondern sprach nur noch von Demokratie [...]“³⁴. Auch diese Tatsache veranlaßte E. Hahn nicht dazu, ihre Bewertung zu ändern.

Warum also bevorzugte Masaryk den Begriff „volkstümlich“? Er hielt den Begriff „Demokratie“ bei den Jungtschechen und bei Havlíček für eng. Demokratie im damaligen Verständnis war die Herrschaft des Bürgertums, das keine seiner wirtschaftlichen Position entsprechende politische Macht besaß. Masaryk ging es am Ende des Jahrhunderts um die Gleichberechtigung aller Schichten der Nation, einschließlich der Arbeiterschaft. Noch zu Beginn des Jahres 1900 trug die Partei, die Masaryk gegründet hatte, den Namen „Tschechische Volkspartei“. Als sich gegen Ende der neunziger Jahre im Zusammenhang mit dem wachsenden Einfluß der sozialdemokratischen Partei ein Begriff von Demokratie allgemein durchzusetzen begann, der alle Schichten

²⁸ Schmidtová-Hartmannová: T. G. Masaryk 871.

²⁹ Ebenda 879 (s. auch oben).

³⁰ Ebenda 871.

³¹ Ebenda 869.

³² Ebenda 870.

³³ Ebenda 869.

³⁴ Ebenda.

umfaßte, übernahm ihn Masaryk als adäquatere Bezeichnung für seine Vorstellung von Humanität, Sittlichkeit und vollständiger Gleichheit der Bürger³⁵.

Befangen in der Entdeckung von Zusammenhängen zwischen Masaryk und der Volksdemokratie, ist der Autorin eine banale Erkenntnis entgangen: Der Inhalt des Begriffes „Volk“ dehnte sich vom dritten Stand der französischen Revolution auf alle diejenigen Schichten der Gesellschaft aus, denen das allgemeine Wahlrecht erteilt wurde. Mit der Volksdemokratie nach dem Zweiten Weltkrieg hatte dies nichts zu tun.

Schlußfolgerungen

Die Analyse der sozial-ethischen Dimension und des Zusammenhangs der Volksdemokratie nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Demokratieverständnis Masaryks durch die genannten Autoren zeugt von einem unzureichenden historischen Verständnis der einzelnen Erscheinungen und von einer problematischen Arbeit mit den Quellen.

Es geht allerdings nicht um den tschechoslowakischen Typ von Demokratie, wie Heumos meint, sondern um Demokratie überhaupt. Demokratie ist vor allem eine Idee, eine Absicht, die sich in der Gesellschaft durchsetzt. Ihr Erfolg hängt von der geistigen Sphäre ab³⁶. Ohne weitere Dimensionen, auch die ethische und soziale, bei Abhängigkeit von Normen und von wirtschaftlichem Erfolg und dem Sich-Verlassen auf diese, ist Demokratie, wenn sie nur institutionell gegeben ist, bedroht³⁷.

In der wiederholten Rückkehr der tschechischen Gesellschaft zur Demokratie als ihrer Existenzform sehe ich den dauerhaften Wert der Idee des tschechoslowakischen und jetzt tschechischen Staates, den unveränderten Inhalt der tschechischen Frage, wie sie T. G. Masaryk geregelt hat. Er war einer der Schöpfer jener Ideen, „die sich in irgendeinem Land, in irgendeiner Nation nur in gewaltigen Intervallen siegreich erheben“, um Stefan Zweig zu paraphrasieren³⁸. Die Berechtigung des Schrittes, den er zur Wiederherstellung der staatlichen Selbständigkeit der tschechischen Nation tat, wird auch aus dem Vergleich der politischen Systeme Deutschlands, Österreichs, der Tschechoslowakei und anderer Staaten ersichtlich. Mit Ausnahme der ČSR scheiterten die demokratischen Regime, die nach dem Ersten Weltkrieg errichtet wurden. Einen bedeutenden Anteil daran hatte die politische Kultur, die bewirkte, daß Demokratie als Lebensform der deutschen und österreichischen Gesellschaft nicht angenommen wurde. Nach Auffassung von Karl Popper „war dieser Staat – die Tschechoslowakei – unter dem Aspekt des Ideals einer offenen Gesellschaft gewiß der beste Staat in Europa“. Masaryks ethische Dimension trug dazu bei, daß die offene Gesell-

³⁵ O demokracii 10.

³⁶ Sartori: Teória 19.

³⁷ Die Bewahrung der Demokratie in Holland bei mit Deutschland vergleichbaren großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Jahr 1935 ist ebenfalls ein Beleg für den Einfluß einer demokratischen politischen Kultur. Das institutionelle Gefüge der Demokratie in Weimar scheiterte, da ihm weitere Dimensionen fehlten.

³⁸ Zweig, Stefan: Svět včerejška [Die Welt von Gestern]. Praha 1994, 9.

schaft, die für viele ein primär ethischer Begriff ist, in Prag zur lebendigen Realität einer „friedfertigen Gesellschaft wurde, die große kulturelle Interessen aufwies, die im Prinzip ethische Interessen darstellten“³⁹.

Übersetzt von Peter Heumos

³⁹ Aufzeichnung eines von Sir Karl Popper am 26. Mai 1994 in der Prager Mitteleuropäischen Universität veranstalteten Seminars, 4 und 12.

Im Original erschienen als

Broklová, Eva: Masarykova sociálně etická dimenze demokracie. In: Sto let Masarykovy České otázky. Sborník příspěvků z mezinárodní vědecké konference pořádané pod záštitou prezidenta republiky Masarykovým ústavem Akademie věd České republiky a Masarykovou univerzitou v Brně v součinnosti s Vojenskou akademií v Brně a Masarykovým muzeem v Hodoníně za podpory České pojišťovny v Brně ve dnech 26.–28. září 1995 v Brně. Praha 1997, 188–196.

VOM LESEN UND HINEINLESEN

Von Ferdinand Seibt

Eva Broklová untersucht die Interpretation der Ersten Republik durch drei deutsche Historiker, „die sich als Bohemisten alle an der Arbeit der deutsch-tschechischen Historikerkommission und deren Fachkonferenzen beteiligt haben.“ Und sie meint, mit unseren Arbeiten müsse man sich deshalb beschäftigen, weil wir „das Fehlen kritischer Rezensionen zu unseren Arbeiten als Zustimmung betrachteten ...“ – (Die Rede ist hier besonders von den Produktionen des Collegium Carolinum) und „weil der größte Streit in der tschechisch-deutschen Historikerkommission gerade die Erste Tschechoslowakische Republik betraf.“

Die Autorin macht sich also zur Sprecherin bislang unterdrückter Meinungen. Weil sie dabei mit pauschalem Schwung vorgeht und nicht nur drei Autoren, sondern auch noch das ganze Collegium Carolinum anklagt, muß man zu ihren Ausführungen wohl Stellung nehmen. Das ist nicht einfach. Denn Frau Broklová sieht vom systemtheoretischen Podium so sehr auf uns einfache Historiker herab, daß man nicht leicht ein kollegiales Gespräch mit ihr beginnen kann. Darüber klagen übrigens auch tschechische Kollegen.

Eva Broklová ist mit der systemtheoretischen Analyse der Ersten Republik befaßt, was immer auch das sein mag. Sie vermißt vornehmlich, daß wir uns nicht auch alle mit solchen Systemanalysen beschäftigen. Wir tun das nicht, aber wir hätten es, wie sie meint, tun müssen, um „Phänomene, die in isolierter Form im tschechoslowakischen politischen System problematisch erscheinen – vor allem die Funktion des Parteiensystems einschließlich des ‚Parteienstaates‘ – in einem günstigeren Licht zu sehen [...]“ Wir haben, wie ich meine, im Laufe der Jahre alle drei das politische System der Ersten Republik kritisch verteidigt, um es, geradewegs entgegengesetzt zu ihrem Vorwurf, „in einem günstigeren Licht zu sehen“, soweit uns das recht und billig erschien, wenn auch nicht systemtheoretisch geläutert. Wir haben uns dezidiert gegen Versuche aus-

gesprochen, die Erste Republik als „Fehlkonstruktion“ zu bezeichnen (BohZ 34/1993). Aber wir wenden uns gegen unkritische „Wiedererweckungen“ jeder Art, und dafür gibt es natürlich auch systemtheoretische Argumente. Solche Argumente trägt Eva Broklová in ihren Ausführungen gar nicht vor. Sie verstrickt sich statt dessen in eine Fülle von Mißverständnissen über unsere Arbeiten, daß es schwer fällt, zu antworten. Ich will das zumindest an Beispielen ihrer Kritik an meinem Buch über Deutschland und die Tschechen versuchen.

Frau Broklová benutzt die dritte deutsche Ausgabe des 1974 erstmals erschienenen Buches. Leider kennt sie die tschechische von 1997 noch nicht, denn sie hätte meine Aussagen dann wohl besser verstehen und wiedergeben können. Ich will also bei meinen Urteilen immer eine gewisse Nachsicht einhalten. Das gilt aber nicht für simple Fehler nach der Zitierweise. Die lernt man, ganz ohne Systemtheorie, im Proseminar. In einer wissenschaftlichen Diskussion wirkt die Korrektur solcher Fehler für beide Seiten peinlich. Ich muß aber derartige Peinlichkeiten aufdecken, weil damit wiederholt das ganze Mißverständnis zusammenhängt.

Ich gelte ihr als vergleichsweise konservativ. Das hat mir zwar in vielen Rezensionen noch niemand nachgesagt, weder im Hinblick auf die von mir seit Jahrzehnten entwickelten Perspektiven, noch nach meiner Themenwahl. Sollte aber damit gemeint sein, daß ich versuche, die Menschen und ihre Sorgen, die gesellschaftlichen Strukturen und ihre Chancen, die hinterlassene Schriftlichkeit aller Art und ihre Aussagen nach meiner Urteilsfähigkeit unter möglichst ausgewogenen, wenn auch mitunter ungewöhnlichen Perspektiven und wenn auch ohne Systemtheorie zu zeigen, dann bin ich zufrieden. Ich bin aber nicht zufrieden mit dem Urteil, das Eva Broklová für meinen angeblichen Konservatismus bereithält, nämlich: „Die konservative Vorgehensweise besteht darin, daß sie am meisten den einstigen Standpunkt der sudeten-deutschen Politiker gegenüber der ČSR reflektiert.“ Wenn das heißen soll, daß ich immer wieder von der Aura der politischen Vorurteile auf sudetendeutscher Seite in der Ersten Republik ausginge, auch wenn dabei an kritische Reflexionen gedacht ist, was ich einmal zu meinen Gunsten voraussetze, dann ist das jedenfalls nur die halbe Wahrheit. Ich habe mich nämlich auch mit den tschechischen Fehlern in der politischen Meinungsbildung zwischen 1918 und 1938 befaßt, ebenfalls kritisch genug, wie ich denke. Und ich gäbe viel darum, eine Aura der einseitigen Reflexionen in unserer Gegenwart nicht wiederzuerwecken. Eva Broklová referiert derart hanebüchene Mißverständnisse, daß ich dergleichen fürchte. Doch sind ihre Mißverständnisse andererseits so handgreiflich, daß ich mich auf Beispiele beschränke.

Da wird zunächst mein Versuch ganz und gar mißverstanden, beim deutschen Leser, für den das Buch 1974 geschrieben war, Verständnis für das tschechische Resentiment des „kleinen Volkes“ gegenüber dem „großen“ Deutschland zu wecken. Dem tschechischen Leser sollte dabei zum Trost gesagt werden, daß die Entwicklung vor mehr als tausend Jahren eine westslawische Großherrschaftsbildung zerstörte, die, im strukturellen Vergleich, die Konsolidierung Europas in anderen Regionen in großen Herrschaftsbildungen ermöglichte. Dem Text von Frau Broklová muß man entnehmen, ich hätte meine Überlegungen statt dessen in einem abschätzigen Sinn gemacht. Ich habe für jeden Leser des Zusammenhangs meiner Aussagen versucht, eine politische Grundstruktur in der Entwicklung Mitteleuropas zu erklären, eine Lang-

zeitstruktur, wie man sagt. Das ist alles, und für eine Systemtheoretikerin ist das womöglich sogar interessant, auch wenn es ferne Zeiten betrifft.

Zurück ins 20. Jahrhundert: „Im Zusammenhang mit der Applikation der Sprachenverordnungen wird selbstverständlich die Politik der Nadelstiche erwähnt, die nach Auffassung von Seibt häufig in einen Antagonismus mündete (Seibt 280).“ Die zitierte Stelle gibt nun aber gar keine Ausführungen von mir wieder, sondern das Urteil von F. G. Heymann, dessen Schicksal ich auch gleich skizzierte und der mir danach als ein unverdächtiger Beobachter erscheint. Nicht ich, sondern er, ein überzeugter Verteidiger der Ersten Republik, wie an Ort und Stelle zu lesen steht, sprach von einer „Politik der Nadelstiche, die oft in Antagonismus mündete“ und fügt hinzu, wie Frau Broklová auch hätte lesen und fachgerecht zitieren sollen, „den eine weise Politik besser vermieden hätte“ (Seibt 280).

Auf der gleichen Seite zitiere ich auch Elizabeth Wiskemann, die Frau Broklová offenbar ebenfalls nicht kennt, mit dem Satz: „Die Rechte der Minderheiten wurden von den Behörden oft eingeschränkt.“ Das Zeugnis von Frau Wiskemann findet Frau Broklová „wissenschaftlich nicht überzeugend und unter dem Gesichtspunkt der Methode zweifelhaft“. Das kommt eben daher, daß sie sich nicht nach der Qualität meiner Zeugin umsieht. Dann ist das allerdings eine Frage der Methode, der „kritisch genetischen“ nämlich, die seit zweihundert Jahren unter Historikern als eine Grundvoraussetzung aller Interpretation gilt: E. Wiskemann gilt als hervorragende britische Sachkennerin. Das muß man einfach beachten, wenn man methodische Zweifel erhebt!

Und noch ein Beispiel zu Broklovás Umgang mit meinen Aussagen von derselben Buchseite 280: „Bei der Konstatierung der antideutschen Ausrichtung der Bodenreform spricht der Autor vom ‚Verlust deutschen nationalen Bodens [...]‘“. Ich habe weder von einer „antideutschen Ausrichtung“ noch vom „Verlust deutschen nationalen Bodens“ gesprochen. Ich habe in Wahrheit, und zwar schon in den sechziger Jahren, den für meine Kritik am traditionellen Geschichtsbild vieler Sudetendeutscher grundlegenden Versuch gemacht, mithilfe der tschechoslowakischen Statistik und anderer weniger zugänglicher Zeugnisse zu zeigen, daß die Bodenreform, im europäischen Vergleich anerkennenswert, wie ich sie nannte, gerade keiner antideutschen Ausrichtung zu beschuldigen ist und daß bis 1937 „der Verlust von ‚deutschem Volksboden‘ in geschlossenen Siedlungen verhältnismäßig gering“ gewesen sei (Seibt 281). So stehts in meinem Buch! Ich hatte dabei den „deutschen Volksboden“ ausdrücklich in Apostroph gesetzt, um zu zeigen, daß dieser Begriff nicht zu meiner Betrachtungsweise gehört und also um Verwechslungen mit meiner Diktion zu vermeiden, wie sie eben Frau Broklová unterliefen. Mir liegt wirklich etwas daran, nicht über „deutschen Volksboden“ in der Sprache der „Volkstumskämpfer“ von ehedem zu reden, und niemand wird mir auch je irgendwo einen solchen Sprachgebrauch nachweisen können. Das ist für mich eine wichtige Feststellung, und wenn man will, gehört sie zwar nicht zur politischen, aber zur linguistischen Theorie meiner Ausdrucksweise.

Meine Argumentation hat mir seinerzeit massive Proteste von sehr unverständigen und sehr wissenschaftsfremden Lesern eingetragen. In meinem Urteil über solche Leute war ich bisher, das muß ich zugeben, durchaus national einseitig. Hier muß ich

wohl mein Urteil nun nach den Ausführungen von Frau Broklová auch auf Angehörige der tschechischen Nation erweitern.

Ein nächstes Verdikt über mich findet Frau Broklová auf S. 333: „Beispielsweise erwähnt er die ‚Staatstreue‘ der SdP [...]“. Sehen wir noch einmal in mein Buch! Der inkriminierte Satz heißt: „Es ist aber nicht nur wichtig, den endgültigen Schluß der Befehlskette zu konstatieren, sondern ebenso, die Staatstreue der Sudetendeutschen Partei bis zum Jahresende 1937 festzustellen, sei sie nun von vornherein nur Täuschung gewesen, [...] sei sie erst im Lauf der Entwicklung allmählich abgelegt [...]“. Hier steht bei mir die Staatstreue also nicht im Apostroph. Mit dem „Schluß der Befehlskette“ meine ich das bekannte Protokoll vom 28. März 1938. Mit der „Staatstreue“ meine ich, wie könnte es anders sein, das Ansehen der Partei nach außen, wie es die tschechischen Behörden, wie es aber auch die sudetendeutschen Wähler haben mußten, und wie es denn die Akten und alle Quellen zur Erfassung der öffentlichen Meinungsbildung nach allen wachsenden Einsichten bis heute aufweisen. Das ist seit langem bekannt, und noch niemandem ist ein Beweis für das Gegenteil gelungen. Ich selber habe mich – wieder geradewegs im Gegensatz zu dem Urteil von Frau Broklová über mein Anliegen – darum bemüht, den frühen Spuren staatsfeindlichen Antiparlamentarismus und nationalsozialistischer Gesinnung in einer der sudetendeutschen „Gesinnungszeitschriften“ nachzuspüren – dieser Versuch ist in den *Soudobé dějiny* 2 (1995) auch in tschechischer Sprache publiziert worden, Frau Broklová hätte sich zumindest hier mit meinem Urteil bekannt machen können.

Ich halte es für recht und billig, wenn der deutschen Selbstkritik allemal auch die tschechische folgte in unserem seit acht Jahren offenen Dialog. Ich habe deshalb auch großen Respekt vor einigen tschechischen Kollegen und Kolleginnen. Mir scheint eine solche Aufgabe geradewegs vordringlich zur Vermeidung eines neuerlichen Anwaltsdenkens unter Historikern.

Bei Frau Broklová: nichts von alledem. Ich könnte ihre Kritik achselzuckend vom Tisch wischen. Ich will sie ernster nehmen: Solche massiven Mißverständnisse gefährden das zarte Pflänzchen der Verständigung, das seit mehr als hundert Jahren zum erstmal, und das weiß ich doch wohl gut aus jahrzehntelanger wissenschaftlicher, wenn auch nicht systemtheoretischer Beobachtung, tschechische und deutsche Historiker an einem Tisch gebracht hat. Wir sollten immerzu viel voneinander lesen und miteinander reden, um dieses Pflänzchen nicht verkümmern zu lassen. Aber mit Frau Broklová möchte ich erst wieder reden, wenn sie meine Arbeiten besser lesen gelernt hat!

DER KLABAUTERMANN UND DER LYDISCHE HIRTE: AUS DEM SCHATZKÄSTLEIN ERBAULICHER HISTORIE

Von Peter Heumos

Wissenschaftliche Kontroversen beleben das Geschäft.* Die Polemik Eva Broklovás gegen einige Beiträge zur tschechoslowakischen Geschichte zwischen 1918 und 1948, die ich in den letzten Jahren an verschiedenen Stellen veröffentlicht habe, geht

* Frank Hadler danke ich für sachkundige Anregungen und stilistische Verbesserungen.

jedoch an den Aussagen dieser Beiträge so weit vorbei, daß von einer wissenschaftlichen Kontroverse im herkömmlichen Sinne nicht die Rede sein kann. Broklovás Polemik ist zuallererst ein methodisch betriebenes „Kannitverstan“ mit dem Ziel, Mauern gegen ein bestimmtes Frageinteresse zu errichten. Es ist nicht ohne Logik, daß Broklová unter dem Druck einer solchen Immunisierungsstrategie die Auseinandersetzung auf eine andere, billige Punktgewinne versprechende Ebene verlagert und den schauernden Leser wissen läßt, daß ich – ganz schlüssig ist sie sich da allerdings nicht – entweder dem Denken der braunen Horden folge (S. 390, 394) oder im Fahrwasser roter Interpretationen segle (S. 398).

Da Broklová meine Argumente aus dem Zusammenhang isoliert, sie durch ihre Zitierweise dermaßen unkenntlich macht, daß ich selbst sie kaum wiedererkenne und ihre Einwände auf Voraussetzungen beruhen, die ich gerade in Frage stelle, bleibt mir nichts anders übrig, als meine Thesen¹ noch einmal knapp darzustellen. Mit einigen Sätzen gehe ich auf die Deutungskonstrukte ein, die der Polemik Broklovás zugrunde liegen. Dies auch deshalb, weil Broklová mit ihren Auffassungen nicht allein steht. Mit dem Hinweis auf Tendenzen, die über die Ausführungen der Autorin hinausgehen, könnte die in der Sache bisher eher unergiebigte Auseinandersetzung vielleicht doch einen Sinn machen.

I. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die Frage, auf welche Weise in der Ersten Tschechoslowakischen Republik gesellschaftlich-politische Konflikte geregelt wurden und wie die tschechoslowakische parlamentarische Demokratie der Zwischenkriegszeit organisiert war. Dazu kommt die keineswegs originelle Feststellung, daß die Geschichte keine tabula rasa kennt, d. h. daß die tschechische und slowakische Gesellschaft trotz der tiefgreifenden Veränderungen ihres politischen Systems in den Einschnitten von 1938/39 und 1945 und trotz der damit auch verbundenen enormen Umbrüche ihrer sozialen Struktur vieles von ihren traditionellen Wertorientierungen, Denkvorstellungen und politischen Verhaltensmustern bewahrten, was bei der kommunistischen Machtübernahme 1948 schließlich eine Rolle spielte. So steckten beispielsweise ein Drtina und andere in der Regierungskrise im Februar 1948 so tief in der politischen Vorstellungswelt der Ersten Tschechoslowakischen Republik, daß sie in der Nationalen Front nichts anderes zu sehen vermochten als eine „volksdemokratische Pětka“.

Unter dem Aspekt der gesellschaftlich-politischen Konfliktregelung war die Erste Tschechoslowakische Republik – wie Österreich oder die Schweiz in jener Zeit – eine Proporzdemokratie, d. h. die Interessenabstimmung zwischen den Parteien der Regierungskoalitionen vollzog sich im Wege des Junktims, durch punktuelle Alliiierung sachlich begrenzter Interessen. Proporzsysteme sind als Gleichgewichtskonstruktionen gedacht und funktionieren in der Praxis auch so; das erklärt die vergleichsweise hohe soziale Stabilität der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Diese hatte andererseits ihren Preis: Das Konfliktregelungsmuster des Junktims bzw.

¹ Deren Grundmuster in: Thesen zur sozialgeschichtlichen Dimension eines Systemzusammenbruchs. Das Beispiel der Ersten Tschechoslowakischen Republik 1938/39. Archiv für Sozialgeschichte 34 (1994) 55–61.

der paktierten Gesetzgebung erwies sich angesichts großer wirtschaftlicher und sozialer Probleme (Weltwirtschaftskrise) als zu begrenzt, da wegen der Aufrechterhaltung des politischen Gleichgewichts zwischen den Parteien Veränderungen nicht zu Lasten der im Proporzkartell etablierten politischen Kräfte gehen durften. Wichtig ist ferner die im Gefolge der Proporzkonstruktion über Ämterpatronage und „Encadrierung“ hergestellte parteipolitische Segmentierung der gesellschaftlichen und politischen Sphäre, die das ohnehin sehr stark zersplitterte gesellschaftliche Organisationswesen (intermediäres System) der ČSR auf einer zweiten Ebene noch einmal desintegrierte. Die Tatsache, daß im tschechoslowakischen gesellschaftlichen Organisationsystem in hohem Maße Ordnungsvorstellungen über eine „staatsfreie“ Lösung gesellschaftlicher Konflikte verbreitet waren (wie sich etwa am Genossenschaftswesen und am antietatistischen Sozialismus-Konzept der tschechoslowakischen nationalen Sozialisten zeigen läßt), förderte Tendenzen zur Abkoppelung sozialer Probleme von staatlicher Zuständigkeit und den zentralen politischen Entscheidungsarenen; das ist beispielsweise für den industriellen Konflikt (u. a. über das Genter System) weitgehend gelungen. Andererseits wurde gerade an der spezifischen Regelung des industriellen Konflikts deutlich, daß das gesellschaftliche Organisationssystem bei hoher Fragmentierung, entsprechend punktueller Problemlösungskapazität und mit beschränktem Zugang zu den zentralen politischen Machtorganen, keine effektive Interessendurchsetzung leisten konnte: Daher mußten substitutive Regelungen gefunden werden, die informeller, nichtinstitutionalisierter Natur waren und Interessendurchsetzung an personale Vermittlungsmuster banden. Auf der politischen Ebene finden wir Vergleichbares, wenn wir an das informelle republikanische Machtzentrum der „Burg“ (hrad) denken oder den dem Parlament vorgeschalteten Fünferausschuß (pětka), ein extrakonstitutionelles Gremium, das im wesentlichen darüber entschied, welche Fragen als „politikfähig“ in die Verhandlungen des Parlaments gelangten. Ein Reflex solcher Strukturen läßt sich u. a. in Masaryks Demokratiebegriff nachweisen, der die ethische, sozialmoralische und -philosophische Dimension von Demokratie unterstreicht, deren institutionelle Arrangements aber weniger. Zweifellos ermöglichten die informellen Vermittlungsmuster eine elastische (weil programmatisch unscharfe) Form des Interessenausgleichs, sie waren zugleich ein Symptom der Schwäche des demokratischen Institutionen- und gesellschaftlichen Organisationsystems der ČSR: Im einen Falle lassen sie es gar nicht dazu kommen, daß die organisatorischen Arrangements der parlamentarischen Demokratie wirklichen Belastungsproben ausgesetzt werden und höhlen diese damit aus (was im sang- und klanglosen „Eingehen“ der Nationalversammlung nach 1933 zum Ausdruck kommt), im anderen Fall können sie lediglich eine punktuelle und inkonstante Form der Interessenvermittlung leisten (wie an der schwankenden Erfolgsbilanz der zwischen Industrie und Regierungsbehörden vermittelnden Arbeiterdeputationen abzulesen ist). Für die Bestandsschwäche des intermediären Systems ist schließlich in Anschlag zu bringen, daß dessen organisatorische Partikel aufgrund ihrer z. T. extrem hohen Spezialisierung nur fallweise als politischer Machtfaktor auftraten, nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach bloß dann, wenn eben diese hochspezialisierten Interessen berührt wurden. Da Interessengruppen in aller Regel nur so stark sind, als sie bestimmte Interessen monopolisieren und damit national legitimieren können, ist die hohe Fragmentie-

rung des gesellschaftlichen Organisationswesens der ČSR in der Zwischenkriegszeit ein Indiz für dessen relative Machtlosigkeit im gesamtpolitischen Prozeß. Dieser Zustand räumte dem Staat und autoritär-rechtsgerichteten Orientierungen, die in der Ersten Tschechoslowakischen Republik zu keiner Zeit die Oberhand gewinnen konnten, in Krisenzeiten eine dominante Einflußchance ein, was zu der Frage berechtigt, ob gesellschaftlich-politischer Pluralismus per se, unabhängig davon, wie dieser *organisiert* ist, als Garant von Demokratie vorausgesetzt werden kann. Nach der Zerschlagung der Ersten Tschechoslowakischen Republik im Frühherbst 1938 brechen die hochdifferenzierten demokratischen gesellschaftlichen und politischen Organisationsstrukturen ohne nennenswerten Widerstand zusammen, werden durch einige Großorganisationen ersetzt, die den demokratischen Leitbildern der Zwischenkriegsrepublik nicht mehr entsprechen und im Frühjahr 1939 im *Národní souručenství* (Nationale Gemeinbürgschaft) integriert werden, das den autoritären Ständestaat des italienischen Faschismus propagiert. Dieser Vorgang macht unübersehbar klar, daß es der Ersten Tschechoslowakischen Republik nicht gelungen war, ihr demokratisches Potential organisatorisch zu bündeln².

Unter anderen gesamtpolitischen Vorzeichen wiederholt sich dieser Systemzusammenbruch zehn Jahre später während der kommunistischen Machtübernahme: Die traditionellen Organisationsmuster gesellschaftlich-politischer Interessen waren zwischen 1945 und 1948 noch lebendig, durch Okkupation und Krieg aber entkräftet und lagen quer zum „stählernen Gehäuse“ eines neuen Systems der Organisation gesellschaftlicher und politischer Interessen, das diese – auch in einer kritischen Wendung gegen die Zwischenkriegsrepublik – großflächig zusammenfaßte und autoritär aggregierte (weitreichende Vereinfachung des Parteienwesens, Errichtung von Massenorganisationen auf der Grundlage des Einheitsverbandsprinzips etc.). Dieses neue System schnitt die Mitgliedschaften von Parteien und Verbänden soweit von ihren Sozialisationserfahrungen ab, daß sie für die nunmehr geforderten gesellschaftlichen Wertorientierungen und politischen Verhaltensmuster kaum mobilisiert werden konnten: Der Februarumsturz 1948 vollzog sich über den Köpfen einer wie 1938/39 qua Organisation mediatisierten Bevölkerung als „passive Revolution“, wie es ein amerikanischer Historiker formuliert hat³.

II. Es soll genügen, an drei Beispielen zu zeigen, wie Broklová die hier skizzierten Zusammenhänge wiedergibt. So unterschlägt sie bei meiner Bemerkung, das gesellschaftlich-politische System der ČSR sei an die Grenzen seiner Problemlösungskapazität gestoßen (S. 385), die Tatsache, daß ich diesen Begriff ausdrücklich auf das Konfliktregelungsmuster der paktierten Gesetzgebung bzw. des Junktims beziehe, das sich – wie oben schon erwähnt – jedenfalls in den dreißiger Jahren (allerdings auch schon davor) als zu begrenzt erwies. Mit dem Falschgeld dieser Simplifizierungsstrategie verschafft sich Broklová die sympathieheischende Pose, daß sie gegen jemanden

² Mit bis heute nicht übertroffener Prägnanz dazu Kennan, George F.: From Prague after Munich: Diplomatic Papers 1938–1940. Princeton 1968, 99.

³ Bloomfield, Jon: Passive Revolution. Politics and the Czechoslovak Working Class 1945–1948. New York 1979.

zu Felde zieht, der grundsätzliche Zweifel an der Lebensfähigkeit der „offenen Gesellschaft“ hegt. Zweitens meint Broklová, daß ich das spezifische Demokratieverständnis Masaryks als einen der verursachenden Faktoren für die Entstehung der Zweiten Republik und die Etablierung der kommunistischen Herrschaftsordnung betrachte (S. 389). Dazu nur dies: Mir geht es nicht um die ideelle Genese der auf die Erste Tschechoslowakische Republik folgenden politischen Systeme. Was mich allein interessiert, sind Strukturen der Organisation gesellschaftlicher und politischer Interessen, die die Systemzusammenbrüche von 1938/39 und 1948 vergleichbar machen. Gerade das, was nach dem Zweiten Weltkrieg an Vorkriegstraditionen noch lebendig war, kam den kommunistischen Machtsicherungsstrategien entgegen. Zu diesen Vorkriegstraditionen gehörte die Neigung der politischen Eliten (einschließlich Masaryks), die institutionellen Arrangements der parlamentarischen Demokratie durch informelle Vermittlungs- und Entscheidungsstrukturen zu „entlasten“, ihnen dergestalt Konflikte zu ersparen⁴ (was nicht für das Vertrauen in diese Institutionen spricht) und sie damit zugleich ihres Eigengewichts zu berauben: Die von niemandem kontrollierte, der Nationalversammlung als „Filter“ vorgelagerte Nationale Front, die sich im September 1947 noch einmal bindend versichern ließ, daß alle Abgeordneten im Parlament so abstimmen würden, wie es die Beschlüsse der Nationalen Front vorsahen, tat in diesem Sinne nichts anderes als die von niemandem kontrollierte Pětka vor 1938. Herausragende Vertreter der nichtkommunistischen Parteien haben das denn auch – wie eingangs erwähnt – ausdrücklich bestätigt. In besonders krude Formeln kleidet Broklová meine Anmerkungen zur Frage der hochgradigen Zersplitterung organisierter gesellschaftlicher und politischer Interessen in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (S. 390 f.). Ihr eifernder, breit ausgeführter Einwand, Zersplitterung als solche sei nicht aussagekräftig, geht freilich völlig ins Leere, da ich die Fragmentierung des gesellschaftlich-politischen Systems der ČSR – was unsere Autorin verschweigt – nur in der Verknüpfung mit zwei Sachverhalten diskutiere, die dem Problem überhaupt erst das Gewicht eines Strukturmerkmals geben, nämlich a) mit der Abkoppelung sozialer Interessen von zentralen politischen Entscheidungsarenen (besonders deutlich am industriellen Konflikt), die ihre Einbeziehung in das politische System schwächt, und b) mit der nochmaligen Desintegration organisierter gesellschaftlicher Interessen auf der Ebene der Segmentierung des Parteienwesens, die die Bildung von Allianzen auch bei inhaltlich übereinstimmenden Interessen außerordentlich erschwerte⁵ und das Parteienwesen unter dem Aspekt einer effektiven Regelung gesellschaftlicher Konflikte gerade nicht als integrierenden Faktor erscheinen läßt.

⁴ Bestätigend zu dieser Konfliktvermeidungsstrategie der Hinweis Broklovás auf die übliche Praxis, Gesetzentwürfe noch vor ihrer Verabschiedung durch das Parlament Masaryk vorzulegen. Vgl. oben, S. 403.

⁵ Am Beispiel des tschechoslowakischen kleingewerblichen Sektors der Zwischenkriegszeit dazu neuerdings Marek, Pavel: K problematice včleňování českých středních vrstev do politického systému ČSR v letech 1918–1938 [Zur Problematik der Eingliederung der tschechischen Mittelschichten in das politische System der ČSR in den Jahren 1918–1938]. In: Masarykova filozofie pojetí demokracie a existence pluralitního politického systému 1. republiky. Sborník příspěvků ze IV. ročníku semináře Masarykova muzea v Hodoníně 21.–22. 11. 1996. Hodonín 1997, 58–73.

Meine Argumente mögen wissentlich oder unwissentlich unrichtig wiedergegeben worden sein: Das Ergebnis ist jedenfalls ein Ausmaß ihrer Entstellung, das eine sachbezogene Diskussion nicht zuläßt. Nun gibt sich Broklová keineswegs mit dem historischen Gegenstandsbereich als solchem zufrieden; ihr geht es auch um Methoden, um die Theorie, um Konzeptionelles (S. 384). Da ich auf dieser Ebene womöglich noch schlimmerer Defizite geziehen werde, scheint sich zumindest hier ein Ansatzpunkt zu bieten, um in eine Auseinandersetzung einzutreten, die von der Natur des Gegenstands her dann freilich eher über den Sachen steht als in ihnen.

III. Broklová möchte nicht, daß man sich der Ersten Tschechoslowakischen Republik mit dem Begriffsapparat nähert, den ich in meinen Beiträgen benutze: dieser sei abstrakt, zeige keinen Respekt vor den historischen Tatsachen, sei unverständlich und verhindere Erkenntnis, anstatt sie zu fördern (S. 385). Soweit der Vorwurf der Unverständlichkeit meine Fähigkeiten betrifft, Sachverhalte klar zu formulieren, nehme ich ihn mir reuevoll zu Herzen, soweit er aber eine Art des Denkens betrifft, bedarf er der Erläuterung.

Vorauszuschicken wäre, daß Broklovás harsche Einwände wohl nicht als Ablehnung strukturgeschichtlicher Interpretationsversuche überhaupt zu verstehen sind, da auch sie den Anspruch erhebt, die politische Ordnung der Ersten Tschechoslowakischen Republik als System darzustellen⁶. Zweitens entnehme ich alle Begriffe dem üblichen sozialgeschichtlichen Vokabular bzw. der Sprache der historisch orientierten Soziologie⁷. Daß ich – drittens – gerügt werde, respektlos mit den historischen Tatsachen umzugehen⁸, ist nur noch einmal ein Beleg dafür, daß Broklová zu der Fragestellung, um die es geht, nichts zu sagen weiß, wie an der unterschiedlichen Einord-

⁶ Broklová, Eva: Československá demokracie. Politický systém ČSR 1918–1938 [Die tschechoslowakische Demokratie. Das politische System der ČSR 1918–1938]. Praha 1992.

⁷ Sehr viel gelernt habe ich aus der britischen „industrial democracy“-Forschung und den Studien von M. Rainer Lepsius, die am leichtesten in dieser Aufsatzsammlung zugänglich sind: Lepsius, M. Rainer: Interessen, Ideen, Institutionen. Opladen 1990.

⁸ Broklová ist nicht legitimiert, als jemand zu posieren, der den historischen Fakten eine sorgfältige Behandlung angedeihen läßt. Daß die Autorin keine Skrupel kennt, dem Leser krasse Unwahrheiten aufzutischen, mag das folgende Beispiel zeigen: Zum „Beweis“ dessen, daß die deutsche Bevölkerung in der Tschechoslowakei in Zeiten wirtschaftlicher Not durch die Regierung in höherem Maße unterstützt wurde, als dies dem Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung der ČSR entsprach, teilt die Autorin mit, daß in den Jahren 1930–1935 über die deutschen Gewerkschaften mehr als 42 Prozent der für die Arbeitslosenunterstützung zur Verfügung stehenden Mittel ausgezahlt wurden, obwohl der deutsche Bevölkerungsanteil erheblich niedriger lag. Broklová: Československá demokracie 139. Arbeitslosenunterstützung – und das verschweigt die Autorin wohlweislich – wurde über das in der Tschechoslowakei eingeführte Genter System staatlicherseits jedoch grundsätzlich nur den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern ausgezahlt, so daß die genannten 42 Prozent lediglich den Anteil an der Gesamtsumme der Unterstützung wiedergeben, der den Arbeitern deutscher Nationalität aufgrund ihres gewerkschaftlichen Organisationsgrades zustand.

Broklová wäre außerdem gut beraten, sich ihres hausbackenen positivistischen Tatsachenbegriffs nicht mehr als Argument gegen andere zu bedienen, da die scharfsinnigeren (und mittlerweile repräsentativen) Spielarten des neueren Positivismus (Popper) diesen Tatsachenbegriff schon vor Jahrzehnten beerdigt haben. Vgl. Popper, Karl R.: Conjectures and Refutations. London 1963, 23 und 387.

nung des *Národní souručenství* deutlich wird: Broklová besteht darauf, daß dem *Národní souručenství* auch Demokraten angehörten und der Großverband nicht kollaborierte (dies die historische Tatsache, der ich Respekt zu zollen hätte). Mich dagegen interessieren die strukturellen Voraussetzungen, unter denen ein demokratisches gesellschaftliches Organisationssystem in eine autoritäre Großorganisation mit ständestaatlich-faschistischer Programmatik übergeht. Broklovás Versuch, die Gebietsverluste und die schließliche Zerschlagung der Tschechoslowakei als Erklärungsformel für den Zerfall und die radikale Umorientierung des gesellschaftlich-politischen Organisationssystems ins Spiel zu bringen, suggeriert einen einsinnigen Bedingungs-zusammenhang zwischen dem Verlust staatlicher Souveränität und anschließender autoritärer politischer Entwicklung, der – sollte er sich nur auf die Tschechoslowakei beziehen – den Schluß nahelegt, Demokratie sei in der tschechoslowakischen Zwischenkriegsrepublik eine abhängige Variable außenpolitischer Stabilität und damit gewissermaßen inauthentisch gewesen. Sollte dieser Bedingungs-zusammenhang aber allgemein gelten, ist er empirisch nicht haltbar: Als die braune Barbarei im September 1939 Polen überflutete, standen auf den Barrikaden Warschaus „Bürgerbataillone“, die nach den Parteien der Zweiten Republik organisiert waren⁹ und so demonstrieren, daß selbst eine Staatskrise größten Ausmaßes die soziale Verankerung und damit die Stabilität der politischen Organisationen nicht in Mitleidenschaft ziehen konnte¹⁰. Schließlich und viertens verzichtet Broklová auf eine nähere Erläuterung ihrer unwirschen Feststellung, daß die von mir verwendeten Begriffe Erkenntnis verhindern. Nun sind diese Begriffe – auf ihre Herkunft wurde oben hingewiesen – allesamt aus Untersuchungen zum üblichen Typus der Klassengesellschaft des 20. Jahrhunderts herausgezogen worden, und die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit ist ja wohl doch diesem Typus zuzurechnen, auch wenn Broklová die dadurch bedingte konzeptionelle Nivellierung für einen Frevel an der Würde ihres Forschungsgegenstandes (S. 405 f.) halten mag. Zudem können natürlich Erkenntnisinteressen nach Art und Reichweite so erheblich differieren, daß sich zwischen ihnen keine begriffliche Brücke mehr schlagen läßt. Ob man beispielsweise – wie Broklová – zur Einschätzung der Rolle Masaryks in der Ersten Tschechoslowakischen Republik den biedereren Katechismus seiner Jünger noch einmal nachbetet (S. 401) oder anhand dieser öffentlich fingierten übermächtigen Figur den Versuch unternehmen würde, die psychosoziale Genese kollektiver Wunschträume und ihre Umleitung auf Mechanismen gesellschaftlicher Idolbildung zu analysieren – das sind nun einmal verschiedene Welten, die sich nach Begriffsapparat, Erkenntnisinteresse und Erkenntnisgewinn wechselseitig ausschließen.

⁹ Dunin-Wąsowicz, Krzysztof: *Polski ruch socjalistyczny 1939–1945* [Die polnische sozialistische Bewegung 1939–1945]. Warszawa 1993, 14–31.

¹⁰ Wie tief dagegen auf der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Seite die Destabilisierung gerade des Parteiensystems in der Krise der Jahre 1938–1939 ging, zeigte sich später bekanntlich auch im tschechoslowakischen politischen Exil in London, wo Beneš mühelos durchsetzte, daß nicht die Parteien ihre Vertreter in die Exilinstitutionen delegierten, sondern er selbst diese Institutionen mit ihm genehmen Personen – auch aus den Kreisen der Parteien – besetzte. Vgl. Brandes, Detlef: *Großbritannien und seine osteuropäischen Alliierten 1939–1943. Die Regierungen Polens, der Tschechoslowakei und Jugoslawiens im Londoner Exil vom Kriegsausbruch bis zur Konferenz von Teheran*. München 1988, 95 (VCC 59).

Broklovás Rundumschläge spannen den Leser auf die Folter: Je grobschlächtiger ihre Attacken, desto größer die Neugier, wie denn nun ihre eigenen Interpretationen aussehen, die unter der Bezeichnung „Theorie“ daherkommen und nach Auskunft der Autorin sogar die Weihe internationaler Tagungen empfangen haben und dort als dem „Standard“ genügende Muster gewürdigt worden seien (S. 384).

Welchen Einsichten Broklová bei der komparativen Untersuchung politischer Systeme und welcher Erkenntnis sie nachstrebt, liest sich folgendermaßen: Der Vergleich des tschechoslowakischen politischen Systems mit anderen politischen Systemen der Zwischenkriegszeit führe zu der überraschenden Erkenntnis, daß sich Elemente dieses Systems, die bei isolierter Betrachtung „problematisch“ erscheinen könnten, auch in anderen politischen Systemen wiederfinden. Dies biete die Möglichkeit zu „entsprechenden theoretischen Schlußfolgerungen“ im Hinblick auf die Einschätzung des tschechoslowakischen politischen Systems (S. 383 f.). Dem Leser schwant, worauf das hinauslaufen soll, und seine Ahnung trügt ihn nicht: Eine Probe aufs Exempel liefert Broklová in ihrem Buch über die tschechoslowakische Demokratie, das auch dazu dienen soll, die Spezifika der Ersten Tschechoslowakischen Republik in den „allgemeinen Kontext der europäischen und der Weltgeschichte“ einzuordnen¹¹. Dort kann sich die Autorin zwar zunächst nicht ganz entscheiden, wie etwa die Pětka im politischen System der ČSR zu bewerten sei¹², beendet das Rätselraten dann aber doch mit der „theoretischen Schlußfolgerung“, so etwas wie die Pětka habe es schließlich auch in anderen Ländern gegeben¹³.

Das ist alles so schön, daß man gar nicht widersprechen mag. Das alles zeigt zugleich noch einmal die Grenzen einer Diskussion mit Broklová: Wenn das Erkenntnisinteresse gerade dort, wo es über den eigenen nationalen Horizont hinausgeht, nur so weit reicht, um sich in seiner intellektuellen Provinzialität („anderswo war es auch nicht besser“) selbstzufrieden einrichten zu können, dann geht es nicht im Ernst darum, die Erste Tschechoslowakische Republik auf den angemessenen Begriff zu bringen. Vielmehr geht es darum, die Zwischenkriegsrepublik gegen einen analytischen Zugriff, der den verlangten Kotau vor dem Forschungsgegenstand nicht macht, für ein Stück erbaulicher Historie im Sinne jenes volkspädagogisch orientierten öffentlichen Ermunterungsdienstes zu retten, dem sich neben Broklová freilich auch eine ganze Reihe anderer tschechischer Historiker verschrieben haben¹⁴. Als ein Vehikel zur Herstellung dieser Erbaulichkeit fungiert – wie auch und gerade Broklovás Schriften zeigen – die Person des ersten Staatspräsidenten der Tschechoslowakei, dem inzwischen kolossale Dimensionen zugeschrieben werden: Den faszinierten Leser läßt Broklová wissen, daß Masaryks Wirken im sozialen Bereich ungleich effektiver gewesen sei als die Implementierung verfassungsmäßig verbürgter sozialer

¹¹ Broklová: *Československá demokracie* 9.

¹² Ebenda 46, 150.

¹³ Ebenda 45.

¹⁴ Vgl. u. a. Valenta, Jaroslav: *My a naši sousedé v Podivenovi* [Wir und unsere Nachbarn im Podiven]. *Dějiny a současnost* 1992, H. 3, 56–58. – Olivová, Věra: *Manipulace s dějinami první republiky* [Manipulationen der Geschichte der Ersten Republik]. *ČČH* 91/3 (1993) 442–459.

Rechte in anderen Ländern (S. 402), wofür die Autorin denn auch gleich den Beweis antritt: Masaryk habe nie eine Arbeiterdeputation vergeblich an seine Tür klopfen lassen, auch wenn sich diese gar nicht angemeldet hatte (S. 401).

Andererseits sollte man die Vorteile einer um Masaryk zentrierten Tschechoslowakei-Forschung nicht verkennen. Denn dem grübelnden Forscher, der sich keinen Rat mehr weiß, bietet sich Masaryk als Klabaftermann¹⁵ an: Ist die Erklärungsnot am größten, ist Masaryk am nächsten. Niemand weiß das besser als Broklová, in deren Buch über das politische System der ČSR zwischen 1918 und 1938 sich ein Siebenteil aller Anmerkungen auf Werke Masaryks und Benešs bezieht¹⁶, wobei das Diktum der Autoritäten im Streit der Meinungen durchaus Letztgültigkeit beansprucht: Sind deren Worte erst einmal gefallen, gibt es nichts mehr zu sagen. Dies gilt in gleicher Weise für die von Broklová bemühten wohlwollenden Urteile ausländischer Kapazitäten über die Tschechoslowakei (S. 405f.).

Der beflissen-devote Umgang Broklovás mit den Autoritäten vergangener Zeiten hat seine komischen Züge. Gleichwohl mag es so sein, daß die gesellschaftliche Situation nach dem Zusammenbruch des Kommunismus in gewissem Maße nach einem an vorkommunistische Verhältnisse anknüpfenden Denken verlangt, das die Dimension der Erinnerung offenhält und der Erosion des Überlieferten entgegenwirkt. In diesem Sinne ist Nietzsches monumentalische Geschichtsschreibung offenbar immer noch ein probates Mittel: Sie richtet sich auf das „vergangene Große“, das der Gegenwart mit dem imperativen Anspruch des Modells entgegentritt. Das vergangene Exempel soll zum Ausbruch aus der aktuellen Malaise ermutigen und der Gegenwart Sinn und Perspektiven des Handelns verleihen, wie in der Betrachtung über „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ dargelegt wird¹⁷.

Aneignung von Traditionen wird gewiß nur dann zur lebendigen Anwendung auf die gegenwärtige Situation, wenn die zukunftssträchtigen Ideen der Vergangenheit von mitgeschleppter Apologetik geschieden werden. Bei Broklová ist Erbaulichkeit die Tünche der Apologetik, und wie mühsam sie gegen widerstreitende Realitäten durchgehalten werden muß, zeigt sich schon am Wandel der Diktion der Autorin, wenn sie sich bei der Betrachtung der Ersten Tschechoslowakischen Republik von Masaryk ab- und profanen Dingen zuwendet: Während das Idol in der historischen Manier der „Kultur des Allesverstehens“ (Dilthey) mit kaum noch zu überbietender Betulichkeit nachempfunden wird, schlägt Broklová unvermutet einen aggressiven, geradezu rupigen Ton an, wenn Störenfriede in ihre Idylle einbrechen, etwa das slowakische Problem der Zwischenkriegsrepublik, das sie denn auch flugs wieder aus der Welt schafft, indem sie es umstandslos und unter ganz erheblicher Verkürzung des Problemzusammenhangs allein dem Sündenkonto der Slowaken anlastet¹⁸.

¹⁵ Kobold im norddeutschen Volksglauben, der a) in schwierigen Lagen hilft oder b) einem Schiff Unglück bringt.

¹⁶ Heumos, Peter: Probleme des Neuanfangs. Bemerkungen zu Konzeptionen und Methoden der tschechischen zeitgeschichtlichen Forschung nach 1989. *BohZ* 34/2 (1993) 359–380, hier 379.

¹⁷ Nietzsche, Friedrich: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. In: *Ders.: Werke in drei Bänden*. Bd. 1. Köln 1994, 154–242.

¹⁸ Broklová: *Československá demokracie* 124.

An dieser Stelle deutet sich an, daß Broklová die Kontrolle über ihren Untersuchungsgegenstand entgleitet. Es ist ihr Ziel, den demokratischen Charakter der Ersten Tschechoslowakischen Republik nicht nur – worauf ich mich beschränke – anhand institutioneller und organisatorischer Aspekte zu erfassen. Demokratie sei vor allem ein „Zustand der Gesellschaft“ und habe in der Praxis „seit den Zeiten Perikles“ auch so funktioniert (S. 390). Meine Fragestellung sei daher beschränkt, mir fehle die Kenntnis der großen Theoretiker, die Demokratie als eben jenen „Zustand der Gesellschaft“ verstanden haben (S. 390). Daß es mit der Bestimmung von Demokratie schwierig wird, wenn diese äußerer Objektivierungen und institutioneller Voraussetzungen gar nicht mehr bedarf, sondern auf eine Art psychischen Habitus reduziert wird, muß indessen auch Broklová eingestehen, die auf der Suche nach Indikatoren für den demokratischen Zustand der Gesellschaft der ČSR unter Ausschluß institutioneller Faktoren nicht so recht fündig wird, es sei denn, wir wollten die mysteriöse Kategorie des „instinktiven Demokratismus“ der Slawen¹⁹ auf ihrer Habenseite verbuchen. Daher hält sich die Autorin bei der Charakterisierung der tschechoslowakischen Demokratie – nichts anderes war zu erwarten – dann lieber doch an die einschlägigen Sentenzen der Autoritäten. Um im Beispiel zu bleiben: Maßgebend ist nicht, was die Slowaken unter Demokratie verstanden, sondern was sich die Autoritäten über Demokratie im Verhältnis zu den Slowaken dachten²⁰. Daß sich Broklová vom „demos“ in puncto Demokratie ohnehin nicht viel erwartet, daß sie sich vielmehr durch die intimen Zwiegespräche mit den Großen vergangener Epochen und deren geistige Exklusivität nun selbst zu elitären Höhenflügen ermuntert fühlt, gibt sie uns mit aller wünschenswerten Klarheit zu verstehen. Ein immer wiederkehrender Topos ihrer Ausführungen zur Ersten Tschechoslowakischen Republik sind die „Massen“, ist der „Fanatismus“ der Massen, ist die „Vermassung“, die in der Zwischenkriegszeit zum Verfall des „moralischen und geistigen Niveaus“ geführt habe, sind die Massen, die „nichts anderes verlangen, als zu glauben“, sind die „undemokratischen Massen“²¹ – ein Vokabular wie aus den Lehrbüchern der rechtskonservativen Anwälte einer autoritär-elitären „Erneuerung der Demokratie“ in der Zwischenkriegszeit vom Schläge eines Ortega y Gasset.

Broklovás Vorwurf, mir fehle die Kenntnis der Literatur über Demokratie als „Zustand der Gesellschaft“ seit den Zeiten des Perikles, hat mir die Mangelhaftigkeit meiner Lernprozesse im Hinblick auf die frühen Grundlagen der europäischen Kultur schmerzlich zu Bewußtsein gebracht. Was aber die alten Griechen ihrerseits der belesenen Autorin voraushatten, war ein ironisch-distanziertes Verhältnis zu den von Broklová so geschätzten Autoritäten, weil sie wußten – wie in anekdotischer Form überliefert ist –, unter welchen Umständen Autoritäten erzeugt werden können. Psaphon, ein junger lydischer Hirte, hatte Vögel dazu abgerichtet, ihm nachzusprechen: „Psaphon ist ein Gott.“ Als Psaphons Mitbürger die Vögel so schwätzen hörten, feierten sie ihn als einen Gott²².

¹⁹ Ebenda 106. Diesen Topos zitiert Broklová nach Edvard Beneš.

²⁰ Ebenda 115 ff.

²¹ Ebenda 101 f., 146.

²² Zit. nach Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M. 1983, 102.

Wie oben schon angedeutet, steht Broklová für Tendenzen, an denen inzwischen eine ganze Reihe tschechischer Historiker Geschmack findet. Es ergibt sich aus der Logik der Sache selbst, daß vor allem die frühen Nachkriegsjahre 1945–1948 nach Denkmustern verlangen, die den Faden Broklovás weiterspinnen. Wenn die historiographische „Resurrektion der gefallenen Demokratie“ einen attraktiven Anknüpfungspunkt braucht und die Erste Tschechoslowakische Republik daher mit dem entsprechenden demokratischen Glanz ausgestattet werden muß, dann wird freilich der Übergang zum Kommunismus nach dem Zweiten Weltkrieg zum Problem: Wie ist es dann nämlich zu erklären, daß es gerade die tschechoslowakische Republik war, jene vielbeschworene „demokratische Insel in einem Meer des Faschismus“, die nach 1945 mit vollen Segeln Kurs auf den Kommunismus nahm und der KPTsch in den freien Wahlen von 1946 ein Ausmaß legitimer Herrschaft verschaffte, das im damaligen Europa seinesgleichen suchte?

Das Rezept, mit dem man diese Ungereintheit aus der Welt schaffen möchte, ist ebenso simpel wie bewährt: Die politische Distanzierung vom Kommunismus, zu der man sich verpflichtet fühlt, wird dazu genutzt, die Durchsetzung des Kommunismus in der Tschechoslowakei zu „externalisieren“, d. h. auf die Einwirkung äußerer Bedingungsfaktoren zurückzuführen. Triumphierend teilt uns Broklová mit, schon 1993 sei eine vom Prager Institut für Zeitgeschichte (*Ústav pro soudobé dějiny*) veranstaltete internationale Konferenz zu dem Ergebnis gekommen, daß die „Errichtung des totalitären kommunistischen Regimes“ in der Tschechoslowakei, also der Februarumsturz 1948 und seine Vorgeschichte, der „Einwirkung äußerer Faktoren“ zuzuschreiben sei (S. 398). Inzwischen ist man freilich schon „einen Schritt weiter“, verzichtet auf das im Detail doch recht mühselige und methodisch tückevolle Abwägen äußerer und innerer Voraussetzungen der kommunistischen Machtübernahme und führt erstere unter der Hand, jedenfalls ohne explizite Begründung, als das unbestritten dominierende Element ein. Die Radikalisierung der „Externalisierung“ läßt sich jedoch vor allem daran ablesen, daß mittlerweile auch gewichtige Teile des Spektrums der inneren Bedingungsfaktoren den von außen auf die Tschechoslowakei einwirkenden Kräften zugeschlagen werden: Auf der im Februar 1998 von dem oben erwähnten Prager Institut für Zeitgeschichte organisierten internationalen Tagung anläßlich des 50. Jahrestages des kommunistischen Coup d'Etat in der Tschechoslowakei²³ wurde der Topos von der KPTsch als „fünfter Kolonne“ (Moskaus) höchst beifällig aufgenommen. Solche handlichen Formulierungen sind die endgültige Absage an jede klare Analyse der sozialen Konflikte, politischen Auseinandersetzungen und gesellschaftlichen Machtverhältnisse zwischen 1945 und 1948, indem sie eine Begrifflichkeit lancieren, die noch vor jeder ersten Annäherung an den Untersuchungsgegenstand ein Meinungsklima herzustellen sucht, das sich nicht auf Erkenntnis richtet, sondern auf die Befestigung eines verschwiegenen Vorverständnisses des Untersuchungsgegenstandes und auf politische Identifikation. In diesem Sinne hat die Prager Konferenz nichts ausgelassen: Als Wesensmerkmale kommunistischer Politik

²³ Institute of Contemporary History, Academy of Science, Prague. International historical conference: The Czechoslovak 'February' 1948: Preconditions und Repercussions at Home und Abroad. Prague, 19–21 February 1998.

figurierten in den Referaten Unterwanderung und Verschwörung, Camouflage und politische Immoralität, Terror, Geheimdienst-Rankünen, getarnte und ungetarnte fellow-travellers, „Maulwürfe“, fern- und fremdgesteuerte Gruppen mit dunklen Absichten, ganz zu schweigen von den Spitzenakteuren im dämonischen Machtspiel der Kommunisten, deren Namen – an der rechten Stelle präsentiert – die Ahnung kommenden Unheils provozieren. Mit einem Wort: Das ganze Arsenal von stereotyp eingeschlifenen Wahrnehmungsweisen der Literatur des Kalten Krieges wurde ausgebreitet.

In der Summe fügen sich diese suggestiven Topoi wie von selbst zu der (mehrfach allerdings auch ausdrücklich formulierten) Vorstellung zusammen, daß die KPTsch zwischen 1945 und 1948 zu jeder Zeit nach Belieben über die gesamte tschechische und slowakische Gesellschaft verfügen konnte. Wenn Gesellschaft nur noch Marionette ist, alle ihre Bewegungen bloß „bedeutet“ sind von einem omnipräsenten Machtgebilde, sie also gar nicht mehr aus sich selbst heraus lebt und zu verstehen ist, dann macht es keinen Sinn mehr, sie überhaupt noch in die Analyse einzubeziehen: Sie darf – weil nicht selbstbestimmt und somit auch der Verantwortung für sich selbst entoben – von der Bühne abtreten. Nur am Rande der Prager Konferenz regte sich Widerspruch gegen diese Art historiographischer Alchimie in dem Versuch, die langfristigen sozialen Voraussetzungen des Februarumsturzes 1948 in Erinnerung zu rufen und Gesellschaft als authentischen inneren Machtfaktor und kritisch erforschbare historische Lebenswelt überhaupt erst wieder in die Diskussion einzuführen.

Wie von selbst erledigen die oben aufgelisteten affirmativen Wahrnehmungsschemata auch die Frage nach den Perspektiven von Widerstand gegen die Etablierung des kommunistischen Herrschaftssystems in der Tschechoslowakei. Wenn niemand einen Schritt tun konnte, ohne daß sich kommunistische Agenten, Spitzel und Drahtzieher bereits hinter seinem Rücken postiert hatten und die Auseinandersetzung zwischen Demokraten und Kommunisten nach dem Muster des Wettlaufs zwischen dem Hasen und dem Igel verlief – wie sollte dann überhaupt noch sinnvollerweise auch nur nach den Bedingungen der Möglichkeit von Widerstand gefragt werden? Damit sich jedoch kein unliebsames Mißverständnis einschleicht, halten die Intellektuellen von heute zumindest für das Verhalten der Intellektuellen von damals, nämlich für die prokommunistischen Neigungen der „jungen humanistischen Intelligenz“ der Jahre 1945–1948 eine Erklärung bereit, die uns noch einmal den salvierenden Effekt der Innen-Außen-Differenz in der tschechoslowakischen Zeitgeschichte vor Augen führt: Die „Störung des Gleichgewichts“ der Generationen durch die nationalsozialistische Ausrottungspolitik habe nach dem Zweiten Weltkrieg die „Widerstandsfähigkeit“ der jungen tschechoslowakischen Intelligenz gegenüber der kommunistischen Ideologie geschwächt²⁴.

Die „Rückkehr auf den eigentlichen Pfad der Geschichte“ nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Herrschaft bietet viele Rezepte zur Aufarbeitung der Zeitgeschichte an. Eines davon führt über den Aufbau von Historie als Refugium der Erbaulichkeit zur Musealisierung geschichtlicher Traditionen, ein anderes entläßt die Individuen unter Berufung auf das „von außen über uns hereingebrochene Verderben“ aus ihrem Mitwirken am geschichtlichen Lebenszusammenhang. Beide Verfah-

²⁴ Olivová: Manipulace 447.

ren sind Indizien für eine zunehmende inhaltliche Ausdünnung und Verödung der tschechischen zeitgeschichtlichen Forschung. Biedermeier ist kein historiographisches Programm – es sei denn, man würde es als Weltbildresiduum der sozialistischen Ära selbst zum Gegenstand einer Besinnung der zeitgeschichtlichen Forschung auf ihre Grundlagen machen.

VON MENTALEN RELIKTEN UND EVA BROKLOVÁS ANREGUNGEN

Von Eva Hahn

Do remember that dishonesty and cowardice always have to be paid for. Don't imagine that for years on end you can make yourself the boot-licking propagandist of the Soviet regime, or any other regime, and then suddenly return to mental decency¹.

In der Bibliothek des Collegium Carolinum hängt in einer von keinem Besucher beachteten Ecke ein eingerahmtes altes Photo: die Gründungsurkunde der Prager Karls-Universität. Auf einem kleinen Aufkleber in Schreibmaschinenschrift ist folgende Erläuterung zu finden: „7. April 1348, Karl IV. erläßt die Gründungsbestimmungen für die erste deutsche Universität in Prag“. Kein Besucher hat bisher diese kleine Erläuterung kommentiert; wahrscheinlich, weil sie keiner bemerkte. Außerdem kommen die meisten in die Räume des Collegium Carolinum mit dem Gefühl, hier seien derartige Denkweisen längst abgelegt und überholt. Gehört doch ausgerechnet der – schon bald zwei Jahrzehnte lang – dieses Institut leitende Direktor und international geachtete Kenner von Karl IV., Ferdinand Seibt, zu den prononcierten Kritikern der Meinung, Karl hätte in Prag eine „deutsche“ Universität gegründet:

„Um den Gründungsakt der Prager Universität lief vor zwei, drei Generationen ein erbitterter Streit, der weit über die Geschichtswissenschaft hinaus die Gemüter erregte“, schrieb Ferdinand Seibt vor zwanzig Jahren in seiner berühmten Biographie Karls IV.²: „Reichs- oder Landesuniversität? Und das hieß: deutsche oder tschechische Gründung?“ Seibt hielt schon damals diesen Streit für sinnlos, weil ein solcher Gegensatz die Zusammenhänge „verkürzt und vergrößert“. Seibt selbst ging davon aus, daß die neue Universität „vom Königreich Böhmen getragen [wird], sie ist in seiner Hauptstadt angesiedelt, und der böhmische König ist ihr Stifter. Das weist auch in seiner symbolischen Sprache das Universitätssiegel aus, wo der vornehmste Landesherr, der heilige Wenzel, dem vor ihm knienden König Karl die Gründungsurkunde überreicht.“

In der Tatsache, daß das Siegel der Universität zugleich mit dem böhmischen Löwenwappen und dem Reichsadler geziert ist, glaubt Seibt allerdings den ersten

¹ George Orwell in Tribune v. 1. 9. 1944, zit. nach The Collected Essays, Journalism and Letters of George Orwell. Vol. III: As I Please 1943–1945. Hrsg. v. Sonia Orwell und Ian Angus. Harmondsworth 1970, 263.

² Seibt, Ferdinand: Karl IV. Ein Kaiser in Europa 1346 bis 1378. München 1978, 179–185.

Anlaß für jenen sinnlosen Streit zu erkennen, den er durch penibel differenzierte historische Erzählung zu überwinden glaubt. Seibt bietet keine eindeutigen Antworten auf simple Fragen, weil er die Komplexität der historischen Realität stets vor Augen hat. In diesem Sinne wurde er von den meisten Historikern verstanden – die tschechischen mit einbezogen, die seinen Arbeiten hohe Anerkennung zollen³. Daß in dem von Ferdinand Seibt geleiteten Institut in einer Ecke ein Aufkleber mit der Bezeichnung der 1348 gegründeten Prager Universität als einer „deutschen“ Universität hängt, dürfte kaum als etwas anderes als ein Relikt jener Zeiten gewertet werden, um deren mentale Überwindung sich alle Angehörigen dieses Instituts bemühen.

Nur mißgünstig gestimmte Besucher, die diesen Aufkleber zufällig bemerken, würden ihm größere Bedeutung als die eines Relikts beimessen. Es ist sicherlich bedauerlich, daß wir solchen Relikten überhaupt noch begegnen, vor allem, weil sie emotional all jene Menschen verletzen, die mit ihnen noch persönliche betrübliche Erinnerung verbinden. Solchen Gefühlen soll Respekt gezollt werden, und derartige Relikte sollten deshalb möglichst nicht der Nachlässigkeit anheimfallen. Im Collegium Carolinum wußte keiner der gegenwärtigen Mitarbeiter von diesem Aufkleber, und keiner würde der Darstellung der Prager Universität als einer „deutschen“ Universität zustimmen. Mißgünstigen Besuchern jener Räume kann man deshalb nicht anders entgegentreten als mit dem Bedauern der eigenen Unaufmerksamkeit gegenüber einem Relikt. Die Aufgeschlossenheit für derartige kritische Hinweise ist allerdings die erste Voraussetzung zur Überwindung auch jenes unheilvollen Streits, von dem Ferdinand Seibt schon vor zwanzig Jahren meinte, daß er der Vergangenheit angehört.

Nun sind wir alle umgeben von derartigen Relikten, sei es vor allem aus der NS-Zeit in Deutschland oder der kommunistischen in Tschechien. Es gibt in beiden Ländern viele Menschen – sicherlich auch unter den Historikern –, die Schwierigkeiten damit haben, sich von der Vergangenheit zu distanzieren. Für sie sind derartige Relikte häufig geradezu Symbole der Vergangenheit, die zu beseitigen sie sich sträuben. Ob man mentalen Überbleibseln aus der Vergangenheit begegnet, weil sie einfach übersehen wurden und unreflektiert fortwirken oder weil sie bewußt fortgepflanzt werden, ist nicht immer so leicht zu entscheiden wie im Falle jenes Aufklebers. Mißgunst und Abneigung gegenüber Andersdenkenden erschweren zwar die bereichernde und klärende Wirkung „anderer“ Sichtweisen, aber Anregung kann man aus jeder Kritik schöpfen.

Frau Broklová gehört zu denjenigen tschechischen Historikern, die in einem wissenschaftlichen Milieu ausgebildet wurden, das sich von dem der heute von ihr kritisierten „deutschen“ Historiker wesentlich unterschied und das daher deren Tätigkeit keineswegs mit Neugier und Sympathie begleitete. Zwischen den Experten für die Geschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik in der kommunistischen Tschechoslowakei und denen im Collegium Carolinum wurden zwar in den späten sechziger Jahren einige persönliche Kontakte aufgenommen, aber die umfangreiche

³ Einsichtiger als alle Auszeichnungen macht diese Anerkennung Josef Válka in seiner ausführlichen Besprechung Seibts in die tschechische Sprache übertragenen Buchs „Deutschland und die Tschechen“ in *Český časopis historický* 95 (1997) 691–701.

Literatur, die im Collegium Carolinum zu diesem Forschungsgebiet entstanden ist, findet in den Werken von Frau Broklová kein Echo; sie wird nicht einmal in ihrer großen Studie *Československá demokracie: politický systém ČSR 1918–1938* (Die tschechoslowakische Demokratie: das politische System der ČSR 1918–1938) aus dem Jahre 1992 erwähnt. Ob das auch als ein Relikt jener Zeiten zu werten ist, als westliche Literatur in der kommunistischen Tschechoslowakei nicht zugänglich war und ihre Autoren trotzdem – und ohne sachbezogene Auseinandersetzung – beschimpft wurden? Neugierige und aufgeschlossene Lektüre der Werke jener Autoren, die sie kritisiert, kann man Frau Broklová auf jeden Fall nicht attestieren.

Frau Broklová gehört aber sicherlich auch nicht zu jenen kritischen Lesern, die die Werke der von ihr kritisierten Autoren emotional unvoreingenommen zu lesen pflegen. Das zumindest entnehme ich dem verächtlichen Ton, mit dem sie meine Arbeiten als „Errichtung großer umwertender Theorien ohne systematische Arbeit mit historischen Quellen“ bezeichnet. Weder scheint sie meine einschlägigen Studien über jene Aspekte des politischen Denkens T. G. Masaryks gelesen zu haben, um die es ihr geht⁴, noch hat sie den einzigen Artikel sorgfältig gelesen, den sie kritisiert. Genaugenommen entnehme ich ihrem Text wenig rational begründete Kritik an meiner Gedankenführung, sondern eher ein starkes emotionales Unbehagen gegenüber meinem Versuch, Masaryks Demokratiebegriff zu analysieren und auf dessen mögliche Auswirkung im tschechischen politischen Denken hinzuweisen. Dennoch, jede Kritik ist anregend, auch die von Frau Broklová, so oberflächlich und simpel gestrickt sie leider ist. Die kurzen Passagen, die sie meinem Aufsatz über „T. G. Masaryk und die Volksdemokratie“ widmete, fand ich interessant – vor allem als Anlaß zum Nachdenken darüber, warum mein Aufsatz bei Frau Broklová auf so starke emotionale Abneigung gestoßen ist.

Liest man die oben zitierten Texte von Frau Broklová, bekommt man den Eindruck, daß sie sich vor allem dagegen wehrt, historische Kontinuitäten in der tschechoslowakischen Geschichte des 20. Jahrhunderts zu untersuchen. Diese Abwehr scheint sich offensichtlich aus ihrem eigenen Selbstverständnis als Historikerin zu ergeben. Sie scheint zu glauben, die Aufgabe des Historikers bestünde darin, aus den „Quellen“ die einzig wahre, allgemeingültige und eindeutige Interpretation der tsche-

⁴ Z. B. Thomas G. Masaryk's Realism: The Development of a Czech Political Concept 1882–1914. München 1984. – Thomas G. Masaryk. Zur Problematik seiner politischen Philosophie. Deutsche Ostkunde 31/2 (1985) 55–66. – Masaryk und unsere Gegenwart. BohZ 26 (1985) 104–111. – People's Democracy: The Emergence of a Czech Political Concept in the Late Nineteenth Century. In: East European History. Selected Papers of the Third World Congress for Soviet and East European Studies. Hrsg. v. Stanislav J. Kirschbaum. Columbus, Ohio 1988, 123–140. – Thomas G. Masaryk und das Ende einer Epoche. Zu einigen neuen Veröffentlichungen über TGM. BohZ 31 (1990) 104–113 (tschechisch in Přítomnost Nr. 4, 1990, 24). – The Fallacy of Realism: Some Problems of Masaryk's Approach to Czech National Aspirations. In: T. G. Masaryk (1850–1937). Bd. 1.: Thinker and Politician. Hrsg. v. Stanley B. Winters. London 1990, 130–150. – T. G. Masaryk und die Deutschen in Böhmen: Ein Versuch um die Versöhnung der ethnischen Vielfalt mit dem nationalstaatlichen Prinzip. In: Deutsche in den böhmischen Ländern. Teil II. Hrsg. v. Hans Rothemann. Köln-Weimar-Wien 1993, 65–86.

chischen Geschichte des 20. Jahrhunderts zu erkennen. Genaugenommen geht es ihr allerdings keineswegs um Erkenntnisse. Sie hebt die identitätsstiftende Aufgabe des Historikers hervor, wenn sie auf die Bedeutung der demokratischen Tradition in der heutigen Zeit verweist und damit ihre Abneigung gegenüber einer kritisch-analytischen Sicht dieser Traditionen begründet. Vor allem sind aber die von ihr angegebenen Motive für die Kritik an Ferdinand Seibt, Peter Heumos und meinem Aufsatz über Masaryk nicht erkenntnisorientiert, so daß sich eigentlich eine sachbezogene Diskussion erübrigt. Da Frau Broklová Anspruch auf die „Wissenschaftlichkeit“ ihrer Kritik erhebt, sind ihre Ausführungen aber trotzdem zu erörtern, wenn man dem politischen Mißbrauch der Wissenschaft nicht schweigend zusehen will.

Frau Broklová wirft ihren Kollegen zwar gerne einen vermeintlich unbefriedigenden „Umgang mit den Quellen“ als kardinalen Fehler vor, aber sie scheint weder über Fragestellungen noch über die Vielschichtigkeit historischer Entwicklungen viel nachgedacht zu haben. Beides gehört jedoch zum Handwerk eines Historikers, ebenso wie die „Quellen“. Aus dem Mangel an Beachtung dieser drei Dimensionen der Historiographie scheint sich ein großes Mißverständnis ergeben zu haben: Wo Historiker „Kontinuitäten“ oder „Diskontinuitäten“ feststellen und beschreiben, hängt natürlich von der Fragestellung ab.

Eine Suche nach jeweils genau abgegrenzten Kontinuitäten in der tschechischen Geschichte des 20. Jahrhunderts hat selbstverständlich nichts mit der Tatsache zu tun, daß die Erste Tschechoslowakische Republik ein parlamentarisch-demokratischer Staat war, für dessen Zusammenbruch 1938 äußere Einflüsse ausschlaggebend waren. Dasselbe gilt für die zweite grundlegende Tatsache in diesem Zusammenhang: daß mit den 1945 vollzogenen verfassungsrechtlichen Reformen das daraus hervorgegangene politische System der Nationalen Front keine parlamentarische Demokratie mehr war. Die Untersuchung der Kontinuitäten hat auch nichts damit zu tun, daß die Rolle des nationalsozialistischen Deutschland 1938/39 und der Sowjetunion 1945/48 zwar jeweils unterschiedlich, aber in beiden Fällen wichtig war und daß deren Einfluß auf die innenpolitischen Entwicklungen in der Tschechoslowakei nicht bestritten werden kann, sondern von Historikern ebenso sorgfältig untersucht werden muß wie die innenpolitischen Faktoren dieser Entwicklungen.

Dabei sind freilich die unterschiedlichen Dimensionen der historischen Wirklichkeit sorgfältig auseinanderzuhalten: die politische, wirtschaftliche und soziale Dimension, aber auch die mentalen und kulturellen Entwicklungen, die regionale Vielfalt ebenso wie die erlebte, erinnerte und erzählte Geschichte. Daß mentale Zusammenhänge zwischen Masaryks politischem Denken und den nach 1945 in der Tschechoslowakei populären Demokratievorstellungen beschrieben werden können, steht schon angesichts der Wirkung seiner Person und seines Werkes außer Zweifel. Die Frage, wo und wie sie erfaßt werden können und welche Intensität ihnen zugeschrieben wird, ist das eigentliche Problem. Frau Broklová scheint mir zu unterstellen, daß ich mentale Kontinuitäten im tschechischen politischen Denken überschätze und zur Diffamierung von T. G. Masaryk und des von ihm mitbegründeten Staates mißbrauche. Dieser Irrtum beruht – wenn nicht auf der mißgünstigen Haltung von Frau Broklová – wohl auf mangelhafter Sorgfalt der Lektüre und ihrer unzureichenden Fähigkeit, zwischen verschiedenen Themenbereichen und Fragestellungen zu differenzieren.

Das Erstaunliche ist allerdings, daß Frau Broklová selbst über die Kontinuitäten zwischen der Ersten Tschechoslowakischen Republik und dem politischen System der Nationalen Front aus den Jahren 1945–1948 ausführlich geschrieben hat. In ihrer Studie über das politische System der Tschechoslowakei 1918–1938 aus dem Jahre 1967 (die die Autorin nach eigenen Worten 1992 nahezu unverändert herausgab⁵) kam sie nämlich zu der Schlußfolgerung, daß dieses System vielfältige Züge aufwies, die zu einer – zwar von außen hervorgerufenen, jedoch durch innere Faktoren begünstigten – „Krise der tschechoslowakischen Demokratie“ führten. Zu ihnen zählte Frau Broklová damals u. a. die mangelhaft ausgebildeten tschechischen „parlamentarischen Traditionen“, das „Nichtvorhandensein einiger demokratischer Wertvorstellungen“, die „starke Parteiensplittierung“, das „Nichtvorhandensein loyaler parlamentarischer Opposition“ und die „mechanisierte Tätigkeit des Parlaments“⁶. Das „Nichtvorhandensein parlamentarischer Traditionen“ betonte Frau Broklová auch im Zusammenhang mit dem politischen System in der Tschechoslowakei 1945–1948, als sie mit der damaligen Wahlgesetzgebung ein Beispiel für die die Demokratie bedrohenden Entwicklungen präsentierte und wegen mangelhafter Beachtung „der formalen demokratischen Prinzipien“ kritisierte⁷.

Warum diese Ergebnisse von Frau Broklovás Untersuchung des politischen Systems der Ersten Republik nicht um mentalgeschichtliche Analysen und Hinweise auf entsprechende Kontinuitäten ergänzt werden sollten, um die ich in meinen Analysen Masarykschen politischen Denkens bemüht bin, ist mir nicht klar. Die Antwort auf diese Frage geht aus den emotional geprägten und sachlich wenig aussagekräftigen Zeilen, die Frau Broklová zu meinem Aufsatz lieferte, leider nicht hervor. Vielleicht liegt eine solche Antwort in Frau Broklovás Konstruktion eines Zusammenhangs zwischen den Arbeiten von Ferdinand Seibt, Peter Heumos und mir, dem Collegium Carolinum als Ganzen, der deutsch-tschechischen Historikerkommission und schließlich der „historischen Weltöffentlichkeit, wo die deutsche Literatur oder auf ihrer Grundlage erarbeitete Werke herrschen“. Wäre ich naiv, könnte mich eine derart konstruierte Bedeutung meiner Schriften direkt erfreuen ... Nun sehe ich aber die Welt anders als Frau Broklová: Die äußerst beschränkte Wirkung von weit größeren Geistern, mit weit größeren Fähigkeiten als meinen, lehrte mich schon in meiner Jugend, die eigenen Wirkungsmöglichkeiten als bescheiden einzuschätzen; eine Erfahrung, die nicht zuletzt auch dadurch bestätigt wurde, daß es mir nicht einmal gelang, Herrn Seibt und Herrn Heumos in der einen oder anderen Angelegenheit von den Vorzügen meiner Meinung zu überzeugen ...

Thomas G. Masaryks politisches Denken ebenso wie seine Tätigkeit sind stets kontrovers beurteilt worden – und nicht nur von „deutschen“ Autoren. Wie anders sollte es auch bei einer so ausgeprägten, vielschichtigen und erfolgreichen Persönlichkeit

⁵ Broklová, Eva: *Československá demokracie. Politický systém ČSR 1918–1938* [Die tschechoslowakische Demokratie. Das politische System der ČSR 1918–1938]. Praha 1992, 7.

⁶ Ebenda 146.

⁷ Broklová, Eva: *Volební zákony pro parlamentní volby 1946 v Československu* [Die Wahlgesetze für die Parlamentswahlen 1946 in der Tschechoslowakei]. In: *Stránkami soudobých dějin. Sborník statí k pětadesátinám historika Karla Kaplana*. Praha 1993, 76–92, hier 88.

gewesen sein? Überall dort, wo Masaryk mit aufgeschlossenen, liberalen Augen gelesen wurde, wurden natürlich auch die Schriften seiner Verbündeten und Kritiker wie Josef Kaizl und Karel Kramář, Antonín Hajn oder Josef Pekař gelesen. Frau Broklová scheint meine Gedanken zu Masaryk allerdings vor einem anderen Hintergrund zu sehen und darin irrt sie: Es gibt eben nicht nur „deutsche“ Kritiker Masaryks. Die Verdrängung der Vielfalt tschechischer mentaler Traditionen gehörte zu den festen Bestandteilen kommunistischer Geschichtsbilder, und vielleicht gehört auch Frau Broklovás emotionale Abneigung – und die vieler anderer tschechischer Historiker – gegenüber jeglicher sachbezogenen kritischen Auseinandersetzung mit Masaryk zu den Relikten aus „alten Zeiten“. Jene Denkweise, die kritischen Stimmen mit Unbehagen und Mißtrauen entgegentritt und darin zu schnell „Relikte“ der unsäglichen deutschen Vergangenheit wittert, war in der kommunistischen Tschechoslowakei sehr verbreitet.

Frau Broklovás zweiter elementarer Irrtum besteht in der Annahme, daß mangels anderweitiger Kritik *sie* dazu berufen sei, endlich laut und deutlich meine Arbeiten zu kritisieren. Dieser Irrtum läßt sich allerdings ganz einfach und unmißverständlich korrigieren: Meine Schriften über Masaryk sind von Anfang an auch in der tschechischen Öffentlichkeit Gegenstand intensiver kritischer Auseinandersetzung gewesen. Bald nachdem meine erste Studie zu Masaryk erschienen war, das Buch *T. G. Masaryk's Realism: Origins of a Czech Political Concept*, und nachdem es am 7. März 1985 von Radio Free Europe gelobt wurde⁸, meldete sich am 20. März 1985 *Rudé právo* mit scharfer Kritik. Heute mag das überraschend klingen, aber diese Kritik des kommunistischen Blattes, gerichtet gegen Versuche, Masaryk und sein Werk kritisch zu betrachten, verteidigte Masaryk. In *Rudé právo* wurde er damals als „bedeutende Persönlichkeit der tschechischen bürgerlichen Politik“ bezeichnet, und meine Kritik an ihm als Beweis meiner Nähe zum „reaktionären Pekař“ gewertet⁹. Auch in den Kreisen der Dissidenten war ähnliches zu hören: Frau Broklovás Kollege, Jaroslav Opat (bis vor kurzem Direktor des Prager Masaryk-Instituts), der damals (nachdem er wegen seiner Anhängerschaft zum Reformkommunismus aller Möglichkeiten zur weiteren beruflichen Tätigkeit unter der Obhut des kommunistischen Regimes beraubt wurde) prominente Dissident, widmete seiner Kritik meines Buchs sogar eine ganze 36½ Schreibmaschinenseiten lange Schrift¹⁰. Darin unterstellte er mir eine „ausgeprägt antimasaryksche Voreingenommenheit“, die er ebenfalls dem Verfasser des Vorworts zu meinem Buch, Ernest Gellner, zuschrieb (S. 36).

Ich persönlich betrachte meine eigenen Arbeiten mit kritischem Auge, als Produkte meines zwar jeweils besten Wissens und Gewissens, jedoch im Nachhinein stets durch neue Erkenntnisse korrekturbedürftig. Daß meine Analysen Masaryks politischen Denkens und deren Wirkung jedoch sympathievolle Aufmerksamkeit von Ernest Gellner, Hanuš J. Hájek, Oswald Kostrba-Skalický (alias Christian Willars), Lubomír

⁸ Abgedruckt in *Národní politika* (München) Mai 1985, vgl. dazu auch e b e n d a v. November 1985.

⁹ G e l o c h, Vladimír: Stojí za zamyšlení [Es ist des Nachdenkens wert]. *Rudé právo* v. 20.3.1988, 2.

¹⁰ O p a t, Jaroslav: Nad jednou knihou o realismu T. G. Masaryka [Über ein Buch über T. G. Masaryks Realismus]. Praha, leden 1986 (vervielfältigtes Manuskript).

Nový, Zwi Batscha und anderen Historikern und Philosophen zu erwecken vermochten, freute mich natürlich sehr; daß sich sogar 1990 gleich nach Gründung der Prager Zeitschrift *Přítomnost* deren Redakteure interessiert zeigten, meine Gedanken zu Masaryks politischem Denken auch in tschechischer Sprache zu publizieren und mich zur Mitarbeit einluden, betrachtete ich als große Ehre¹¹.

Jede kritische Auseinandersetzung mit jeder Schrift halte ich persönlich für intellektuell notwendig, bereichernd und anregend. Frau Broklová scheint diesbezüglich anderer Meinung zu sein, sie scheint kritische Auseinandersetzung unter Historikern mit einem simplen Kampf der eigenen „Wahrheit“ gegen eine mächtige und feindselige Verschwörung zu verwechseln. Vielleicht handelt es sich auch hier um ein Relikt, vergleichbar mit jenem kleinen Aufkleber auf dem Bild der Gründungsurkunde der Prager Universität, der im Collegium Carolinum hängt; vielleicht handelt es sich jedoch, wenn man sich ihrer eigenen Schriften zur Frage der Kontinuitäten in tschechischen parlamentarisch-demokratischen Traditionen erinnert, um eine so starke emotionale Abneigung gegenüber den „drei deutschen Historikern“, über die sie schreibt, daß sie dabei ihr eigenes Wissen verdrängt.

Wie anregend jedoch kritische Auseinandersetzung sein kann, möchte ich an zwei konkreten Punkten illustrieren, die Frau Broklová im Zusammenhang mit meinem von ihr kritisierten Aufsatz erwähnt: erstens, wenn sie das Aufgreifen meiner Gedanken durch E. V. Faucher in seinem Aufsatz „Warum wurde Masaryk in Frankreich nach dem Jahre 1948 totgeschwiegen?“ erwähnt, und zweitens, wenn sie mir den Vorwurf macht, daß mir „eine banale Erkenntnis entgangen“ sei: „Der Inhalt des Begriffs ‚Volk‘ hat sich vom dritten Stand der französischen Revolution auf alle Schichten der Gesellschaft ausgedehnt, denen das allgemeine Wahlrecht erteilt wurde.“ (S. 395) Hiermit weist sie auf zwei wichtige Themenbereiche hin, deren Erforschung in der Tat bisher zu kurz gekommen ist:

1. Frau Broklová schreibt, daß sie sich mit „Eva Hahn in diesem Referat gar nicht beschäftigen“ würde, „wenn nicht der französische Historiker Faucher ihren Einfall, die Zusammenhänge zwischen Masaryks Demokratieverständnis und Volksdemokratie nach dem Zweiten Weltkrieg zu interpretieren, als gültig übernommen hätte“¹². Der Satz selbst ist bemerkenswert schon allein wegen seiner formalen Konstruktion:

– Der vernachlässigte Unterschied zwischen einer Beschäftigung mit „Eva Hahn“ einerseits und einem meiner Aufsätze andererseits steht durchaus im Einklang mit der schon oben von mir formulierten Vermutung, daß es Frau Broklová eher um die „drei deutschen Autoren“ persönlich geht als um deren Texte.

– Die Verbindung der Begriffe „Einfall“ (nápad) und „gültig“ (validní) bekräftigt den Eindruck, daß Frau Broklová nicht zwischen „guten“ und „schlechten“ Einfällen, zwischen begründeten und unbegründeten Hypothesen unterscheidet und solche Entscheidungen der Überprüfung durch eine wissenschaftliche Analyse unterzieht,

¹¹ *Přítomnost* Nr. 4 (1990) 24 (vgl. Anm. 4).

¹² Im Orig.: Snad bvch se Evou Hahnovou ve svém nynějším referátu ani nezabývala, kdyby její nápad interpretovat souvislosti mezi Masarykovým pojetím demokracie a lidovou demokracií po druhé světové válce nepřevzal jako validní francouzský historik Faucher. In: Broklová: Interpretace 28.

sondern glaubt, selbst berufen zu sein, darüber zu entscheiden, welcher „Einfall“ gilt und welcher *nicht* gilt, und dementsprechend empört ist, wenn „ungültige Einfälle“ diskutiert werden.

Ihr Ausrufezeichen hinter Herrn Fauchers Hinweis, daß meine Ideen im deutschsprachigen Raum entwickelt wurden, weist eher auf Frau Broklovás emotionale Konnotationen als auf ihr Verständnis (und die genaue Lektüre) von Herrn Fauchers Artikel hin. Herr Fauchers Artikel steht nämlich durchaus im Einklang mit den neuen Perspektiven in der historischen Forschung über das Nachkriegseuropa, deren Grundgedanken am besten Tony Judt in seinem Aufsatz *The Past is Another Country: Myth and Memory in Postwar Europe* zusammenfaßte¹³. Seit den achtziger Jahren entwickeln viele Historiker bei ihrer Beschäftigung mit der europäischen Geschichte während und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg neue Perspektiven. Die Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf die Fragen, die bisher in der historischen Forschung kaum berücksichtigt wurden: Fragen der Kollaboration mit den deutschen Besatzern während des Krieges, der Retribution und politischen Justiz nach dem Krieg sowie der Formen des kollektiven Gedächtnisses an den Krieg, die in den ersten Nachkriegsjahren und im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kalten Krieg entwickelt wurden.

Es bietet sich an, die tschechischen Nachkriegsmythen ebenso wie die Mythen über die Nachkriegszeit in der Tschechoslowakei in der komparatistischen Perspektive als einen Bestandteil des gesamteuropäischen Diskurses neu zu betrachten. Dabei offenbart sich die Verdrängung von Kollaboration während des Krieges und von Verbrechen sowie Justizmißbrauch nach dem Krieg ebenso wie die Verharmlosung des undemokratischen Charakters der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1948. Es erweist sich, daß die populäre Vorstellung, die Tschechen seien allesamt Widerstandskämpfer gewesen, in den Bereich der Mythologie gehört. „Myth and Memory in Postwar Europe“ werden deshalb nun von penibler historischer Forschung mit kritischem Blick hinterfragt. Dabei zeigt sich auch, wie die Wahrnehmungen und Interpretationen der Nachkriegstschechoslowakei im Westen durch den Kalten Krieg massiv propagandistisch manipuliert und mißbraucht wurden¹⁴.

Daß dies in Frankreich nicht anders war, illustriert u. a. der von Frau Broklová zitierte Aufsatz von E. V. Faucher am Beispiel Masaryk anschaulich. Die deutschsprachigen Autoren haben damals manches anders gesehen als andere Europäer und Amerikaner, und eine solche Feststellung ist weder mit Lob noch mit Verurteilung zu verwechseln. Sie kann vernünftigerweise nur als anregender Hinweis auf neue Fragestellungen für Historiker verstanden werden, und genau solch einen gibt E. V. Faucher in seinem Aufsatz. Faucher geht es um die „Komplizenschaft“ der französischen Politik und Öffentlichkeit mit den kommunistischen Bemühungen, die Teilung Europas zu stabilisieren (S. 236); ihn interessiert die Frage, wie, wann und warum sich der „westliche Diskurs über den tschechoslowakischen Staat“ gewandelt hat (S. 234) und er

¹³ In *Daedalus* 121 (1992) Nr. 4, p. 83–118 (dt. in *Transit* Nr. 6, 1993, 87–120). Mehr dazu vgl. meinen Bericht in *BohZ* 38/2 (1997) 396 ff.

¹⁴ Besonders anschauliches Material dazu bietet Frank K o f s k y : *Harry S. Truman and the War Scare of 1948. A Successful Campaign to Deceive the Nation*. New York 1993.

beschäftigt sich mit dem, was er als „fromme Lügen“ der westlichen Bohemistik bezeichnet. Dabei steht Faucher durchaus im Einklang mit der zeitgenössischen historischen Forschung und greift jene Probleme auf, die nur wenige vor fünfzig Jahren erkannt haben: die „Mythen und Lügen“, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs überall in Europa verbreitet waren. Einer von den wenigen, die schon damals zu erkennen imstande waren, was viele erst mit Abstand sehen, war George Orwell, der die damalige intellektuelle Unehrllichkeit und Feigheit anprangerte und den Mangel an „moralischer Anständigkeit“ beklagte. Daß gerade dieses Thema in den letzten Jahren zum beliebten Forschungsobjekt von Historikern geworden ist, begrüße ich persönlich sehr, und Frau Broklová verdanken wir einen Hinweis darauf, wie dringend die Einbeziehung der Forschung über „Myth and Memory in Postwar Europe“ in den bohemistischen Kontext ist, um Mißverständnisse zu klären und unnötige emotionale Empörung zu vermeiden.

2. Zur Verwendung und zu den Konnotationen des Begriffs *lid* (Volk) im tschechischen politischen Denken mangelt es sicherlich auch an Forschung, und Frau Broklová regt damit hoffentlich auch das Interesse einiger ihrer Leser an. Ähnlich wie in anderen Sprachen, z. B. im deutschen Sprachgebrauch, zwischen den Begriffen „Nation“ und „Volk“ politisch schwerwiegende Unterschiede gemacht worden sind, bildeten die Konnotationen der tschechischen Begriffe *národ* und *lid* einen der interessantesten Bereiche der sprachlichen Vielschichtigkeit – mit schwerwiegenden politischen Folgen vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Frau Broklová scheint sich darüber im klaren zu sein, daß politische Denker sich seit der Antike mit einem Grundproblem beschäftigen: Auf der einen Seite wird Demokratie als die Herrschaft des *lid* im Sinne der Gesamtheit der gleichberechtigten Bürger verstanden, wofür heute oft der Begriff *civil society* verwendet wird. Andererseits wird aber z. B. im *Masarykův slovník naučný*¹⁵ 1929 das Wort *lid* auch in einer zweiten Bedeutung erklärt: als die Klasse der wirtschaftlich unselbständigen, abhängigen und vermögenslosen arbeitenden Menschen, des Proletariats als Nachfolger des im Feudalismus untertänigen Volkes. Die Gefahr, daß die Demokratie der Herrschaft des Pöbels anheimfällt und damit nach antiker Terminologie zur Ochlokratie wird, ist eines der beständigsten Themen des Demokratie-Diskurses in allen Gesellschaften. Die Mehrdeutigkeit des Begriffs *lid* ist hier von zentraler Bedeutung. Daß dabei die Formen des nationalen Bewußtseins in einzelnen europäischen Ländern von unterschiedlichen diskursiven Strukturen geprägt wurden, muß in einer historischen Zeitschrift wohl nicht erläutert werden: stellvertretend sei auf die englischen, deutschen und tschechischen Diskurse hingewiesen, die sich gerade im Hinblick auf Masaryks Verwendung des Begriffs *lid* anbieten. Die Grundlagen zur Erforschung der diesbezüglichen tschechischen Begriffsgeschichte haben längst u. a. Vladimír Macura und Jiří Rak gelegt¹⁶. Eine umfassende vergleichende Analyse würde sicherlich manch ein

¹⁵ Masarykův slovník naučný. Lidová encyklopedie všeobecných vědomostí [Masaryks Volkslexikon. Die Volkszyklopedie]. Bd. 4. Praha 1929, 453.

¹⁶ Macura, Vladimír: Znamení zrodu. České národní obrození jako kulturní typ [Das Zeichen der Geburt. Die tschechische nationale Wiedergeburt als ein kultureller Typus]. Praha 1995. – Ders.: Masarykovy boty a jiné semi(o)fejetony [Masaryks Schuhe und andere

Mißverständnis auch Frau Broklovás bei der Lektüre meiner Gedanken über Masaryks politisches Denken und dessen Kontinuitäten im tschechischen Demokratieverständnis während der ersten Nachkriegsjahre klären, weil gerade damals der Begriff *lid* eine wichtige Rolle bei der sogenannten volksdemokratischen Umgestaltung der Gesellschaft, des Verfassungs- und des politischen Systems gespielt hat.

Wenn Frau Broklová unsere wiederholte Einladung doch noch annehmen sollte und das Collegium Carolinum besuchen würde, wird sie wahrscheinlich jenen von mir oben erwähnten Aufkleber über die „deutsche Universitätsgründung“ nicht mehr finden. Sie wird vielen Historikern begegnen, die sich über die eine oder andere Arbeitshypothese streiten. Weit davon entfernt, irgendwelche Animositäten den Tschechen gegenüber zu haben oder gar die Vorzüge des tschechoslowakischen politischen Systems aus der Zwischenkriegszeit im Vergleich mit der Weimarer oder der ersten österreichischen Republik geringzuschätzen, sind sich jedoch alle (mehr oder weniger klar) dessen bewußt, daß auch sie viele Relikte der Vergangenheit lebenslang in ihren Köpfen mit sich tragen. Darin ähneln sich die deutschen und tschechischen Historiker sehr, weil sich in beiden Ländern seit Generationen viel zu viele Historiker als *bootlicking propagandist* des einen oder anderen Regimes betätigt haben und weil es danach sehr schwer ist, zur *mental decency* zurückzukehren.

Semi(o)feuilletons]. Praha 1993. – D e r s.: Šťastný věk. Symboly, emblémy a mýty 1948–89 [Das glückliche Zeitalter, Symbole, Embleme und Mythen 1948–89]. Praha 1992. – R a k, Jiří: Bývali Čechové ... České historické mýty a stereotypy [Es waren einmal Tschechen ... Die tschechischen historischen Mythen und Stereotypen]. Praha 1994.

CHRONIK

LE MYTHE DE MUNICH - MYTHOS MÜNCHEN - THE MYTH OF MUNICH

Anläßlich des sechzigsten Jahrestages des „Münchener Abkommens“ fand in Paris, organisiert von Fritz Taubert (Université de Paris XII) und teils organisatorisch, teils finanziell unterstützt vom Collegium Carolinum, dem Deutschen Historischen Institut Paris, dem ERS 162¹, dem DAAD und der Friedrich-Ebert-Stiftung, ein mehrtägiges Kolloquium zum Thema „Mythos München“ statt. Diese Veranstaltung knüpfte einerseits an die 1978 von René Giraud initiierte Tagung „Munich 1938. Mythes et Réalités“ an², andererseits sollte sie eine erste Bilanz der seit dem politischen Umbruch von 1989 erarbeiteten neuen Forschungsergebnisse bringen.

So war dem eigentlichen „Mythos München“ auch erst der zweite Themenblock gewidmet. Nach dem Eröffnungsvortrag von Bernard Michel (Paris) bot Yvon Lacaze (Paris), Autor zahlreicher maßgeblicher Studien zu „München“, einen beeindruckenden Überblick über die Historiographie zum Thema. Daran knüpften sich Beiträge über die politische Geschichte und die Rolle der verschiedenen in die Ereignisse von „München“ involvierten Staaten. Donatella Bolech-Cecchi (Pavia) stellte den italienischen Part bei der Münchener Konferenz dar, Francesco Leoncini (Venedig) präsentierte die außenpolitische Konzeption T. G. Masaryks, Jerzy Tomaszewski (Warschau) sprach über die polnische Außenpolitik, Gabor Hamza (Budapest) über den ersten Wiener Schiedsspruch.

Eine kontroverse Debatte entwickelte sich dann über die Rolle und die Ziele der Sowjetunion während der Krise von München. Während Ivan Pfaff (Heidelberg) die These vertrat, die UdSSR habe 1938 die Sowjetisierung der Tschechoslowakei angestrebt, bezweifelte Milan Hauner (Madison/USA) die Bereitschaft der sowjetischen Führung, sich bereits zu diesem Zeitpunkt in der Tschechoslowakei zu engagieren. Die Vorstellung, es habe auf Seiten der UdSSR eine durchdachte Planung für den Umgang mit der ČSR gegeben, wies auch Sabine Dullin (Paris) in ihren Ausführungen über die sowjetischen Diplomaten und die ČSR 1938 zurück.

Konzeptions- und Ratlosigkeit bescheinigte Peter Heumos (München) der Sozialistischen Internationale, deren Diskussionen vor und während der „Krise von München“ er anhand bisher nicht bekannter Archivmaterialien rekonstruierte.

Mit der Tschechoslowakei vor 1938 befaßten sich Jaroslav Kučera (Prag) und Christoph Boyer (Dresden). Beide boten nicht allein neue Forschungsergebnisse über „Reformpläne für das tschechoslowakische Nationalitätenrecht“ bzw. „Wirtschafts-

¹ Recherches littéraires et culturelles franco-allemandes.

² Munich 1938. Mythes et Réalités. Revue des Études Slaves 52, 1-2. Paris 1979.

interessen und Regierungspolitik“, sondern vollzogen mit ihren Beiträgen vor allem eine bemerkenswert sachliche Demontage der positiven wie der negativen Legenden über die Erste Tschechoslowakische Republik.

Mit dem „Mythos München“, der Wirkungsgeschichte der Erinnerung an die Ereignisse von 1938 in den mit „München“ verbundenen Ländern, befaßten sich die Beiträge des zweiten Teils der Tagung. Hans Lemberg (Marburg) zeigte, wie sich das Verständnis von „München“ bei den Sudetendeutschen und im nationalsozialistischen Deutschland schon bald nach dem Herbst 1938 veränderte: Aus der Euphorie über die „Befreiung“ durch Hitler, den „Erlöser“, wurde in kurzer Zeit die „ewige Verpflichtung“ der Sudetendeutschen an den Führer. Rasch überlagert von den kommenden politischen Ereignissen – der Errichtung des „Protektorats“ und dem Kriegsbeginn – habe sich, so Lemberg, ein „München-Mythos“ bei den Sudetendeutschen erst nach 1945 entwickelt. Welche Rolle und Funktion dieser im Denken der in der Bundesrepublik lebenden Sudetendeutschen – vor allem aber der Repräsentanten der Sudetendeutschen Landsmannschaft – nach dem Krieg spielte, demonstrierte daran anschließend Ferdinand Seibt (München). Bei seiner Skizze der organisatorischen und ideologischen Entwicklung der sudetendeutschen Vertriebenenverbände ging es ihm nicht zuletzt darum, einige Mythen über deren Stärke und Bedeutung für die deutsche Politik auszuräumen.

Die Erwartungen, Mißverständnisse und Vorurteile, die in England wie in Frankreich die Haltung bestimmten, mit der die politischen Entscheidungsträger Hitler begegneten, stellte David Chuter (London) dar. Die Angst, ein erneuter Krieg werde nicht nur größere Zerstörungen und Menschenverluste als der Erste Weltkrieg, sondern auch eine Revolution bringen, vor allem aber ein falsches Bild des nationalsozialistischen Deutschlands habe den britischen wie französischen Standpunkt Deutschland gegenüber bestimmt. Die rasche Verdrängung dieser Fehleinschätzung habe nach dem Krieg zu einer Externalisierung des Nationalsozialismus aus dem Kontext der europäischen Geschichte und damit zu einer Negierung eines Teils der eigenen historischen Tradition geführt. Auch der nächste britische Beitrag, der von Patrick Finney (Lampeter) kam, befaßte sich mit Geschichtsbildern der Nachkriegszeit. Finney führte die wechselnden Trends in der Interpretation „Münchens“ und der Appeasement-Politik durch die britische Historiographie als einen Indikator für Veränderungen der britischen nationalen Identität vor.

„München“ im französischen Denken waren mehrere Beiträge gewidmet. Antoine Marès skizzierte die Wirkung von „München“ in sechs Jahrzehnten französisch-tschechoslowakischer Beziehungen seit 1939. Fritz Taubert demonstrierte die Funktion der Schlagwörter „Munichois“ und „Anti-Munichois“ im französischen Vergangenheitsdiskurs nach 1945. Torsten Hartleb (Freiburg) zeigte dann, wie der „Coup de Prague“ im gesamten französischen politischen Spektrum durch die Brille von „München 1938“ gesehen und diskutiert wurde. Während die Antikommunisten Stalin zum „neuen Hitler“ erklärten, feierten die französischen Kommunisten den „Siegreichen Februar“ als erfolgreiche Abwehr eines „neuen Münchens“. Die zeitgenössischen tschechischen Debatten wiesen – wie mein Beitrag deutlich machen sollte – zahlreiche Parallelen zum französischen Diskurs auf. „München“ als Argumentationsfigur diente der Diffamierung des politischen Gegners wie der Selbstrechtfertigung und – vor

allem in späteren Betrachtungen über die tschechische Geschichte – auch der Selbstanklage.

Der Wirkung der Denkfigur „München“ im Handeln der französischen wie der britischen Regierung während der Suezkrise von 1956 war der Vortrag von Jacques Bariéty (Paris) gewidmet. Vor der abschließenden Zusammenfassung der Konferenz durch René Rémond (Paris) bot Beatrice Heuser (London) weitreichende Thesen über die Wirkung des Mythos und der historischen Erinnerung in der Politik, die bedauerlicherweise nicht mehr im großen Rahmen diskutiert werden konnten.

Weniger zur Diskussion denn als Denkanstoß und Annäherung an die Geschichte gedacht, die der Historiker für gewöhnlich nicht wagt, war der Bericht von Jean-Pierre Lefèbvre, Professor der École Normale Supérieure (Paris), gedacht, der seine Erfahrungen in der Rolle des Daladier wiedergab. Bei einem am historischen Ort aufgeführten Theaterstück zur „Konferenz von München“ habe er vor allem die Stummheit Daladiers empfunden. Er, ein „Mann des Wortes“, sei in München völlig auf seinen Übersetzer angewiesen gewesen. Die Unmöglichkeit einer echten Auseinandersetzung sei auch ein Teil – und zwar ein bisher unbeachteter Teil – der Geschichte von „München 1938“.

Wie die durchaus echten Auseinandersetzungen während des Kolloquiums im Heinrich-Heine-Haus in Paris gezeigt haben, ist das nur eine der vielen Fragen, die man an „München“ als Ereignis, Mythos und Argument politischer Auseinandersetzungen noch stellen könnte.

München

Christiane Brenner

DEUTSCH-POLNISCHER UND DEUTSCH-TSCHECHISCHER DIALOG – VERGLICHEN UND „ANGLISIERT“

Unter dem Titel „Coming to Terms with the Past, Opening up to the Future“ veranstaltete das vom britischen Germanisten William Paterson vor wenigen Jahren gegründete und geleitete Institute for German Studies der Universität Birmingham vom 11. bis zum 13. September 1998 in Kooperation mit anderen Institutionen eine internationale Konferenz, an der nicht nur Mitglieder und die fünf Vorsitzenden der deutsch-polnischen Schulbuchkommission und der deutsch-tschechischen und deutsch-slowakischen Historikerkommissionen teilnahmen, sondern auch eine beträchtliche Anzahl von Exponenten britischer Universitätsinstitute für *German Studies*; die Anwesenheit der Londoner Botschafter Polens und Tschechiens (beide selbst Historiker und seit langem im Diskurs involviert) sowie des Vertreters des dortigen Deutschen Botschafters während der ganzen Konferenz verdeutlichte deren Gewicht.

Schon der Einleitungsakkord der Tagung stellte ihre Thematik in einen breiteren vergleichenden Horizont: Lily Gardner Feldman vom Center for German and European Studies, George Town University, Washington, arbeitete Grundzüge der Versöhnung zwischen Deutschland und Israel heraus, und Adrian Guelke von der Queens

University Belfast, selbst im britisch-irischen Dialog stehend, breitete Einsichten über den „Fall Südafrika“ aus. Auf diesem Hintergrund verloren die in den folgenden beiden Tagen dargestellten Aspekte und Problemfelder des „Polish-German case“ und des „Czech-German case“ vieles von ihrer vermeintlichen Einzigartigkeit und gewannen statt dessen durch Vergleich nach außen und miteinander an Konturen und an Trennschärfe.

Es wird mancherorts als schick empfunden, den genannten Kommissionen harmonisierendes Süßholzraspeln und das Unter-den-Teppich-Kehren der wirklichen Konfliktstoffe zu unterstellen. Im Gegensatz zu diesem Stereotyp wurden in Birmingham die unterschiedlichen Ausgangspunkte des deutsch-polnischen und des jüngeren deutsch-tschechischen offiziellen Historikerdialogs und die Befindlichkeiten und Probleme der Kommissionen kritisch und selbstkritisch beleuchtet und die aus der Offizialität resultierenden Belastungen, aber auch die positiven Voraussetzungen und Ziele dieser je unterschiedlichen Dialoge herauspräpariert und mit der Sicht „von außen“ konfrontiert. Es entstand ein dichtes Bild der Geschichte und der gegenwärtigen Befindlichkeiten dieser Kommissionen.

Der Titel der Veranstaltung charakterisierte die Arbeitsteilung zwischen Politikern und bilateralen Historikerkommissionen im Geschäft der „reconciliation“ kurz und treffend; wie zur Bestätigung konnte man wenige Tage später von der Übereinkunft der tschechischen und österreichischen Regierungs-Chefs lesen, auch dort eine Historikerkommission einzurichten: Den Politikern solle der Rücken für die Arbeit an der Zukunft freigehalten werden, aber „die Vergangenheit gehöre den Historikern“. Freilich werden auch die Politiker durch die Delegation der bescherten Vergangenheit an die Fachleute sich nicht ganz von den Folgen dieser Last befreien können.

Den Historiker- und Schulbuchkommissionen muß es darum gehen, die nationalen Geschichtsbilder, wie Michael Müller formulierte, miteinander „kompatibel“ zu machen; nicht aufzurechnen, sondern einen „empathischen Ansatz“ zu verfolgen (Miroslav Kunštát, Jan Pauer zitierend). Es sollten Wege gefunden werden, die durch die Konstruktion gegebene Bilateralität des Historiker-Dialogs durch eine gezielte Internationalisierung zu transzendieren. Nicht zuletzt ging es darum, die Umweltfaktoren der Kommissionsarbeit zu reflektieren (Traditionskritik der „Ostforschung“ vor allem im deutsch-polnischen Dialog, „Pathos der Versöhnung“; Interferenzen durch politische Paralleldiskurse und Selbstblockaden; Kollision der Notwendigkeit, immer wieder durch gemeinsame Verlautbarungen an die Öffentlichkeit zu treten, mit längerfristigen, offenen, ja kontroversen Diskussionsverläufen usw.).

Am Ende der Tagung, deren Organisation nicht zuletzt dem tschechischen Politologen Vladimír Handl zu verdanken ist, der derzeit am Birminghamer Institute for German Studies tätig ist, stellten die mitteleuropäischen Teilnehmer, die zunächst gemeint hatten, sich und ihre Arbeit gut zu kennen und nun den britischen Kollegen darüber berichten zu sollen, erstaunt fest, daß sie in Birmingham selbst viel gelernt und über die Ziele und Möglichkeiten ihrer Arbeiten klarere Vorstellungen gewonnen haben.

DIE „SUDETENDEUTSCHE FRAGE“ UND DIE HISTORIKER IN DEN USA

Die Deutschen wurden mißhandelt, entrechtet und aus der Tschechoslowakei vertrieben, als das Land 1945 von der deutschen NS-Herrschaft befreit und von den amerikanischen sowie sowjetischen Truppen besetzt wurde. Sowohl die amtlichen amerikanischen Haltungen wie auch die einzelner amerikanischer Beobachter zu diesen Vorgängen waren von Anfang an meist recht ambivalent. Es wurde nicht einmal eindeutig geklärt, ob die in der amerikanischen Besatzungszone ansässigen Deutschen als deutsche oder als tschechoslowakische Staatsbürger behandelt werden sollten. Bald wurden – von der tschechischen Staatsführung der tschechoslowakischen Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt – die meisten von ihnen in die amerikanische (und britische) Besatzungszone in Deutschland abtransportiert, wo sie abermals den US-Besatzungstruppen unterstanden. Diesmal wurden sie für „Neubürger“ erklärt und man war bemüht, ihnen klar zu machen, daß an Rückkehr oder Kompensation für das verlorene Vermögen zu denken sinnlos sei. Nach dem Februar-Umsturz 1948 in Prag bescherte der Kalte Krieg den westlichen Zonen Deutschlands den Verbündeten-Status, während die zuvor „verbündete“ Tschechoslowakei zum (kommunistischen) Feindstaat wurde – damit wurde auch die sogenannte Sudetendeutsche Frage zum Spielball der politischen Propaganda auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs.

Historiker pflegen zwar die wissenschaftliche Unabhängigkeit ihrer Tätigkeit zu betonen, sind aber meistens von den politischen Meinungskämpfen ihrer jeweiligen Zeitgenossen keineswegs unabhängig. Dementsprechend „partisanenhaft“ war die bisherige nordamerikanische Forschung zur Vertreibung der Deutschen aus Osteuropa. Außer einigen wenigen Büchern und Stellungnahmen, denen eindeutige nationale Präferenzen und Antipathien zugrunde lagen, wurde das Thema gemieden. Die *mainstream*-Historiker der europäischen Nachkriegsgeschichte konzentrierten sich auf die Geschichte der kommunistischen Herrschaft und wichen allen Auseinandersetzungen unter den Nichtkommunisten aus. Somit auch den Fragen z. B. der Behandlung der Deutschen in der Tschechoslowakei, welches stets ein äußerst umstrittenes Thema unter den tschechischen Emigranten im Westen bildete. Erst nach dem Sturz des Kommunismus scheint die tschechoslowakische Nachkriegsgeschichte ein lebhafteres Interesse der Historiker in den USA erweckt zu haben. Dafür sprechen nicht nur neue umfangreiche Forschungsprojekte (z. B. von Tony Judt, vgl. *BohZ* 38/1997, 396–398) und zahlreiche Dissertationen (u. a. von Brad Abrams über den politischen Diskurs und von Benjamine Frommer über die tschechoslowakische Justiz 1945–1948), sondern auch das Interesse für entsprechende Sektionen bei einschlägigen Konferenzen amerikanischer Historiker. Wenn man bedenkt, wie umfangreich dagegen die einschlägige deutsche und tschechische Fachliteratur ist und wie wenig sie in den USA gelesen wird, könnte man von einem einseitigen Nachholbedarf amerikanischer Historiker reden. Und dennoch könnten letztere in den sogenannten deutsch-tschechischen Historikerdialog wertvolle neue Fragestellungen und Perspektiven einbringen, wenn man sie dazu einladen würde.

Das zeigte die diesjährige Jahreskonferenz der *American Association for the Advancement of Slavic Studies* (24.–27. 9. 1998 in Boca Raton, Florida) an einem

Beispiel überaus deutlich: an der Sektion *Elizabeth Wiskemann's „Czechs and Germans“: Sixty Years After*. Vorbereitet wurde sie von Stanley B. Winters (Newark/N.J. und Port Charlotte, Florida), Hans Henning Hahn (Carl von Ossietzky Universität, Oldenburg), J. Mark Cornwall (University of Dundee, Scotland), Eva Hahn (Collegium Carolinum) und Gary B. Cohen (University of Oklahoma, Norman), gewidmet war sie dem sechzigsten Jahrestag der ersten Veröffentlichung eines wichtigen britischen Buches über die deutsch-tschechischen Beziehungen¹. Inzwischen bietet nämlich nicht nur das Buch selbst, sondern auch die sechzigjährige Geschichte seiner Rezeption interessantes Material für Historiker der deutsch-tschechischen Beziehungen – und obendrein zahlreiche Hinweise auf die unterschiedliche Wahrnehmung sowie den unterschiedlichen Umgang mit der „Sudetendeutschen Frage“ in der anglo-amerikanischen und der mitteleuropäischen Welt.

Von der britischen Historikerin und Publizistin Elizabeth Wiskemann recherchiert und verfaßt, sowie unter der Ägide vom Londoner Royal Institute of International Affairs am Vorabend des Münchner Abkommens veröffentlicht, stellt *Czechs and Germans* ein einmaliges historisches Dokument dar. Es handelt sich um ein in der anglo-amerikanischen Welt bis heute äußerst einflußreiches Buch, während es unter deutschen und tschechischen Historikern kein nennenswertes Echo gefunden hat. Das Buch war in Großbritannien wie auch in den USA von Anfang an umstritten und rief lebhafteste Diskussionen hervor; in Deutschland dagegen wurde es von Historikern bisweilen wenn nicht ignoriert, dann als Propagandaschrift einer vermeintlich einseitig „protschechisch“ eingestellten Autorin denunziert²; in der Tschechoslowakei wiederum wurde es kaum zur Kenntnis genommen. So ergeben sich aus der Rezeption des Buches wertvolle Aufschlüsse über die unterschiedlichen mentalen und kulturellen Milieus. Gleichzeitig stellt das Buch eine Quelle für zahlreiche bisher zu kurz gekommene thematische und methodologische Ansätze im schwierigen deutsch-tschechischen Dialog dar. Solche Fragen wurden in Boca Raton diskutiert, ergänzt um eine neue Studie von Stanley B. Winters über die amerikanischen Soldaten in Westböhmen nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Tschechen befreit und die Deutschen vertrieben wurden.

Auch bei der diesjährigen Jahreskonferenz der *German Studies Association* (8.–11. 10. 1998 in Salt Lake City, Utah) fanden ähnliche Fragen ähnlich bemerkenswertes Interesse, diesmal bei den nordamerikanischen Deutschland-Spezialisten. Es handelte sich z. B. um die Sektion *Neglected History: Half-a-Century after the Expulsion of the Germans from Czechoslovakia and Poland*, in der Nancy M. Wingfield (Northern

¹ Wiskemann, Elizabeth: *Czechs and Germans. A Study of the Struggle in the Historic Provinces of Bohemia and Moravia*. London et al. 1967, 1st ed. 1938.

² Vgl. diesbezügliche Hinweise ad hominem in *Zeitschrift für Ostforschung* 5 (1956) 570–576 und *Osteuropa* 6 (1956) 444–447, in vulgarisierter Form in *Sudetendeutsche Zeitung* 1. und 29. 9. 1956. In der *BohZ* 13 (1972) 435–437 und 458–461 wurde Wiskemanns Haltung, in freundlicheren Tönen als anderswo, folgenderweise interpretiert: „Sie versuchte sogar den sudetendeutschen Aktivisten – dem staatsstreuen Element – gerecht zu werden; insgesamt aber lag das Buch auf der Linie Eduard Beneš und der tschechoslowakischen Staatsidee, die der deutschen Minderheit nur wenig Raum ließ.“ (S. 436)

Illinois University, DeKalb) den Umgang der tschechoslowakischen Politiker und Verwaltungämter mit den Überbleibseln deutscher Vergangenheit, Hans Henning Hahn (Oldenburg) die Erfolgs-Story des deutsch-polnischen Historikerdialogs und Eva Hahn (München) die Mißerfolge einer deutsch-tschechischen Verständigung erläuterten. Zusätzlich haben die einführenden und kritisch anregenden Kommentare von Gary B. Cohen (Norman, Oklahoma) und Erich Gustav Pohl (Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg) dazu beigetragen, daß diesmal anders als in den deutsch-tschechischen Begegnungen diskutiert wurde: ohne Scheu vor konfliktreichen Themen wurde weniger erläutert, was alle Menschen verbindet, sondern neugierig danach gesucht, was die Andersdenkenden meinen und warum man vieles unterschiedlich sieht.

Zwar haben die von Anfang an und über ein halbes Jahrhundert lang meist unklaren und ambivalenten Haltungen der anglo-amerikanischen Beobachter sowie Historiker zu den deutsch-tschechischen Streitigkeiten sowie zur Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach dem Zweiten Weltkrieg offensichtlich ihre politischen Ursachen im Kalten Krieg gehabt. Dennoch verraten sie aber auch gleichzeitig ein Bemühen, historisch, rechtlich und moralisch schwierige Fragen nicht mit partisanenhafter Eindeutigkeit zu beantworten. Die historische Multiperspektivität, die sich spätestens seit den achtziger Jahren durchsetzte, verstärkte zusätzlich die Bereitschaft amerikanischer Historiker, eigene Wahrnehmungen, Fragestellungen sowie Forschungsmethoden kritisch zu hinterfragen. Man kann endlos lange Reihen von dicken Büchern produzieren und doch damit nur unkritisch stets eine und dieselbe Meinung propagieren, meinte einer der amerikanischen Diskussionsteilnehmer und schämte sich seiner Unkenntnis der deutschen und tschechischen Fachliteratur keineswegs: worauf es ankomme, wenn Menschen ihre historisch vererbten Konflikte zu überwinden trachten, meinte er, sei der kritische Verstand, das aufgeschlossene Zuhören und die Fähigkeit, Argumente beider Seiten gleichzeitig mitzuberechnen.

Elizabeth Wiskemanns Buch *Czechs and Germans*, vor sechzig Jahren geschrieben und weder ins Deutsche noch ins Tschechische übersetzt, bietet zahlreiche interessantere und sogar faktographisch detailreichere Einsichten zu den tschechisch-sudetendeutschen Auseinandersetzungen aus der Ersten Tschechoslowakischen Republik als die meisten in den neunziger Jahren in Tschechien und in Deutschland erschienenen Publikationen. Wiskemann hat darüber hinaus ein nicht minder interessantes Buch über die Vertreibung und die Vertriebenen geschrieben³. Es gibt keinen rationalen Grund dafür, daß ihre Werke in den Diskussionen über die deutsch-tschechische Vergangenheit nicht berücksichtigt werden. Eine internationale Diskussion der Bohemisten über die sogenannte Sudetendeutsche Frage wäre längst fällig, woran im übrigen unter den amerikanischen Historikern nicht nur die Bohemisten, sondern darüber hinaus auch die Osteuropa- ebenso wie die Deutschlandhistoriker interessiert zu sein scheinen.

München

Eva Hahn

³ Wiskemann, Elizabeth: *Germany's Eastern Neighbours. Problems Relating to the Oder-Neisse-Line and the Czech Frontiers Regions*. London et al. 1956.

DEUTSCH-TSCHECHISCHER HISTORIKER-WORKSHOP

Vom 15. bis 18. Oktober 1998 fand im Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) ein deutsch-tschechischer Historiker-Workshop statt, der vor allem Nachwuchswissenschaftler der beiden Länder zum wissenschaftlichem Gespräch und Austausch zusammenführte. Die Initiative zu diesem Workshop ging vom Bundesministerium für Forschung aus, das auch die Tagung gefördert hat. Anknüpfend an die deutsch-tschechische Erklärung und flankierend zu der bisherigen Arbeit der deutsch-tschechischen Historikerkommission fragten nun junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, ob die bisher gängigen Kategorien noch stimmig sind, ob nationsspezifische oder ideologische Stereotypen weiterhin wirken, inwieweit neue methodische Ansätze und Fragestellungen durch die „Nachwuchs“-Generation entwickelt werden, welche *weiße Flecken* noch der Bearbeitung harren. Darüber hinaus diente der Workshop auch dem Ziel, die jüngere Generation in die academic community einzubeziehen, um Risiken eines erneuten deutsch-tschechischen Dualismus vorzubeugen.

Den Auftakt bildete der Eröffnungsvortrag von Jan Křen (Prag) „Tschechische historische Mythen, Dichtung und Wahrheit“, der einen Überblick über die tschechische Historiographie der letzten Jahre gab. Nach der Begrüßung durch Winfried Eberhard (Leipzig) und Hans Lemberg (Marburg) führte Frank Hadler (Leipzig) das Publikum mit seinen Überlegungen zu „Lücken in der Geschichte der deutschen und tschechischen Historiographie als Ansätze für Kooperationen“ in medias res. Der gelungene Übergang der Historiographien vom Konflikt zur Normalität, so das Plädoyer Hadlers, ist die Voraussetzung, um die Normalität in der Geschichte aufzuspüren, was besonders schwierig sei, da „Normalität“ erfahrungsgemäß nur einen schwachen Widerschein in den Akten hinterlasse.

Das erste Referat im Themenblock „Probleme nach 1945“ hatte Christiane Brenner (München) mit dem Thema „Der politische Diskurs in der tschechischen Gesellschaft 1945–1948“. Hintergrund zu diesem Thema sind Überlegungen, welche gesellschaftlichen Vorgänge, die sich im politischen Diskurs niedergeschlagen haben, zu der unproblematischen Machtübernahme durch die Kommunisten in der Tschechoslowakei 1948 beigetragen haben. Daran anschließend sprach Rüdiger Alte (Marburg) über die tschechoslowakische Außenpolitik der Jahre 1945 bis 1948. Ein dritter Beitrag stammte von Martin Markel (Brünn), der sich mit der Vertreibung der Deutschen aus Südmähren beschäftigte und die Besonderheiten dieser Region herausarbeitete. In einem weiteren Beitrag beschäftigte sich Šárka Nepalová mit den „Juden in den böhmischen Ländern 1945–1948“, die, vor allem wenn sie von den tschechoslowakischen Behörden als „deutsch“ eingestuft wurden, erneut mit gravierenden Benachteiligungen rechnen mußten. Das letzte Referat in diesem Themenkomplex wurde von Michaela Váňová (Prag) gehalten, die sich mit dem Thema „Die Asylpolitik und Asyldebatte in Deutschland seit den siebziger Jahren“ beschäftigte.

Der Nachmittag des ersten Tages des Workshops stand zunächst unter der Überschrift „Unter Annexion und Okkupation“. Ein lange beklagtes Desiderat, die Geschichte des Sudetengaus, ist in letzter Zeit gleich im Rahmen von zwei Dissertationen bearbeitet worden. Zunächst sprach Volker Zimmermann (Düsseldorf) über „Die

Sudetendeutschen im NS-Staat. Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland 1938–1945“. Er zeigte, daß die in der Bevölkerung geweckten Erwartungen seitens des NS-Regimes nicht erfüllt wurden, die Enttäuschung darüber jedoch nicht in Ablehnung gegenüber dem NS-Staat umschlug. Ralf Gebel (Bonn) fragte in seinem Beitrag „Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland 1938–1945“ ausgehend von jüngeren Tendenzen in der NS-Forschung nach der Bedeutung von Regionen im Rahmen des NS-Staates. Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß Henlein Sonderinteressen des Sudetengaus gegen Reichsinteressen nicht durchsetzen konnte, was letztlich die These von der zentralistischen Ausrichtung des NS-Staates untermauert. Daran anschließend behandelte René Küpper (Bonn) „Politische Konzeption und Besatzungspolitik K. H. Franks im Protektorat Böhmen und Mähren“.

Der zweite Teil des Nachmittags war überschrieben mit „Nationalliberalismus und Fortschritt“. Zunächst sprach Martina Winkler (Berlin) über „Fortschritt und Moderne bei Karel Kramář“. In einem weiteren Beitrag beschäftigte sich Martin Schulze Wessel (Halle an der Saale) mit dem Thema „Religion und Gesellschaft in der ersten ČSR – Die Tschechoslowakische Kirche“. Sein Augenmerk galt der Beschäftigung mit Religion in einem sich demokratisierenden und nationalisierenden Umfeld sowie sich dadurch verändernden Frömmigkeitsformen. Zum Abschluß des ersten Tages des Workshops sprach Jaroslav Šebek (Prag) über „Die Ideologie des Ständestaates in der tschechoslowakischen Gesellschaft der dreißiger Jahre“.

Der zweite Tag des Workshops stand zunächst unter dem Motto „Nation und Politik in Medien und Kunst“. Die erste Referentin, Pavla Vošahlíková (Prag), sprach über „Nationale Aspekte der Reklame in den böhmischen Ländern an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert“. In einem weiteren Beitrag behandelte Lenka Klášterková (Prag) das Thema „Der Anteil des Rundfunks an der politischen und ideologischen Entwicklung im Sudetenland 1923–1938“. Ausgehend von der Frage, was die deutsche Bevölkerung überhaupt im tschechoslowakischen Rundfunk hören konnte, zeichnete sie die Entwicklung des Mediums in der Tschechoslowakei nach und erklärte, warum so viele Sudetendeutsche nicht dem tschechoslowakischen, sondern dem reichsdeutschen Rundfunk den Vorzug gaben, der dann zu ihrer ideologischen Beeinflussung eingesetzt wurde. Ein kunsthistorisches Thema präsentierte Alena Janatková (Leipzig): „Moderne und Traditionalismus in der Prager Architektur um 1900“.

An diesen interdisziplinär orientierten Themenblock schlossen sich Betrachtungen unter der Überschrift „Abseits der Fronten“ an. Zunächst referierte Věra Leining er über „Juden in Prag 1815–1848/52“, wobei sie sich besonders mit den jüdischen Mittelschichten beschäftigte. In einem weiteren Referat unter dem Titel „Nationaler Utraquismus: Menschen zwischen den Nationen. Zur Frage nationaler Kategorien im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ sensibilisierte Robert Luft (München) seine Zuhörerschaft für eine Gruppe von Menschen, denen bisher niemand so recht Aufmerksamkeit geschenkt hat, da sie sich in einem in immer stärkerem Ausmaß national definierenden Umfeld dieser Zuordnung entzogen. Den Abschluß dieser Themenrunde bildete ein Referat von Matthias Roeser (Dresden) über „Chancen und Risiken regionaler Untersuchungen – Wirtschaftsbeziehungen zwischen Nordböhmen und Sachsen 1918–1938“. Exemplarisch wurden dabei die Möglichkeiten und Risiken regional bestimmter Arbeiten dargestellt.

Der dritte Teil des Workshops war ganz der Frühneuzeit und dem Mittelalter gewidmet. Den Auftakt bildete Libor Jan (Brünn), der einen Überblick über die Mediävistik in Mähren gab. Daran schlossen sich die Ausführungen von Markus Cerman (Wien) über „Sozialstrukturelle Veränderungen in Nordböhmen 1380–1600“ an. „Erbrechtspraxis und die Handlungsspielräume der Untertanen in der Herrschaft Friedland 1558–1759“ bildeten den Untersuchungsgegenstand von Dana Štefanová (Wien), die sich anhand dieser Fallstudie mit der Problematik der sogenannten zweiten Leibeigenschaft auseinandersetzte. Die verbleibenden vier Beiträge beschäftigten sich mit dem *temno*, wobei eine Abkehr vom bisher typischen Bohemozentrismus festgehalten werden kann sowie ein Plädoyer für einen differenzierten Absolutismusbegriff. Zu den Referaten im einzelnen: Josef Hrdlička (Budweis) beschäftigte sich mit dem böhmischen und mährischen Adel in der frühen Neuzeit als Forschungsproblem. Im Mittelpunkt der Ausführungen von Tomáš Knoz (Brünn) standen „Die Konfiskationen nach 1620 als Startpunkt des Absolutismus in den böhmischen Ländern“. Petr Mařa (Prag) beschrieb „Das politische System des böhmischen Staates im Zeitalter des Absolutismus 1620–1740“. Den Abschluß der Tagung bildeten die Ausführungen von Joachim Bahlcke (Leipzig) zum Thema „Makrohistorie – Mikrohistorie: Anmerkungen zu konfessionshistorischen Forschungen über Böhmen im 17. und 18. Jahrhundert“.

Die Diskussion, die vor allem der Vertiefung der angesprochenen Themen diente, war lebhaft und angeregt, ein unzweideutiges Indiz für das Interesse, mit dem die neuen Arbeiten angenommen wurden; „nationale Hochburgen“ – ein Fremdwort. Unterschiedliche Gewichtung kam dagegen methodischen Fragestellungen zu. Christiane Brenner zeigte, wie fruchtbar Ansätze der Diskurstheorie für die Geschichtswissenschaft sein können. Ebenfalls von grundlegender Bedeutung für die Geschichte Ostmitteleuropas waren die Überlegungen von Martin Schulze Wessel, in welchem Rahmen Vergleiche innerhalb der Geschichtswissenschaft stattfinden können, und sein Hinweis darauf, daß auch Fälle denkbar seien, in denen der mittlerweile selten praktizierte Vergleich von Phänomenen der ostmitteleuropäischen und der osteuropäischen Geschichte erkenntnisfördernd sein kann. Sensibilisierend im Hinblick auf Erkenntnisprozesse und Erkenntnismöglichkeiten der Geschichtswissenschaft sind besonders auch die Ausführungen von Robert Luft gewesen, der die lange Zeit aktuell gewesenen nationalen Denk- und in deren Folge auch Forschungskategorien in Frage stellte. Diese Ansätze wurden auf tschechischer Seite eher zurückhaltend rezipiert. Hier standen eher die Arbeiten zur Frühneuzeit im Mittelpunkt, mittels derer der Absolutismusbegriff neu diskutiert wird, die eigentümlichen Strukturen der Monarchie mehr und mehr in den Vordergrund gerückt werden und auch die Entwicklung in Böhmen eher im Hinblick auf ihre „europäische Normalität“ diskutiert wird.

Als Ergebnis des Workshops kann man feststellen, daß man sich über die „Verortung“ der *weißen Flecken* auf der historischen Landkarte relativ einig ist, daß eine ganze Reihe thematisch neuer Arbeiten entsteht, daß methodische Ansätze jedoch auf beiden Seiten unterschiedlich rezipiert werden: auf deutscher Seite mehr für die Neuere und die Zeitgeschichte, auf tschechischer Seite mehr im Bereich der Frühen Neuzeit.

TSCHECHISCH-DEUTSCHE BEZIEHUNGEN:
TSCHECHISCHE STANDPUNKTE

Am 29. Januar 1998 trafen sich in Prag Vertreter mehrerer tschechischer Vereine und Vereinigungen zu einer tschechisch-tschechischen Diskussion über die Beziehungen zu den deutschen Nachbarn. Organisiert wurde diese Begegnung von zwei Gruppen mit ausgeprägt unterschiedlichen Haltungen: dem *Kruh občanů České republiky vyhnaných v r. 1938 z pohraničí* (Kreis der im Jahre 1938 aus dem Grenzland vertriebenen Bürger der Tschechischen Republik) sowie *Smíření 95* (Die Versöhnung 95). Die erst genannte Vereinigung, *Kruh*, ist ein in der Tschechischen Republik eingetragener Verein, der sich bemüht, auf die Mißhandlung und Vertreibung von Tschechen durch fanatisierte Henlein-Anhänger in den durch das Münchner Abkommen aus dem Jahre 1938 von der Tschechoslowakei abgetrennten Gebiete hinzuweisen. Zu dem von dem namhaften Prager Historiker Jaroslav Valenta geleiteten Verein gehören nicht nur ehemalige Opfer der Sudetendeutschen aus der Vorkriegszeit, sondern Menschen aller Generationen, die den Hinweis auf die „Vertreibung“ der Tschechen aus den böhmisch-mährischen Grenzgebieten häufig als einen politischen, gegen die Kritiker der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg gerichteten Kampfbegriff verstehen. *Smíření 95* ist die Bezeichnung einer nur informell gebildeten Gruppe tschechischer Intellektueller, die sich für eine kritische Diskussion und Verurteilung des *odsun* bzw. der Vertreibung der Deutschen sowie für einen intensiven Dialog mit allen sudetendeutschen Organisationen in Deutschland und damit – im Unterschied zur Mehrheit der tschechischen Bevölkerung – auch mit der Sudetendeutschen Landsmannschaft einsetzt. Daß diese beiden Organisationen gemeinsam eine Diskussion veranstalten, hat viele Beobachter überrascht, wurde aber gleichzeitig allseits begrüßt. Daß sie darüber hinaus die wichtigsten Beiträge schon im voraus in gedruckter Form einem über die Teilnehmer hinaus größeren Interessentenkreis zugänglich gemacht haben, verleiht ihrem Vorhaben zusätzliche Bedeutung¹.

Einige der Beiträge wurden von bisher schon namhaften Teilnehmern des deutsch-tschechischen Dialogs verfaßt (Jaroslav Valenta, Rudolf Kučera, Václav Pavlíček, Emanuel Mandler, Milan Churaň), einige von anderen bekannten Historikern (Zdeněk Šolle, Otto Novák, Josef Haubelt und Milan Švankmajer); alle nahezu dreißig Diskussionsbeiträge bieten interessante Einsichten über jene Themen, Aspekte und Fragen zu den deutsch-tschechischen Beziehungen, die die tschechische Öffentlichkeit beschäftigen. Ebenso wie die Deutschen ihre Lieblingsthemen haben, wenn es um ihre tschechischen Nachbarn geht, so stecken auch in den tschechischen Köpfen ganz bestimmte Assoziationen, Geschichtsbilder und Ängste. Im Unterschied zu dem bisher üblichen Verfahren in deutsch-tschechischen Gesprächen, das Gemeinsame zu betonen und Meinungsunterschiede eher zu verdecken als offen zu diskutieren, wurde hier vieles ausgesprochen, was anderswo verschwiegen wird. Gerade darin aber liegt

¹ Česko-německé vztahy: česká stanoviska. Sborník [Tschechisch-deutsche Beziehungen: tschechische Standpunkte. Sammelband]. Hrsg. v. Kruh občanů České republiky vyhnaných v r. 1938 z pohraničí/Smíření 95, Praha 29. 9. 1998 (unverkäuflich, Kontaktadresse PhDr. Pavel Macháček, Pujmanové 1/870, CZ-140 00 Praha 4).

die Bedeutung dieses Bandes: wer der Meinung ist, daß niemand aus den deutsch-tschechischen Gesprächen ausgeschlossen werden sollte und daß eine gemeinsame Wahrheit erst dann gefunden wird, wenn keine Themen und Fragen verdrängt werden, der wird hier zahlreiche neue Themen- und Fragestellungen für weitere deutsch-tschechische Gespräche finden.

Die einzelnen Beiträge sind keine wissenschaftlichen Abhandlungen und viele der Autoren sind keine Historiker. Einige bedienen sich einer emotional geladenen Sprache (z. B. wenn Jaroslav Valenta das bekannte Buch „Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen“ von Emanuel Rádl aus dem Jahre 1928 mit offensichtlicher Antipathie als „brüchige und völlig amateurhafte Publizistik“² bezeichnet); andere benutzen grobschlächtige historistische Schlagworte (wie z. B. Pavel Macháček, wenn er die Bedeutung der sogenannten Beneš-Dekrete als die Beseitigung der dreihundertjährigen Folgen der Verneuten Landesordnung aus dem Jahre 1627 präsentiert³). Zahlreiche Beiträge sind jedoch in einem sachlichen Ton geschrieben und weisen auf Themen hin, die in den deutsch-tschechischen Gesprächen tatsächlich bisher zu kurz gekommen sind, wie z. B. die Geschichte und Verbreitung der völkischen Ideologie unter den Deutschen in den böhmischen Ländern im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, die sudetendeutschen Verwicklungen in den NS-Apparat des Dritten Reiches, die deutschen und tschechischen Haltungen zu den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz, die historische Entwicklung des Konzepts *Sudetendeutsche Volksgruppe* und die Ziele und Forderungen der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Die meisten Beiträge verraten Unzufriedenheit mit dem Stand der deutsch-tschechischen Beziehungen: die Vertreter der *Směření 95*-Gruppe setzen sich für einen offenen und bedingungslosen Dialog mit allen Gruppen und Forderungen ein – ein Dialog, der in diesem Ausmaß bisher von allen politischen Parteien in Tschechien abgelehnt wurde; dagegen beklagen die meisten der hier abgedruckten Beiträge das offensichtliche Ausbleiben innerdeutscher Auseinandersetzungen mit der spezifisch deutsch-tschechischen Vergangenheit. Interessant erscheint, daß dieser Mangel gerade deshalb diagnostiziert wird, weil alle Autoren von einem durchaus positiven Bild der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft ausgehen. Sie weisen dabei jedoch oft auf mentale und politische Kontinuitäten hin, die zu erkennen die deutsche Gesellschaft heute nicht imstande ist. In Deutschland sieht man die Sudetendeutschen vor allem als Opfer der Vertreibung, während wohl kaum jemand noch ihre Geschichte aus der Zeit davor kennt. Für viele Tschechen sind dagegen vor allem die rhetorischen und politischen Kontinuitäten von der Henlein-Bewegung in der Zwischenkriegszeit bis zu den Funktionären der Sudetendeutschen Landsmannschaft bemerkens- und beachtenswert.

Der dahinter sich verbergende, eigentlich ja leicht erklärliche Wahrnehmungsunterschied wäre ein wichtiges Thema des deutsch-tschechischen Dialogs – ein Wahrnehmungsunterschied, dem man sich mit wechselseitigem Respekt und genuinem Interesse für die andere Seite annähern könnte, um ihn zu überwinden. Solche inner-

² „chartná a naprosto amatérská publicistika“, e b e n d a 4.

³ E b e n d a 95.

tschechischen ebenso wie entsprechende innerdeutsche Debatten stellen somit eine Voraussetzung dar, damit sich ein echter Dialog überhaupt entwickeln kann. Schon allein deshalb kann diesem Prager Projekt bahnbrechende Bedeutung zugeschrieben werden – auch wenn sich wahrscheinlich jeder Leser über den einen oder anderen Beitrag ärgern wird.

München

Eva Hahn

T. G. MASARYKS „NEUES EUROPA“ UND F. NAUMANNS „MITTELEUROPA“: EIN BILATERALES STUDIENPROJEKT

Thomas Garrigue Masaryk und Friedrich Naumann nehmen beide als Politiker und politische Denker im Pantheon ihrer Gesellschaften einen unangefochtenen Platz ein. Ihre Rolle für die Traditionsbildung wird von niemandem bezweifelt: T. G. Masaryk als politischer Philosoph und Begründer des tschechischen Realismus, Friedrich Naumann als eine der „Vaterfiguren“ eines sich auch als sozial definierenden deutschen Liberalismus – beide gelten als Figuren, denen das Attribut „demokratisch“ meist ohne Vorbehalt zuerkannt wird. Gleichzeitig spielten beide durch ihre Schriften „Das Neue Europa“ und „Mitteleuropa“ eine wichtige Rolle für den Europa-Diskurs ihrer Länder, wenn auch im Falle Naumanns man sich in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg der Ambivalenz seines Konzepts zumindest ansatzweise bewußt wurde¹. Heute scheint es an der Zeit, beide als „Europa-Denker“ höchst unterschiedlicher Herkunft und mit höchst unterschiedlichen Konzepten neu zu entdecken.

Man könnte, etwas überspitzt formuliert, behaupten, daß in den beiden genannten Büchern zwei unterschiedliche Denkrichtungen über Europa zum Ausdruck kommen: bei Naumann die (vor allem auch aus wirtschaftlichen Gründen) als notwendig erachtete Bildung großräumiger Zusammenschlüsse (mit den entsprechenden hegemonialen Implikationen), bei Masaryk das Selbstbestimmungsrecht der Völker und damit die Existenzberechtigung sogenannter kleiner Nationen im Rahmen einer Europa-Konzeption. Beide Konzeptionen standen Pate bei späteren Entwicklungen sowohl in der Zwischenkriegszeit als auch nach 1945.

Dennoch sind sowohl Masaryk als auch Naumann im jeweiligen Nachbarland noch weitgehend unbekannt. Gerade das regte einige deutsche und tschechische Hochschullehrer dazu an, eine gemeinsame Lehrveranstaltung *T. G. Masaryks „Neues Europa“ und F. Naumanns „Mitteleuropa“: zwei Europa-Visionen aus dem Ersten Weltkrieg* für fortgeschrittene Studenten in beiden Ländern gleichzeitig zu organisieren. Geplant waren zwei parallele zweisemestrige Seminare in Tschechien und in Deutschland, mit anschließenden gemeinsamen Kompaktseminaren zur Aufarbeitung der jeweiligen Erkenntnisse. Als Krönung ihrer Anstrengung wurden die beiden Studentengruppen zu einem wissenschaftlichen Symposium in Prag eingeladen, wo sie ihren eigenen Diskussionsstand mit dem der Fachleute konfrontieren konnten. Die Voraussetzung, um überhaupt ein solches Unternehmen in Angriff neh-

¹ Vgl. Theodor Schieder in der Einleitung zur Neuausgabe des Buches in Naumann, Friedrich: *Werke*. Bd. 4. Köln 1964, 384 und *passim*.

men zu können, waren freilich inzwischen schon unter jungen Tschechen gängige hervorragende Kenntnisse der deutschen Sprache.

Die Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg und die Prager Karls-Universität nahmen sich dieses Projekts an, Hans Henning Hahn (Oldenburg), Rüdiger Kipke (Siegen/Prag) sowie Miloš Havelka und Alena Míšková (beide Prag) waren federführend. Die jeweils 15 Studenten hatten sich schwerpunktmäßig mit den beiden genannten Büchern beschäftigt und lernten natürlich dabei auch ihre beiden Autoren ebenso kennen wie den historischen Kontext ihrer Wirkung. Angesichts des breiten Wirkungskreises von Masaryk und Naumann hätte man die Seminare auch als Lehrveranstaltungen zur deutschen und tschechischen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchführen können. Dabei sind natürlich auch die aktuellen Bezüge der beiden „Europa-Visionen“ nicht zu kurz gekommen, im Gegenteil, gerade sie waren es, die das Projekt für Studenten aus allen sozialwissenschaftlichen Disziplinen, über den engen Kreis der Bohemisten hinaus, attraktiv gemacht haben.

Die intensiv vorbereiteten Studenten trafen sich im Frühjahr 1998 eine Woche in Oldenburg und eine Woche in Prag, um ihre jeweils erarbeiteten Referate gemeinsam zu diskutieren. An der Moldau fanden die gemeinsamen Veranstaltungen in den wunderschönen Sitzungssälen der Akademie der Wissenschaften statt und erweckten unerwartet großes Interesse unter Prager Historikern. Für die Studenten waren die Vorträge von u. a. Eva Broklová, Miroslav Bednář und Zdeněk Kárník sowie ausführliche Diskussionen mit Bedrich Loewenstein von besonderem Interesse. Das Begleitprogramm konzentrierte sich auf aktuelle Bezüge ihres Studiums, die sich u. a. im Oldenburger Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte, während der Diskussionen mit den Vertretern der deutschen Minderheit in Tschechien im Peter-Parler-Haus oder bei der Begegnung mit dem Vorsitzenden des Verbandes tschechischer NS-Opfer Oldřich Stránský im Prager Jüdischen Museum ergaben. Gleichzeitig entwickelten sich während der gemeinsam verbrachten zwei Wochen in Prag und Oldenburg, wo die tschechischen Studenten bei ihren deutschen Kollegen privat wohnten, zahlreiche Freundschaften.

Masaryk erfreute sich auch bei den deutschen Studenten größerer Beliebtheit als Naumann, obwohl sie einen außerordentlich scharfen Blick für die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Autoren entwickelt hatten: für die Grundzüge ihrer Geschichtsbilder, für ihren Fortschrittsglauben, für ihre Vorurteile und Stereotypen, für ihre rhetorischen Gepflogenheiten. Masaryk lag den meisten Studenten wegen seines humanistisch-demokratischen Anliegens nahe, während Naumanns Respektlosigkeit für alles, was „klein und fein“ ist, heute bei vielen abstoßend wirkt. Über die Frage, wessen Ideen sich allerdings letzten Endes als historisch einflußreicher erweisen werden, debattierten die Studenten ständig: zunächst schien es, als hätte Naumann mit seiner Großmannssucht verloren und Masaryks Schlagwort von der Selbstbestimmung auch der kleinen Völker sich durchgesetzt. Der heutige Europa-Diskurs mit seinen starken Akzenten auf Wirtschaft und Handel sowie auf der sogenannten Geopolitik als Einigungsmotivationen führt jedoch deutlich vor Augen, wie gewichtig die Wirkung Naumanns und seiner „geostrategischen“ Sichtweise gerade heute wieder zu veranschlagen ist – eine Erkenntnis, die viele mit einem unverhohlenen Ausdruck des Bedauerns formulierten.

Auch im Rahmen des heute viel beschworenen deutsch-tschechischen Dialogs erwies sich dieses Projekt als nützlich. Im gemeinsamen Studium lernten deutsche und tschechische Studenten vieles kennen, worüber heute zwischen Deutschen und Tschechen wenig geredet wird: die deutschen und tschechischen Mitteleuropa-Konzepte und Europa-Visionen im 19. Jahrhundert, die im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert populären Bilder und Stereotypen der deutsch-slawischen Beziehungen sowie die Tradition des Rechtsanspruchs auf nationale Selbstbestimmung im 19. Jahrhundert, die deutsche Kriegszieldiskussion und die Kriegsziele der Entente-Mächte während des Ersten Weltkriegs hinsichtlich Ostmitteleuropas.

Am Ende waren die meisten Teilnehmer sehr zufrieden. Die beiden Universitäten vereinbarten weitere gemeinsame Lehrveranstaltungen und der Erfolg ihres neuen Projekts hat sich schon so weit herumgesprochen, daß sogar die Universität Warschau demnächst mitmachen wird. Mehrere deutsche Studenten nahmen inzwischen an Sprachkursen in Tschechien teil, und mehrere bohemistische Magisterarbeiten entstehen, deren Autoren bis vor kurzem die deutsch-tschechischen Beziehungen weitgehend für eine Domäne der Sudetendeutschen und tschechischer Nationalisten hielten.

Oldenburg

Hans Henning Hahn

DAS BERLINER BOHEMICUM / SLOVACICUM

Als sich am 7. September 1998 im Senatssaal der Humboldt-Universität zu Berlin ungefähr siebzig Studierende aus verschiedenen deutschen Universitäten, Dolmetscher und Übersetzer, Lektoren und Sprachwissenschaftler aus Prag und Berlin trafen, wurde das nunmehr 8. Berliner Bohemicum/Slovacicum eröffnet, ein Hochschulferienkurs der tschechischen und slowakischen Sprache, der sich vor allem an Studierende aus den deutschsprachigen Ländern, aber auch an alle anderen an der tschechischen und slowakischen Sprache, Kultur und Geschichte Interessierten wendet. Der diesjährige Kurs war der „magischen 8“ in der Geschichte der Tschechen und Slowaken gewidmet.

Die Idee zu einem solchen Projekt hatte im Jahre 1990 Manfred Jähnichen, Leiter des Instituts für Slawistik an der Humboldt-Universität. Daß diese Idee schließlich konkrete Gestalt annahm, am Leben gehalten und weiterentwickelt wurde, ist der unermüdlichen Ausdauer von Jähnichens Kolleginnen Hana Adam und Sabine Lefèvre zu verdanken. Sie haben in den Bohemisten der Prager Karls-Universität und den Mitarbeitern des Tschechischen Zentrums Berlin zuverlässige Mitstreiter gefunden, die sich an der Ausrichtung des Ferienkurses beteiligen. Die Prager Universität entsendet die Lektoren nach Berlin, die Mitarbeiter des Tschechischen Zentrums planen die abendlichen Veranstaltungen, beteiligen sich an der konzeptionellen Planung des Gesamtprogramms und bieten mit den Einrichtungen des Hauses wie Bibliothek, Videothek und Phonotek den Kursteilnehmern weitere Informationsmöglichkeiten. Unterstützt wird das Bohemicum/Slovacicum auch von den diplomatischen Vertretungen der Tschechischen und der Slowakischen Republik in Berlin sowie vom neugegründeten Slowakischen Institut. Um die wiederkehrenden Probleme bei der

Finanzierung des Projektes zumindest teilweise auffangen zu können, wurde im März diesen Jahres ein Förderverein „Bohemicum/Slovacicum“ gegründet.

Während der vierzehn Tage im September haben alle Interessenten die Möglichkeit, in den am Vormittag stattfindenden Sprachkursen Grundkenntnisse der tschechischen bzw. slowakischen Sprache zu erwerben oder bereits vorhandene Kenntnisse zu erweitern. Die Sprachkurse werden von Lektoren der Prager Karls-Universität gehalten. Am Nachmittag werden Vorlesungen vor allem mit linguistischer und literaturwissenschaftlicher Problemstellung angeboten, die Vortragenden sind zumeist Wissenschaftler aus den Universitäten in Prag oder Berlin. Zu den Vorlesungen werden aber auch Gäste aus anderen Universitäten eingeladen, um den Zuhörern eine Vorstellung von den dortigen Forschungsthemen und Arbeitsschwerpunkten zu vermitteln. In den letzten Jahren wurde das Angebot um Workshops zu verschiedenen Themen erweitert. 1998 beispielsweise konnten die Interessenten zwischen Schwerpunkten wie „Tschechische Umgangssprache“, „Probleme der tschechischen Grammatik“, „Streifzüge durch die tschechische Musik“, „Vertragstexte aus dem Zivilrecht“ oder „Veränderungen in der Architektur“ wählen. Neben diesen Workshops wird bei Bedarf ein spezielles Training im Konsekutiv- und Simultandolmetschen Tschechisch – Deutsch und Deutsch – Tschechisch angeboten.

Die Abende sind kulturellen Veranstaltungen oder Diskussionsrunden im Tschechischen Zentrum bzw. im Slowakischen Institut vorbehalten, die das Programm an der Universität ergänzen. Die Veranstalter stellen den Interessenten in den auch der Öffentlichkeit zugänglichen Programmen aktuelle Entwicklungen, aber auch Werte und Traditionen in Kunst und Kultur vor, machen mit Themen des öffentlichen Diskurses in beiden Ländern bekannt. Sie suchen dabei die Zusammenarbeit mit kulturellen und wissenschaftlichen Institutionen in Deutschland und der Tschechischen Republik, um die Studierenden auch mit deren Wirken bekannt zu machen. Mit dem Collegium Carolinum beispielsweise gibt es eine recht enge Zusammenarbeit, Vortragende aus München waren bereits wiederholt zu Gast.

Die abendlichen Programmpunkte 1998 wurden mit der Podiumsdiskussion „Zwischen Lüge und Wahrheit, Propaganda und Berichterstattung. Das Ende des Prager Frühlings in den Medien“ eröffnet. Nach der Projektion von Fernsehberichten aus der Bundesrepublik Deutschland, der DDR und der ČSSR über die Besetzung der Tschechoslowakei im Jahre 1968 kamen Journalisten zu Wort, die im Jahre 1968 entweder selbst berichteten oder sich später eingehend mit dem Thema beschäftigt haben, unter ihnen der heutige Botschafter der Tschechischen Republik in der Bundesrepublik Deutschland, František Černý, der damals Redakteur am Tschechoslowakischen Rundfunk war. Den „Achten“ in der neueren tschechischen Geschichte waren vier Vorträge gewidmet, zu denen die Veranstalter tschechische und deutsche Historiker einluden. Jaroslav Kučera von der Karls-Universität Prag sprach über die Gründung der Tschechoslowakei im Jahre 1918, Rudolf Jaworski von der Universität Kiel erörterte das Münchner Abkommen von 1938, Christiane Brenner vom Collegium Carolinum referierte über das Jahr 1948 und die Machtübernahme der Kommunisten, Jan Pauer von der Forschungsstelle Osteuropa in Bremen hielt einen Vortrag über die Ereignisse des Jahres 1968. Allen Vorträgen folgten längere, angeregte Diskussionen. Interessiert verfolgten die Kursteilnehmer auch die Zusammenstellung von alten

tschechischen Wochenschauen und Dokumentarfilmen zum Beginn und Ende des Prager Frühlings sowie die Lesung des Theaterstücks „Masaryk – ein Menschenopfer oder die Macht der Angst“, eines Schauspiels über den Prager Staatsstreich von 1948 und den Tod Jan Masaryks, das Julius Effenberger schrieb und gemeinsam mit der Schauspielerin Marta Lachová vortrug. Vor allem die Studierenden machten an jedem Abend regen Gebrauch von der Möglichkeit zu persönlichen Gesprächen mit den Wissenschaftlern, Schauspielern, Schriftstellern und anderen Gästen.

Nach den zwei Wochen in Berlin besteht die Möglichkeit zu einem einwöchigen Aufenthalt in Prag. Dort können die Teilnehmer ihre in Berlin erworbenen Kenntnisse in der Praxis erproben und in weiteren Sprachkursen und Vorlesungen vertiefen.

Das 9. Berliner Bohemicum/Slovacicum wird voraussichtlich in der Zeit vom 13. bis zum 24. September 1999 stattfinden. Im Anschluß an diesen Kurs ist auch wieder eine einwöchige Exkursion nach Prag geplant. Weitere Informationen erteilen Frau Sabine Lefèvre, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Slawistik/Boeckh-Haus, Dorotheenstraße 65, 10099 Berlin (Tel.: 030/2093 51 70; Fax: 030/2093 51 71; e-mail: h0714@rz.hu-berlin.de) und Frau Margrit Ferch, Tschechisches Zentrum, Leipziger Straße 60, 10117 Berlin (Tel.: 030/208 28 36, Fax: 030/204 44 15, e-mail: ccberlin@czech.cz).

Berlin

Christina Frankenberg

PREISVERLEIHUNG

Frau Oberrat i. R. Dr. Anna M. Drabek, Lehrbeauftragte der Universität Wien und Mitglied des Collegium Carolinum, wurde für den Aufsatz „Die Frage der Unterrichtssprache im Königreich Böhmen im Zeitalter der Aufklärung“ (in Österreichische Osthefte 38/1996, 331–355) mit dem *Stanley Z. Pech Price 1998* der amerikanischen Gesellschaft *Czechoslovak History Conference* ausgezeichnet.

NEUE LITERATUR

Pražské arcibiskupství 1344–1994. Sborník statí o jeho působení a významu v české zemi [Das Prager Erzbistum 1344–1994. Beiträge über sein Wirken und seine Bedeutung in Böhmen]. Hrsg. v. Zdeňka Hleďíkova und Jaroslav V. Polc.

Zvon, Praha 1994, 381 S. (mit deutscher Zusammenfassung).

Die Herausgeber bemerken, daß die gesamte kirchengeschichtliche Entwicklung nicht in einer thematisch geschlossenen Reihe von Beiträgen dargestellt werden konnte. Ausgespart bleiben z. B. die religiöse Barockkultur (Schrifttum und darstellende Kunst), das Schulwesen und Ordenswesen. Der entscheidende Gesichtspunkt sei der Zusammenhang der kirchlichen Lebensäußerungen mit der allgemeinen Kulturentwicklung des Landes, soweit diese vom kirchlichen Verwaltungszentrum Prag direkt oder indirekt beeinflusst wurde. Gleichwohl wird die Gesamtentwicklung ins Auge gefaßt in zwei synthetischen Übersichten, gemeinsam verfaßt von den beiden Herausgebern, und zum Abschluß durch die Reihe kurzer biographischer Skizzen der Erzbischöfe ergänzt.

Die einleitende Übersicht („Das Prager Erzbistum im Kontext der Landes- und Staatsgeschichte“) weist auf einen Unterschied zwischen dem Beginn der Metropolitanverfassung in Böhmen und in seinen östlichen Nachbarländern (Polen, Ungarn) hin. Während in diesen die Errichtung der Metropolitansitze mit dem Beginn der Missionierung überhaupt zusammenfällt, konnte bereits die Bistumsgründung in Prag (973) eine christliche Tradition im Lande voraussetzen. Anders als im deutschen Bereich erhielten die Prager Bischöfe nicht den vom Herrscher unabhängigen fürstlichen Status, sie konnten sich daher ihrer geistlichen Aufgabe besser widmen. Als Prag 1344 von Mainz unabhängig und selbst Metropolitanansitz wurde, besaß Böhmen eine bemerkenswert gut ausgebaute Diözesan- und Pfarrorganisation. Das einträgliche Zusammenwirken zweier hervorragender Persönlichkeiten, König Karls IV. und des ersten Erzbischofs, Ernst von Pardubitz, verschaffte Prag einen hohen Rang im kirchlichen Funktionswesen Mitteleuropas (Archidiakonatsverfassung, Vikariatseinteilung, Pfarreien, Synodalkorrektoren, weitgehende Verschriftlichung der Verwaltung, Kanzleiwesen).

Betont werden die negativen Aspekte der Habsburgerzeit. Von Servilität der Kirche in Österreich gegenüber der kaiserlichen Regierung wäre doch eher für das Jahrhundert vor 1850 zu sprechen, seither wurden bei Bischofsernennungen die Vorschläge der Bischöfe, des Metropoliten zumal, berücksichtigt.

Der Kenner des Prager Synodalwesens, Jaroslav V. Polc („Kapitel aus dem kirchlichen Leben Böhmens im Lichte der vorhussitischen Gesetzgebung“), vermag deutlich zu machen, welch ergiebige Quelle für die kirchlichen Lebensäußerungen die zum größten Teil erhaltenen Statuten der zwischen 1344 und dem Beginn der hussitischen Revolution jährlich zweimal abgehaltenen Synoden sind.

Die durch ihre Untersuchungen über die Prager Kirchenorganisation im 14. Jahrhundert besonders ausgewiesene Forscherin Zdeňka Hledíková sieht in dem weit ausgefächerten Schrifttum der kirchlichen Verwaltungstätigkeit einen gewichtigen Beitrag des Klerus zur Stabilisierung und Ausformung der Gesellschaft des Landes überhaupt („Das Erzbistum und die Schriftkultur im Mittelalter“).

Michal Svatoš („Das Prager Erzbistum und die Prager Universität 1347–1419“) hebt die enge Verbindung institutioneller Art zwischen Erzbistum und Universität hervor. Die kirchlichen Amtsträger auf verschiedenen Ebenen mußten den Studiennachweis erbringen, so daß man sagen kann, daß das Hauptinteresse an der Existenz der Hohen Schule auf Seiten der Kirche lag.

Ivo Kořán unterstreicht das große Interesse der Erzbischöfe am Kunstschaffen (Malerei, Plastik) durch Aufträge und Förderung und damit deren Verdienst am Entstehen der böhmischen Version des „schönen Stils“, insbesondere der „schönen Madonnen“ („Der Anteil der Erzbischöfe am Goldenen Jahrhundert der böhmischen Gotik“).

Anna Skýbová knüpft an die Ergebnisse ihrer (zusammen mit František Kavka) 1969 veröffentlichten Studie über den hussitischen Laienkelch und das Trienter Konzil an. Bei der Wiederherstellung des Prager Erzbistums (nach einer Sedisvakanz von 140 Jahren!) durch König Ferdinand I. (1562) hoffte dieser, daß das Konzil den Gebrauch des Kelches bei der Laienkommunion gestatten und daß so die Aussöhnung und Vereinigung mit dem böhmischen Utraquismus gelingen werde. Diese Erwartung wurde bekanntlich vom Konzil enttäuscht. Mit der Übernahme der Dotierung des Erzbistums, dessen Güter in den Hussitenwirren säkularisiert worden waren, verschaffte sich der König das Nominationsrecht („Die Ernennung des Prager Erzbischofs Anton Brus von Müglitz und das Konzil von Trient“).

Mit „Die Rekatholisierung in Böhmen“ bietet Jaroslav Kadlec eine Übersicht über ein umstrittenes Kapitel der böhmischen Kirchengeschichte. Zur Wertung des Neben- und Ineinanders von politischem Zwang, Mission und bildkräftiger Barockreligiosität bei der Rekatholisierung („Gegenreformation“) wäre neben einem Hinweis auf das konfessionelle Staatswesen der Epoche überhaupt auch das kritische Urteil des Prager Erzbischofs Beran am II. Vatikanischen Konzil (1965) über die schädlichen Folgen der gewaltsamen Rekatholisierung Böhmens erwähnenswert.

Besonderes Interesse darf der Beitrag über „Das soziale und kulturelle Niveau des niederen Klerus in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ von Zdeňka Kokošková und Marie Ryantová beanspruchen. Als Quelle für die wirtschaftliche Ausstattung, den Lebensstil, die kulturellen Ansprüche und ökonomischen Aktivitäten der Pfarrer dienen in der Hauptsache deren hinterlassene Schriften. Hier nur ein Hinweis auf die Bibliothek des Pfarrers: neben dem obligatorischen Grundbestand an religiös-theologischen Schriften findet sich politisch-historische Literatur (Chroniken); von den antiken Klassikern, soweit diese vorhanden, war Cicero am ehesten anzutreffen. Der materielle Standard des niederen Klerus war im allgemeinen bescheiden; der kulturelle, so könnte man hinzufügen, ebenfalls.

Auf die emsig betriebene Patrozinienforschung baut der Beitrag über die „Patrozinien Böhmens in vorhussitischer Zeit und im Barock“ von Zdeněk Boháč auf. Erkannt wird die Bedeutung der Schutzheiligen (Patrone) von Kirchen für herrschaftliche

und siedlungsgeschichtliche Zustände und Veränderungen. Bemerkenswert, daß manche Patrozinien aus der deutschen Nachbarschaft bereits vor dem Einsetzen der deutschen Besiedlung übernommen wurden (z. B. Gotthard).

„Die Volksfrömmigkeit im 17. und 18. Jahrhundert und ihre Spiegelung in der darstellenden Kunst“ von Jan Royt kann sich ebenfalls auf eine breite Vorarbeit stützen. Hingewiesen wird auf die patriotisch-nationale Akzentuierung des Kultes der Landesheiligen, das reiche hagiographische Schrifttum und grenzüberschreitende Wallfahrtswesen sowie auf die dominierende Stellung des Marienkultes („Terra mariana“). Das Münchener und Wiener Vorbild der barocken Mariensäulen sollte nicht unerwähnt bleiben.

Ein bisher wenig bekanntes Kapitel kirchlicher Kultur bieten die Beiträge über die Kirchenmusik im St. Veitsdom im Mittelalter (David Eben) und im Barock (Jiří Štefan).

„Die Klosteraufhebung Josephs II. in Böhmen“ (Karel Beránek/Věra Beránková) spricht von den Motivierungen der Aufhebungen und bietet eine chronologische Zusammenstellung der betroffenen Klöster, auch werden die archivalischen Fundorte der staatlichen Aufhebungsakten verzeichnet. Die Verfasser vermuten – mit einem Blick auf die Sprachgrenzen in Böhmen –, daß bei den Aufhebungen auch sprachlich-nationale Gründe eine Rolle zuungunsten der tschechischen Bevölkerung gespielt hätten. Mag der böhmische Befund einer solchen Annahme entgegenkommen, so ist für Mähren eher das Gegenteil der Fall, so daß die Deutschmähler im 19. und 20. Jahrhundert auf die Wiener und niederösterreichischen Stifte auswichen.

„Die Vollendung der St. Veitskathedrale in Prag“ (Marie Kostílková) gibt einen Überblick über die wechselvolle Baugeschichte des gotischen Domes. Der Stilwandel hinterließ seine Spuren. Wie in Deutschland erst infolge der romantisch-neugotischen Bewegung (Köln, Regensburg, Ulm u. a.) Dome vollendet wurden, so auch in Prag, wo am St. Wenzelstag 1929 die Wiedereröffnung stattfand.

Der Problematik der neueren Zeit, des 19. Jahrhunderts und des weitgehend in ihm gründenden 20. Jahrhunderts, widmen die Herausgeber eine Erörterung, welche die Haupttendenzen der Entwicklung hervorhebt und mit dem Eingeständnis schließt, daß hier noch mehrere Forschungslücken die Verdeutlichung des Gesamtbildes erschweren: „Im Hintersichlassen gewohnter Wertungen, in ehrlichem Suchen von Zusammenhängen und Auffinden neuer Antworten stehen wir noch in den Anfängen“.

Welche Fragen bzw. Einzelthemen noch der näheren Untersuchung harren, zeigt der von Miloš Trapl, dem Kenner des tschechischen Verbandskatholizismus, abgesteckte Rahmen „Die kirchlichen Verhältnisse in den Jahren 1848–1938“. Neben den auch für die Deutschen im Lande zu beklagenden negativen Auswirkungen des österreichischen Staatskirchentums („Thron und Altar“) sollten indes noch andere wichtige Gründe für die religiöse Erschlaffung stärker ins Auge gefaßt werden: so die Reduktion des christlichen Glaubens auf eine natürliche Ethik im Gefolge der Aufklärung und des Liberalismus und nicht zuletzt das häufig anzutreffende Motiv der Standeserhöhung bzw. Versorgung bei der Berufswahl des Klerus. Zum Rückgang der Religiosität auch in der Landbevölkerung meint der Autor, daß der deutsche Teil stärker vom Formalismus betroffen gewesen sei. Er meint wohl eine gewisse Ver-

äußerlichung infolge von Gewohnheit und Brauchtum. Gab es da wirklich Unterschiede? Ein Vergleich wird wohl eine stärkere, dem slawischen Charakter gemäße Gefühlswärme gegenüber der mehr nüchternen Religiosität der Deutschen feststellen. Auch hier gab es landschaftsbedingte Unterschiede. Ein Werturteil implizieren jedoch solche Beobachtungen nicht. Beim Verbandsleben und der „katholischen Moderne“ wäre der gesamteuropäische Kontext deutlich zu machen. Das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommende Desinteresse der Deutschen an der Cyrill und Method-Tradition bzw. Ideologie, beispielsweise, die Einsicht in das Problem „Nationalität und Religion“ würde ergeben, daß Landesheilige, zunehmend als slawische Nationalheilige stilisiert, bei den Deutschen an Anziehungskraft verlieren. Dies würde im umgekehrten Fall ähnlich sein. Rilke als einen katholischen Dichter der Deutschen in Böhmen zu bezeichnen, ist abwegig.

Der abschließende Beitrag „Die kirchenpolitische Entwicklung der Tschechoslowakei 1938–1989“ von Václav Vaško, dem Autor einer informativen „Nichtverschwiegenen Chronik“ der katholischen Kirche (1991), berichtet, nach einer summarischen Behandlung der unterdrückten Kirche unter dem Hitlerregime (1938–1945), über deren Schicksale unter dem Kommunismus (1948–1979), u. a. über die Umstände um die Teilnahme des kommunistischen Usurpators Gottwald am feierlichen Tedeum im St. Veitsdom am 14. 6. 1948 und über den Versuch, durch Ausdehnung des Klassenkampfprinzips mittels einer staatlich gelenkten Klerusorganisation einen Keil zwischen Episkopat und niederen Klerus zu treiben. Beeindruckend sind einzelne Fälle des Widerstandes von Priestern und Laien, das mutige Auftreten des Erzbischofs Josef Beran (1949) und – richtungsweisend nach dem Prager Frühling von 1968 – des Bistumsadministrators František Tomášek (Kardinal 1976, Erzbischof 1977). Vaškos Darstellung will die heikle Frage „Kirche und Vertreibung der Deutschen“ nicht direkt angehen, immerhin erwähnt er aus dem gemeinsamen Hirten Schreiben des tschechoslowakischen Episkopates vom 14. 11. 1945 die Verurteilung der These von der Kollektivschuld der Deutschen und die Klage über den Verlust des Rechtsempfindens beim Volke und den Gebildeten. Der Genauigkeit halber wäre der Hinweis angebracht gewesen, daß ein entsprechendes Mahnschreiben Pius XII. an die Bischöfe vom 28. 8. 1945 vorausgegangen war.

Gegenüber den genannten Beiträgen bleiben einige der den Band beschließenden Kurzbiographien der Erzbischöfe sowohl hinter dem aktuellen Forschungsstand als auch in der wissenschaftlichen Qualität zurück. Gelegentlich grenzt die Darstellung ans Devote bzw. Unkritische.

Einige Irrtümer bzw. Ungenauigkeiten: Es gab keinen Erzbischof in Dresden, der Apostolische Administrator für Sachsen im Bischofsrang residierte in Bautzen (Budišín). Bischof Milde war vorher nicht Professor in Prag gewesen. Kardinal Schwarzenberg (auch Jirsík u. a.) waren nicht nur aus Opportunitätsgründen gegen eine Definition der päpstlichen Infallibilität gewesen, sondern vor allem aus theologisch-historischen Überlegungen, Rampolla war nicht Kardinal in Wien, sondern Kardinalstaatssekretär an der römischen Kurie. Erzbischof Huyns Resignation erfolgte, weil seine Stellung in Prag aus nationalen Gründen unhaltbar geworden war und die Priestervereinigung *Jednota* ihn ablehnte. Bei Kardinal Skrbenský ist die Rede von einer Entschließung des Vatikanischen Konzils (1860), gemeint ist wohl die Prager Provinz-

synode von 1860. Erzbischof Kordačs erzwungene Resignation (1931) wird bei Trapl und Smrček verschiedentlich erklärt. Die 12 westböhmisches deutschen Vikariate wurden 1938/39 keineswegs von der Prager Erzdiözese abgetrennt.

Diese Mängel vermögen jedoch den Wert der Festschrift nicht zu schmälern. Neben der Zusammenfassung von Bekanntem bietet sie neue Einblicke und Anstöße zu weiterer Forschung. Dankenswert ist die Berücksichtigung neuer Fragestellungen aus dem Bereich der Kultursoziologie, Musikgeschichte und religiösen Volkskunde.

Bad Homburg

Kurt A. Huber

Milénium břevnovského kláštera (993–1993). Sborník statí o jeho významu a postavení v českých dějinách [Ein Jahrtausend Kloster Břevnov 993–1993. Sammelband mit Beiträgen über seine Bedeutung und Stellung in der böhmischen Geschichte]. Hrsg. v. Ivan Hlaváček und Marie Bláhová.

Karolinum, Praha 1993, 317 S.

Die Tausendjahrfeier des ältesten vom Bischof Adalbert gegründeten Benediktinerklosters Böhmens wurde von einer beachtlichen Reihe wissenschaftlicher Publikationen begleitet, die zum Teil die Kulturleistung des Benediktinertums im ganzen Lande mit einbezog. Der vorliegende Sammelband vereinigte Beiträge namhafter Forscher zur Diplomatik, Annalistik, Literatur-, Bau- und Wirtschaftsgeschichte des Erzklosters (archisterium).

Eingangs macht Rudolf Turek (†) auf die vorläufige Niederlassung der Benediktiner im Pilsner Vorort Doubravka aufmerksam. Urkundenfälschungen fehlten auch bei Břevnov nicht, sie gehören dem 13. Jahrhundert an. Untersucht werden diese von Jiří Pražák (Privilegium Boleslav II.), Josef Žemlička (Privileg Johannes XV.). Zdeňka Hledíková befaßt sich mit der zur Erstaussattung des Klosters gehörigen Handschrift (heute in der Bibliothek des Prager Domkapitels), die aus dem Ende des 10. Jahrhunderts stammt und teils bairischen (u. a. althochdeutsche Glossen), teils Břevnover Ursprungs ist. Bei der schlechten Quellenlage kann Ivan Hlaváček für die Bestände der mittelalterlichen Klosterbibliothek nur eine begrenzte Anzahl von Handschriften namhaft machen, gleichwohl legen Anhaltspunkte (u. a. etwa die Widmung des II. Buches der Chronik des Cosmas an den Břevnover Abt) das Vorhandensein einer reichhaltigen Sammlung und einer kulturellen Mittelpunktrolle des Erzklosters nahe.

Ergänzt wird dieses Kapitel durch zwei Beiträge, die schriftliche Zeugnisse für die Stabilisierung der klösterlichen Institution, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, unter König Přemysl Ottokar II. zum Gegenstand haben. Es handelt sich um die *Historia fundationis monasterii Břevnoviensis*, bearbeitet von Marie Bláhová, und eine größere Zahl von Urkunden (u. a. zehn königliche, vier bischöfliche), deren diplomatischer Problematik sich Sáša Dušková widmete. Ein interessanter Zwischenbericht von Emil Skála handelt von der Sprachsituation in Böhmen zwischen der Zeit der Gründung Břevnovs und der seiner Tochterstiftung Braunau in Nordostböhmen (1322). Infolge der Ostkolonisation hatte sich die Volks- und Sprachgrenze verschoben, das Braunauer Kloster befand sich bereits auf deutschem Siedlungsboden.

Der Autor hebt auf den Vorgang in ganz Böhmen ab und betont am Ende seinen dynamischen Charakter („omnia fluant, absit violentia rebus“).

Ein Beitrag von Dana Stehlíková beschäftigt sich mit den Siegeln der beiden Klöster (bis 1638).

Ein Kapitel Wirtschaftsgeschichte von Břevnov zu Beginn des 15. Jahrhunderts aufgrund des Urbars von 1406 von Jaroslav Čechura und Marie Ryantová zeigt, daß das Kloster damals zu den größten Landbesitzern Böhmens gehörte; die reichen Einnahmen flossen aus verstreuten Gütern in Mittel- und Nordostböhmen. Überraschend errechnet daraus Rostislav Nový für das vorhussitische Břevnov einen sehr niedrigen Lebensstandard eines Mönches, der dem eines Tagelöhners oder Dieners gleichkam.

Der überaus wechselvollen Baugeschichte im Mittelalter ist viel Raum gewidmet. Drei Forscher teilten sich diese schwierige Aufgabe (Zdeněk Dragoun, Anežka Merhautová, Petr Sommer). Die romanische dreischiffige Basilika (vor 1089) setzt eine dreischiffige Hallenkrypta voraus (vor 1045). Die radikale Umformung in der Gotik begann am Ende des 13. Jahrhunderts – auch die Klausur (Konventsgebäude) folgte den genannten Epochen. Vorbilder aus der deutschen Nachbarschaft (Gernrode, Magdeburg, Hildesheim u. a.) sind zu erkennen, die Gorzer Reformrichtung übte ebenfalls ihren Einfluß aus.

Dem barocken Neubau von Kirche und Kloster nach jahrhundertelangem Verfall, begonnen unter dem bedeutenden Abt Othmar Zinke (1700–38), sind zwei Untersuchungen gewidmet. Mojmír Horyna behandelt die Entwürfe Paul Ignaz Bayers nach süddeutsch-österreichischen Vorbildern, wobei die örtlichen Vorgaben beachtet werden. Die weitere Ausführung (ab 1709) oblag jedoch Christoph Dientzenhofer. Milan Pavlík, der Leiter der vor wenigen Jahren abgeschlossenen umfassenden Renovierung des Klosterareals, berichtet über die Erkenntnisse aus der fotogrammetrischen Vermessung des auf umschließender Kreislinie beruhenden komplizierten Kirchengewölbes.

Beiträge personengeschichtlicher Art sind dem in Břevnov bestatteten Einsiedler, Grenzgänger und Mönch aus Niederalteich, dem sel. Günther (Vintř, †1045) und dessen Kult, Ikonographie und hagiographischer Überlieferung gewidmet. Während sich seine Verehrung in Böhmen fast ausschließlich auf das klösterliche Milieu beschränkte – ausgenommen Gutwasser (Dobrá Voda) in Südböhmen –, sind die ikonographischen Zeugnisse auf baierischer Seite zahlreicher, neben dem Kultort, dem Rodungskloster Rinchnach (Zur Vervollständigung des von Jan Royt vorbildlich gearbeiteten Lebensbildes sei auf die biographischen Artikel im Lexikon des Mittelalters IV/1989, S. 1793 und im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon II/1990, S. 397 hingewiesen).

Etwas aus der Reihe fällt der letzte Beitrag von Tomáš Pasák über die Verfolgung der katholischen Kirche in Prag während der nationalsozialistischen Okkupation 1939–45, in dem die Schicksale der Abtei nur einen begrenzten Teil ausmachen. Wir erfahren von der Rolle Břevnovs im tschechischen Widerstand, indem es Verfolgten Schutz gewährte. Hauptquelle dafür sind die Lebenserinnerungen des nach langjähriger Haft unter kommunistischem Regime und Exil wieder amtierenden Abtes (nunmehr Erzabtes) Anastas Opasek. Der patriotische Akzent des Beitrages übergeht die Tatsache, daß auch der deutsche Klerus Prags unter der Kirchenverfolgung zu leiden

hatte, lediglich der deutsche Domkapitular Dr. Anton Gebert wird unter den Opfern erwähnt.

Alle Beiträge sind mit einer deutschen Zusammenfassung versehen. Zahlreiche Bildbeilagen, Karten und Planskizzen erhöhen den Wert der wissenschaftlichen Publikation.

Bad Homburg

Kurt A. Huber

Bahlcke, Joachim: Schlesien und die Schlesier. Mit Beiträgen von Joachim Rogall, Reinhard Krämer, Brigitte Bönisch-Brednich, Matthias Weber, Andrea Langer.

Langen-Müller, München 1996, 360 S. (Studienreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat 7).

Joachim Bahlcke, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Leipziger „Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ legt hier eine Gesamtgeschichte Schlesiens und der Schlesier vor, die die Entwicklung dieses Gebietes und seiner Bewohner auch nach dem Jahr 1945 bis in die unmittelbare Gegenwart hinein untersucht. Ziel des Bandes ist es, den gegenwärtigen Forschungsstand umfassend zu dokumentieren und trotzdem ein gut lesbares Handbuch für die Abschlussklassen der Höheren Schulen, Studenten aller Fachbereiche, Lehrer und interessierte Laien darzubieten, das in die Problematik der Landesgeschichtsforschung, der Wirtschafts-, Literatur- und Kunstgeschichte sowie der Volkskunde Einblicke gewähren soll.

Inhaltlich ist das Buch in sechs Kapitel gegliedert. Teil I (Joachim Bahlcke) behandelt die Geschichte der schlesischen Territorien von den Anfängen bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges; Teil II (Joachim Rogall) befaßt sich mit Krieg, Vertreibung und Neuanfang 1939–1945; Teil III (Reinhard Krämer) gilt der schlesischen Wirtschaft von ihren Anfängen bis zur Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert. In Teil IV berichtet Brigitte Bönisch-Brednich unter volkskundlichen Aspekten über die schlesische Alltagskultur und Lebenswelt. Matthias Weber gibt in Teil V – durchaus kritisch (S. 278 f.) – einen Überblick über die Literatur und die kulturellen Strömungen der Region; im VI. Teil untersucht Andrea Langer die kunstgeschichtliche Entwicklung von der Romantik bis zur Breslauer Moderne.

Der Anhang bietet eine Auswahlbibliographie (mit etwa 70 polnischen und einigen schlesischen Publikationen), eine Zeittafel (vom Jahr 1000 bis zum Jahr 1994), sowie Personen- und Ortsregister (deutsch/polnisch). Eine farbige Karte – nach Sprachen und Völkern vor dem Ersten Weltkrieg – verdeutlicht die ethnische Vielfalt des osteuropäischen Gesamtgebietes.

Wichtig ist, daß die Landesgeschichte Schlesiens, das nie ein selbständiger politischer Machtfaktor war, insbesondere für die Zeit nach 1945 fortgeführt wird, wo erstmals auch ein radikaler Wechsel der Bevölkerung stattfand. Allerdings bleibt der polnische Teil der schlesischen Geschichte doch etwas unterrepräsentiert. Dies gilt auch für das Leben der polnischen Minderheit in Oberschlesien vor der NS-Zeit. Der Alltag der Menschen im Nationalsozialismus oder etwa auch das Thema Volkstumspolitik und Arbeitseinsatz während des Zweiten Weltkrieges kommt bedauerlicherweise kaum zur Sprache.

Aufs Ganze gesehen ist den Autoren jedoch eine höchst bemerkenswerte Leistung geglückt, zumal die Geschichte Schlesiens nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer Domäne der polnischen Geschichtswissenschaft erklärt wurde, die durch das einseitige Hervorheben der Verbindungen Schlesiens mit Polen ein falsches Bild polnischer Kontinuität vermitteln wollte. Auch deshalb kommt diesem Buch eine wichtige Bedeutung zu!

Freiburg i. Br.

Monika Glettler

Hoensch, Jörg K.: Kaiser Sigismund. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit 1368–1437.

C. H. Beck, München 1996, 652 S., 33 Abb., 5 Karten.

Die Luxemburger, deren letzter legitimer Vertreter in männlicher Deszendenz dieser Sigismund gewesen ist, waren eine merkwürdige Dynastie in der europäischen Königsgeschichte. Durch das Wahlrecht der deutschen Kurfürsten unvermutet 1308 vom Grafenstand zur Königswürde erhoben, zuvor seit Generationen in Westmitteleuropa behaust, zwischen Frankreich und Deutschland, am französischen Königshof erzogen, des Französischen eher mächtig als des Deutschen, seit 1308 nacheinander auf drei, vier europäischen Thronen, und doch überall fremd. „König Fremdling“ nannten die Tschechen ihren König Johann aus der zweiten luxemburgischen Königs-generation – der Name hätte für alle vier Generationen gelten können. Kaiser Heinrich VII. ließ sich Urkunden ins Französische übersetzen, um sie genau zu verstehen. Karl IV., sein Enkel, sprachengewandt, tat das seine, um sein böhmisches „Mutterland“ hervorzukehren. Sigismund schließlich, der Urenkel, mußte zehn Jahre in dem ihm fremden Ungarn um den Thron kämpfen. Auch wenn man ihm von Kind an die Sprache seines künftigen Reiches zu vermitteln gesucht hatte – ein Ungar war er nicht.

Die Luxemburger waren Günstlinge des dynastischen Erbrechts. Der heiratspolitische Zufall hatte sie nach Böhmen geführt, dann auf den römisch-deutschen Thron, nach Ungarn und beinahe nach Polen. Es war die Devise ihrer viel verkannten Diplomatie, das östliche Mitteleuropa für die europäische Politik zu erschließen und in ihre Obhut zu nehmen. Sie nahmen die Machtsphäre der Habsburger in vieler Hinsicht vorweg. Dabei verstanden sie sich auf weitgespannte europäische Beziehungen und auf „Gipfeltreffen“ wie kaum andere in der europäischen Familie der Könige.

Keine schlechten Könige also, näher betrachtet. Heinrich hat sich in seiner fünfjährigen Herrscherzeit jedenfalls im strengen Urteil der deutschen Historie wacker geschlagen, Karl gilt hier gar seit langem als ein „Meister der Politik“, und der Ruf Johanns von Böhmen ist seit dreißig Jahren ebenfalls repariert. Ein Urteil über Sigismund stand noch aus. Die letzte deutsche Biographie schrieb Joseph Aschbach vor 150 Jahren. Ein Symposium, das ich mit Mitteln der DFG noch unter den Augen der politischen Polizei 1987 in Budapest mit Josef Macek und Ernő Marosi organisieren konnte, machte den Mangel der Synthese nach vielen Fortschritten im einzelnen recht deutlich. Es brachte zugleich den Nutzen interdisziplinärer Betrachtung ans Licht, auch internationaler. Ungarn, Tschechen, Österreicher und Deutsche waren da ver-

sammelt, um gemeinsam die Verdienste des letzten Luxemburgers in einzelnen Erkundungsgängen ans Licht zu heben. Und der Hussitenforscher Josef Macek bekannte, man müsse doch zu einem neuen Urteil über Sigismund finden, den die tschechische Historiographie bis dahin mit dem Verdikt der Hussiten zum Teufel gewünscht hatte.

Sigismund also: der schöne Sigismund, der erste europäische Herrscher in der Porträtkunst der Renaissance auf mehr als dreißig Bildern, der von den Hussiten verfluchte, von den Päpsten respektierte, von zwei Konzilien gelobte, von den Ungarn am Ende verehrte und von den Deutschen wie achselzuckend ertragene Sigismund hatte bisher noch nicht das rechte Echo in der Historiographie des Spätmittelalters. Zwar hat er fünfzig Jahre in Ungarn regiert, so lange wie vor ihm kein anderer und nach ihm nur mehr Franz Joseph I. Aber die Türken hatten sein Ansehen in Ungarn verwischt, seine Schlösser zerstört, und erst Elemér Mályusz widmete ihm 1984 sein klassisches Alterswerk. Die grundlegenden ungarischen Urkundenwerke erschienen unmittelbar in den Jahren vorher. Zwar gab es die deutschen Reichstagsakten für seine Zeit schon vor hundert Jahren, auch die Regesten seiner Urkunden als römisch-deutscher Herrscher liegen so lange vor. Sie werden freilich immer wieder durch neue Funde ergänzt. Zwar haben gerade die ungarischen Kunsthistoriker buchstäblich aus dem Schutt seines von den Türken zerstörten Palastes ein großes Renaissancezeitalter in Ungarn unter seiner Regierung zu rekonstruieren versucht – mit dem zweibändigen Katalogband einer Budapester Ausstellung 1987, im Zusammenhang mit dem oben genannten Symposium –, aber Ausstellungen sind unserem Fachbetrieb noch recht fremd, Kunstgeschichte nicht minder. Die deutsche Mediaevistik hat inzwischen, nach Schmeidler, Baethgen, Heimpel, Moraw, ihre Reserve gegen das Spätmittelalter überwunden. Ein großes Buch über Sigismund war fällig.

Hoensch hat es geschrieben. Er vereinigt hier das uns fremde ungarische Schicksal um die Wende zum 15. Jahrhundert mit dem böhmischen und dem deutschen, so wie eben die Luxemburger das östliche Mitteleuropa mit dem westlichen zu vereinigen suchten. Sein Ausgangspunkt ist die Erforschung des Itinerars, der politischen Reisewege, des so wie alle seine königlichen Vorfahren rastlosen Luxemburgers, publiziert mit einer Arbeitsgruppe schon 1994. Die Biographie folgt diesen Wegen, zeitlich wie im großen und ganzen auch räumlich, was den Umfang der Darstellung bis in viele Einzelheiten anwachsen ließ. Es geht um politische Geschichte. Sabine Wefers leitete mit ihrer Gießener Dissertation über Sigismunds politisches System eine gute Vorarbeit. Hoensch vermag es, dem mühsamen Selbstbehauptungskampf des landfremden Sigismund in Ungarn in seinen Einzelheiten zu folgen, und danach dem freilich vom Zufall begünstigten Weg zur römisch-deutschen Königswürde. Seitdem verstrickt in die europäischen Wirren einer überall noch unsicheren Staatlichkeit im Wechselspiel adeliger, städtischer, königlicher Gewaltmonopole, zeigt er die schier unerschöpfliche Kunst von Vermittlung und Kompromiß jenes Königs, der sich dabei gleichzeitig umtriebig auf viele Aufgaben einließ, die von vornherein die Kräfte auch eines politisch gesicherten Königtums überstiegen. Noch nie wurden Sigismunds Aktivitäten so bis ins einzelne verfolgt und gleichzeitig ins politische Umfeld gestellt.

Sigismund ist in seiner Vollmundigkeit immer wieder ein Opfer der allzusehr verknüpften Schwierigkeiten. Längst hatten, nicht nur, aber besonders in Mitteleuropa,

die politischen Aufgaben die politischen, rechtlichen, namentlich finanziellen Handlungsräume des deutschen Königtums überstiegen, und nicht nur der archaische Ruhm des alten Reiches umgab den ungarischen, deutschen, böhmischen König und Kaiser, sondern auch eine archaische Organisation, die von Städten und Fürsten gerade in Mitteleuropa längst in Konkurrenz mit der königlichen Macht überholt war. Eine solche Beschränkung traf nicht die kirchlichen Probleme. Hier konnte Sigismund sich einer Sache annehmen, die ihm als *advocatus ecclesiae* im archaischen wie auch im immer noch verkannten zeitgenössischen Verstand zukam, und man hätte seine Fähigkeit seit langem schon gerechter würdigen können, zwei Konzilien zum Zusammentritt zu verhelfen. Hoensch zeigt das in vielen einzelnen Schritten. Freilich war Sigismund nicht imstande, das erste, das Konstanzer, zum Erfolg, und das zweite, das Basler, auch nur zum gesamtkirchlichen Konsens zu führen.

Sigismund: das Bild des Menschen, des Herrschers, der Zeit wird um vieles deutlicher und man wird sagen, soviel, als es den Bedürfnissen unserer aktuellen Fragestellungen entspricht. Nach Aschbach 1845 werden wir das der exakten Umsicht von Jörg Hoensch noch lange danken!

München

Ferdinand Seibt

Głogowski, Stefan: Genealogia Podiebradów [Genealogie der Familie von Poděbrad].

Urząd Miasta i Gminy Ziębice/Muzeum w Gliwicach, Gliwice (Gleiwitz) 1997, 158 S. (Seria Monograficzna 4).

Das Ziel des Autors ist es, zum ersten Mal die Genealogie des böhmischen Markgrafengeschlechts der Poděbrad vollständig darzustellen. Mit Recht bemerkt Glogowski im Vorwort, daß weder die Abhandlungen von Bartholomäus Paprocky, *Zdradlo slavného markrabství Moravského* (Der Spiegel der berühmten Markgrafschaft Mähren, Olmütz 1593) und *Diadochos* (Prag 1602), die beide aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert stammen, noch historische Arbeiten aus der Gegenwart bisher dieses Ziel erreicht haben.

Glogowski nennt als eine der Hauptquellen seines Aufsatzes das handschriftliche Werk Johann Hubrigks, *Stamm Register oder Genealogie des hochlöblichen fürstlichen Hauses Münsterberg und Oelss wie auch der jetzigen Hochfürstlichen Württemberg-Oelssnischen Lineae* von 1714, sowie weitere Archivquellen der Universitätsbibliothek und des Staatsarchivs Breslau und des Staatsarchivs Warschau. Der Beweisapparat wird professionell und leicht nachvollziehbar dargelegt. Glogowski berücksichtigt darüber hinaus 29 sowohl im Lateinischen als auch im Polnischen, Tschechischen und Deutschen publizierte Quellen. Die aufgeführte Literatur läßt darauf schließen, daß sich der Autor mit dem Thema ernsthaft auseinandergesetzt hat. Insgesamt wurden 64 Personen des Stammbaums der Familie von Poděbrad, angefangen mit König Georg von Poděbrad, dargestellt. Der Leser wird nicht nur über die Auseinandersetzung zwischen den Anhängern des Hussitismus respektive Roms innerhalb der Familie informiert; es werden darüber hinaus rechtshistorische Informationen zur Mündigkeit oder Mitgiftregelungen im Raum Schlesien, Mähren und Böhmen in der Zeitspanne 1440–1650 vermittelt. Sowohl die abgebildeten Ablichtungen und Zeichnun-

gen von Grabsteinen der Familienmitglieder von Poděbrad auf S. 67–69 sowie S. 91–93 als auch der Stammbaum im Anhang auf den S. 158f. vermitteln der Arbeit eine zusätzliche visuelle Komponente, die aufgrund ihrer Anschaulichkeit die wissenschaftliche Aussage des Buchs unterstützt. Als beträchtlicher Nachteil der besprochenen Veröffentlichung erweist sich ein fehlendes Personen- und Ortsregister, insbesondere deshalb, weil die Familiengeschichte weit über die erwähnten Gebiete Schlesiens, Mährens und Böhmens hinausreicht. Dagegen zeigt sich die am Ende des polnischen Textes hinzugefügte Zusammenfassung in englischer, französischer und deutscher Sprache als wertvolle Hilfe für den des Polnischen nicht mächtigen Leser. In dieser Zusammenfassung findet sich die Anmerkung, daß diese Arbeit bereits einmal in tschechischer Sprache im Jahre 1989 unter dem Titel *Potomci krále Jiřího z Poděbrad – Genealogie knížat z Minstrberka* (Nachkommen des Königs Georg von Poděbrad – Genealogie der Fürsten von Münsterberg) in Ostrava (Ostrau) publiziert wurde. Teilweise sind die Resultate dieser Arbeit auch in der neuen Folge der „Europäischen Stammtafeln“ (Bd. 3, Teil 1, Tafeln 22–23, Marburg 1984, sowie als Ergänzung Glogowskis im Bd. 3, Marburg 1985 desselben Werks) veröffentlicht worden. Die Arbeit ist nicht nur den Genealogen zu empfehlen; sie kann jedem Historiker, der über das Königreich Böhmen zu Zeiten des Hussitismus forscht, als hervorragende Informationsquelle dienen.

Regensburg

Roman Paul Smolorz

Čornejová, Ivana: Továryšstvo Ježíšovo. Jezuité v Čechách [Die Gesellschaft Jesu. Die Jesuiten in Böhmen].

Mladá fronta, Praha 1995, 245 S.

Die Autorin, ausgewiesen durch Arbeiten über das Wirken der Jesuiten, vor allem im akademischen Bereich der böhmischen Länder, bekennt eingangs, daß sie durch die Lektüre des historischen Romans über die Jesuiten von Jiří Šotola (1969, 1971 deutsch erschienen unter dem seltsamen Titel „Grüß den Engel. Richte ihm aus, daß ich warte“) zum Studium des besonders in Böhmen umstrittenen Ordens angeregt worden sei. Šotola wollte durch die Schilderung eines alten Unterdrückungssystems das kommunistische Regime seiner Zeit treffen. Das im Kulturbewußtsein des tschechischen Volkes durchweg negativ besetzte Bild von den Jesuiten wird mit diesem Roman neuerdings fortgezeichnet und dürfte somit mithelfen, ein altes Vorurteil zu festigen. Čornejová will nun wissen und zeigen, wie es wirklich gewesen ist.

Aufgrund des gegenwärtigen Forschungsstandes bietet die Autorin zunächst einen Überblick über die Gründungsgeschichte der Societas Jesu: die Biographie des Stifters Ignatius von Loyola, die ignatianische Spiritualität, die Geistlichen Übungen (Exerzitien), die Konstitution und Organisation, die Studienordnung und den Missionsauftrag. Noch zu Lebzeiten und mit dem teilnehmenden Interesse des Stifters werden von König Ferdinand I. Jesuiten in Prag eingeführt (1556, Olmütz 1566). Die erste Gruppe wird geführt von dem Niederländer Petrus Canisius und ist international zusammengesetzt. Ignatius wünscht die Erlernung der Volkssprache. Das Prager Collegium Clementinum wird der Ausgangspunkt weiterer Niederlassungen im Lande, seit 1562 ist es Sitz einer theologischen Akademie (Olmütz 1573). Noch sind die

Katholiken eine Minderheit im Lande, die Jesuitengymnasien werden jedoch auch von Utraquisten geschätzt.

Der böhmische Aufstand (1618) und der Sieg der katholischen Habsburger stellen auch für den Orden eine Cäsar dar. Das staatliche Rekatholisierungsprogramm weist den Jesuiten eine zentrale Rolle im Unterrichts- und Studienbereich zu, das alte Collegium Carolinum wird mit dem Klemenskolleg zur Karl-Ferdinandsuniversität vereinigt. Der Orden in Böhmen wird zu einer selbständigen Provinz erhoben (1623), Bischöfe leisten jedoch Widerstand gegen ein Studienmonopol der Jesuiten (Erzbischof Harrachs Seminar in Prag, Kardinal Dietrichsteins Berufung der Piaristen nach Mähren). Bis 1650 entstehen die meisten Ordenskollegien im Lande.

Der beträchtliche Anteil der Jesuiten an der Ausformung der böhmischen Barockkultur ergibt ein reichhaltiges Bild: Missionspredigt, religiöses Schrifttum, Dichtung und Schuldrama, Heiligenkult, Kongregationen und Wallfahrt, Kunstaufträge. Beindruckend die Galerie von Gelehrten (Arriaga, die Brüder Tanner, Balbín u. a.) und Missionaren im Lande (Chanovský) und in fernen Weltteilen, die sich als Pioniere in mancherlei Hinsicht hervortun. (Die Namen lassen erkennen, daß nicht wenige Deutsche unter ihnen sind). Daneben aber auch die dunkle Seite: die Mitwirkung an der vom Staat betriebenen Zwangsbekehrung u. a. durch die Vernichtung nichtkatholischen tschechischen Schrifttums (P. Koniáš), was in der Aufklärungszeit die These von der Unterdrückung tschechischer Literatur, ja freien geistigen Lebens überhaupt begründete. Wie anderswo bezog auch hier die Gegnerschaft gegen den Orden Argumente aus den *Monita secreta*, einer antijesuitischen Fälschung aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Nicht wegzuleugnen ist eine seit ungefähr 1700 feststellbare Erstarrung des Ordensschulwesens nach Methode und Inhalten, doch fehlt es gleichzeitig nicht an Beispielen für Zeitaufgeschlossenheit besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiet (Josef Stepling!). Vor der Aufhebung des Gesamtordens durch Papst Klemens XIV. (1773) wird in den habsburgischen Ländern eine Bresche in das Studienmonopol des Ordens geschlagen, so erhält z. B. K. H. Seibt als erster Laie einen Lehrstuhl an der Prager philosophischen Fakultät.

Ein Überblick über das in der tschechischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts negativ bewertete Wirken der Jesuiten in Böhmen, mit der *bête noire* Koniáš im Mittelpunkt, beschließt die Darstellung. Sie zeichnet sich aus durch abwägendes Urteil – man beachte z. B. die Beurteilung Balbíns und Jiráseks Roman *Temno* (1913/15) – und meidet so die Einseitigkeiten der Kritiker, aber auch mancher katholischer Apologeten des Barocks. Wichtig ist die Feststellung, daß Koniáš, als Repräsentant der Ketzerverfolger gesehen, nur die häretischen Inhalte der Druckerzeugnisse, nicht deren Sprache treffen wollte. Er selbst verfaßte und verbreitete tschechische Erbauungsbücher.

Zu den genannten Vorzügen kommt die zügig geschriebene und gut lesbare Darstellung; die gute Ausstattung (mit vielen Wiedergaben alter Kupferstiche) und das handliche Format empfehlen das Buch als Information auch für die mittleren Bildungsschichten. (Errata: S. 144 Grobendoncq nicht Grobendoncque, S. 204 wird die Ordenszugehörigkeit bei Göpfert, nicht Köpfert, und Schmalfus vertauscht).

Vošahlíková, Pavla: Jak se žilo za času Františka Josefa I. [Wie man zu Zeiten Franz Josefs I. lebte].

Svoboda, Praha 1996, 284 S.

Die Literatur zur Problematik der sogenannten Alltagsgeschichte ist in der tschechischen Historiographie – und dies gilt für welchen historischen Zeitraum auch immer – keineswegs reichlich vertreten und repräsentiert eher die Ergebnisse ethnographischer als historischer Forschungen. Aus der älteren Literatur sollte an zwei Werke erinnert werden. Das erste ist die umfangreiche Monographie von N. Melniková-Papoušková *Praha před sto lety* (Prag vor hundert Jahren), die 1935 in Prag erschien und eine detaillierte Analyse des Lebensstils der sich formierenden jungen bürgerlichen Gesellschaft im breiten Kontext der kulturellen und sozialen Entwicklung wie der tschechischen nationalen Emanzipationsbestrebungen im Vormärz bietet. Das zweite Werk ist die nicht weniger anregende, von mehreren tschechischen Ethnologen erarbeitete Untersuchung *Stará dělnická Praha* (Prag als alte Arbeiterstadt), die 1981 in Prag publiziert wurde und trotz gewisser zeitbedingter marxistischer Klischees (die das Buch methodisch und inhaltlich glücklicherweise nur minimal beeinflusst haben) in ebenso fundierter Weise die konkreten Lebensbedingungen der Prager Arbeiterschaft von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Zwischenkriegszeit beschreibt. Pavla Vošahlíková knüpft in schöpferischer Form an diese beiden Werke an, zeigt aber zugleich eine genaue Kenntnis der wesentlich umfangreicheren und differenzierteren ausländischen Literatur zur Alltagsgeschichte, besonders der zahlreichen Untersuchungen zu den Lebensverhältnissen des Bürgertums, die zumal von der Forschergruppe um Jürgen Kocka und Lothar Gall initiiert wurden.

Vošahlíkovas Monographie ist eine interessante und fundiert erarbeitete Untersuchung des alltäglichen Lebens der Gesellschaft in den böhmischen Ländern in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen die städtischen bzw. bürgerlichen Schichten, und von diesen wiederum in erster Linie der Mittelstand, d. h. die Beamtschaft, das Kleingewerbe und ein Teil der Intelligenz. Die Veränderungen des Lebensstils verfolgt die Autorin vor allem am Beispiel Prags, der sich dynamisch entwickelnden Landesmetropole. Diese Ausrichtung auf die Mittelschichten ist logisch, denn es handelt sich um eine soziale Gruppe, die in der sich damals herausbildenden bürgerlichen Gesellschaft und in Hinblick auf deren Lebensstil eine dominante Rolle spielte.

Einleitend wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die Ära der Herrschaft Franz Josefs I. politisch keine geruhame Zeit darstellte. Inhalt und Tempo der Entwicklung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse wurden von umwälzenden Prozessen bestimmt, die mit der raschen Ausweitung der modernen Industrialisierung einhergingen und von gelegentlich geradezu rasanten Veränderungen im politischen, sozialen, technischen, ökonomischen und kulturellen Bereich begleitet wurden. Der Lebensstil, der sich im Verlauf dieser Ära formte und wandelte, bildet den Inhalt von weiteren sechs Kapiteln, wobei sich die Autorin in ihrer Darstellung im wesentlichen an die traditionelle Struktur vergleichbarer Arbeiten hält. Ihr Ausgangspunkt ist der breitere Rahmen des Alltags der Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, den in diesem Falle die böhmische Stadt, insbesondere

Prag, bildet. In einem weiteren Kapitel geht die Autorin auf die Entwicklung der Wohnverhältnisse ein, deren systematische Analyse sie mit einer detaillierten Beschreibung des Wandels in der Ausstattung der Haushalte und der grundlegenden Veränderungen der hygienischen Bedingungen städtischen Wohnens (öffentliche Wasserleitungen, Bäder, Kanalisierung u. a. m.) verbindet. Dennoch hat die Autorin versäumt, die reichhaltige Literatur und die dort bereits sorgfältig klassifizierten statistischen Angaben zu den Wohnverhältnissen in Prag, seinen Vororten und zu den großen österreichischen Städten in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eingehender zu überprüfen. Damit beraubt sie sich der Möglichkeit, die Gründe darlegen zu können, warum gerade in Prag, Brünn und anderen größeren Städten der böhmischen Länder die Wohnverhältnisse – wie sie selbst feststellt – außerordentlich schlecht waren, und zwar nicht nur im Vergleich mit großen westeuropäischen Städten, sondern auch mit vielen Städten im Habsburgerreich.

Vošahlíková beschäftigt sich ferner mit der Haushaltsführung und dem Familienleben der Mittelschichten sowie mit der Stellung der Frau in der Familie unter dem Aspekt ihrer ökonomischen Aktivität als einem charakteristischen Merkmal der modernen Emanzipation der Frauen. In diesem Zusammenhang erscheint die Behauptung zu pauschal, daß die traditionelle bürgerliche Familie mit ihrer Trennung der männlichen und weiblichen Pflichten und Rechte in Österreich gegen Ende des 19. Jahrhunderts an Bedeutung verlor (S. 112). Für Familien aus den sozial schwächeren Schichten traf dies gewiß zu, da hier die Erwerbstätigkeit der Frau schon früher eine Notwendigkeit darstellte. Der Lebensunterhalt der typischen bürgerlich-mittelständischen Familie wurde jedoch weiterhin durch die Erwerbstätigkeit des Mannes gesichert. Dem Kapitel mit der Überschrift *Svět práce* (Die Welt der Arbeit), das auf S. 175 beginnt, hat Vošahlíková unbestritten die größte Sorgfalt gewidmet. Dies gilt insbesondere für den Teil, in dem sich die Autorin mit der Lage der Beamtschaft als einer typischen und bedeutenden mittelständischen Schicht der modernen bürgerlichen Gesellschaft befaßt und dabei auf Ergebnisse ihrer früheren Studien zurückgreift (s. *Z moci úřední. Úřady a úředníci za vlády Františka Josefa I.* [Von Amts wegen. Ämter und Beamte unter der Herrschaft Franz Josefs I.]. ČČH 92/1994, 460–476).

Im Schlußkapitel geht Vošahlíková auf Vergnügen, Feste, Feiern und Erholung im Alltag der böhmischen Gesellschaft im Untersuchungszeitraum ein. Dabei hält sie sich an das, was in diesem Zusammenhang traditionellerweise angeführt wird: die Prager Kirchweihen, gelegentliche Attraktionen (dazu gehören auch die ersten Filmvorführungen), das Theater, Bälle, Karnevalsvergnügungen, die bürgerlichen Salons, die Tischgesellschaften in den Wirtshäusern, der Sokol, Sport und Touristik. Dies alles ist gewiß richtig, aber es erschöpft die Freizeit der mittelständischen und anderer Schichten keineswegs. In dem Maße, in dem die Religiosität der Gesellschaft andauerte, war der Kirchgang an Feiertagen (die in den böhmischen Ländern im 19. Jahrhundert bis zu einem Drittel aller Tage eines Jahres ausmachten) üblich. Zum Alltag gehörten außerdem Geburt und Taufe, Hochzeiten, Todesfälle und Begräbnisse. Auch in diese Zeremonien, die einen natürlichen Bestandteil des Lebens bildeten, trug die bürgerliche Gesellschaft einige Elemente des Wandels hinein. Im Zusammenhang mit der Art und Weise, wie die damalige Gesellschaft ihre Freizeit verbrachte, wird bei Vošah-

liková die Beteiligung der Bürger am Vereinsleben nicht hinreichend gewürdigt, die als Ausdruck freiwilliger Aktivität einen wichtigen Maßstab des Entwicklungsniveaus der modernen Gesellschaft darstellt. Es sei hier nur daran erinnert, daß im Jahr 1890 auf die böhmischen Länder mehr als die Hälfte (51,7 Prozent) aller in Zisleithanien zu diesem Zeitpunkt registrierten Vereine (30774) entfielen. An der entscheidenden Rolle, die gerade die Mittelschichten in dem hochentwickelten und -differenzierten Vereinswesen gespielt haben, kann kein Zweifel bestehen.

Zum Abschluß eine Bemerkung allgemeiner Art. Insgesamt beschäftigt sich Vošahlíková nur sehr wenig, in einigen Fällen bloß marginal mit dem Einfluß des zwischen Tschechen und Deutschen schwelenden Nationalitätenkonflikts auf den Alltag der Bevölkerung der böhmischen Länder in der Zeit der Herrschaft Franz Josefs I. Um diese Beziehungen herum oszillierte nicht nur das politische, öffentliche und kulturelle Leben, vielmehr reichten sie mit ihren Manifestationen und gelegentlich geradezu existentiellen Konsequenzen (man denke beispielsweise an die Folgen der Sprachverordnungen für den überwiegenden Teil der deutschen Bürokratie) unmittelbar in das alltägliche und private Leben hinein. Und am empfindlichsten reagierten in dieser Hinsicht bekanntlich wiederum die Mittelschichten, die vom Nationalismus beider Seiten am meisten erfaßt wurden.

Trotz der hier angemerkten Einschränkungen ist Vošahlíkovás Untersuchung ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der Herausbildung und Entwicklung des Lebensstils des Bürgertums und besonders der Mittelschichten als dem tragenden Element der neuzeitlichen bürgerlichen Gesellschaft in den böhmischen Ländern. Obwohl der übliche Anmerkungsapparat der Untersuchung knapp gehalten ist und auch die Bibliographie Auswahlcharakter hat, handelt es sich unbestreitbar um eine fundierte Monographie, in der die Autorin in anregender Weise die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungen zusammengefaßt hat.

Prag

Jan Novotný

Trančík, Martin: Zwischen Alt- und Neuland. Die Geschichte der Buchhändlerfamilie Steiner in Preßburg. Ein mikrohistorischer Versuch¹.

Verlag PT, Bratislava 1996, 269 S.

Dem jungen Schweizer Historiker Martin Trančík ist mit seiner Arbeit zur Geschichte der Familie Steiner in Preßburg – Pozsony – Bratislava ein bemerkenswertes Buch gelungen. Für den Zeitraum von 1848 bis 1948 verfolgt Trančík das Leben von vier Generationen dieser jüdischen Familie in Preßburg. Im Zentrum der Betrachtung steht dabei, wie der Autor anführt (S. 16), einmal die Untersuchung „des sozialen Aufstiegs, auch der Verbürgerlichung“ der Buchhändlerfamilie, zum anderen die Frage nach ihrer „orthodoxen jüdischen Religiosität“.

Trančík verkürzt mit diesen Vorgaben allerdings in gewisser Weise die Ergebnisse und die Leistung seiner Arbeit. Es gelingt dem Autor vielmehr ebenfalls, die familien-

¹ Als slowakische Übersetzung der deutschen Originalausgabe Trančík, Martin: Medzi starým a novým. História kníhkupeckej rodiny Steinerovcov v Bratislave. Mikrohistorický pokus. Bratislava 1997.

geschichtlichen wie die spezifisch jüdischen Themata sinnvoll in den Zusammenhang der verschiedenen historischen Abschnitte und Aspekte des behandelten Zeitraumes zu stellen. Die Familiengeschichte der Steiners wird hierin auch zu seiner Schilderung der Möglichkeiten und der Tragödien der ostmitteleuropäischen Region in ihrer jüngeren Geschichte.

Die gute Lesbarkeit des Buches korrespondiert immer gegebener Fundierung in den Quellen. Neben zionistischen Archiven und Materialien des Stadtarchives Bratislava (besonders aus der zeitgenössischen Presse), konnte der Autor auf private Archivalien verschiedener Mitglieder der Familie zurückgreifen. Ein Quellenbestand, der private Briefwechsel aus dem Untersuchungszeitraum, weiterhin verschiedene Festschriften, Zeugnisse und Belege, bis hin zu verfaßten Erinnerungen der Familienmitglieder und schließlich durch den Autor geführte Interviews umfaßt. Der Anmerkungsapparat und die Bibliographie entsprechen der zusätzlichen Funktion des Buches als Lizentiatsarbeit an der Universität Basel.

Im einzelnen beginnt Trančík seine Schilderung mit dem Zuzug Sigmund Steiners d. Ä. in das jüdische Viertel Preßburgs in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts; diesem gelingt der Aufbau einer Buchhandlung (seit 1847/48), die der zweiten Generation, repräsentiert durch seinen Sohn Hermann Steiner (1848–1926), die Möglichkeit zum Aufstieg in die bürgerliche Gesellschaft Preßburgs/Pozsonys bieten sollte. Hermann Steiner besuchte das Preßburger kath. Gymnasium und absolvierte eine Lehre zum Buchhändler in Leipzig. Er wird Mitglied des Börsenvereines des deutschen Buchhandels, aber auch Mitbegründer des ungarischen Buchhändlerverbandes (S. 71). Im Jahr 1880 kommt es zum Kauf eines Geschäfts- und Wohnhauses in der Preßburger Alt- und Innenstadt – in der Venturgasse: „Um aber von der Judengasse in die Venturgasse zu gelangen, mußten Sigmund und Hermann Steiner einen sozialen Weg von rund 30 Jahren zurücklegen“ (S. 76). Trančík bezeichnet die betreffenden Kapitel zum Aufstieg der Familie mit den Titeln „Fachwissen, Sparsamkeit und Leistungswille“ und „Wohlstand, Wohltätigkeit, Arbeitgeberschaft“ (S. 71 ff. und S. 75 ff.). Mit seiner Frau Selma führte Hermann Steiner eine siebenundvierzig Jahre dauernde Ehe, der neun Kinder entstammten. Den Söhnen gelingt exemplarisch der weitere soziale Aufstieg. Während drei Brüder den Buchhandel weiterführen, wird Siegfried Steiner Rechtsanwalt, ein weiterer Sohn Arzt, ein anderer Gymnasiallehrer. Die Geschichte dieser zweiten und dritten Generation in der Monarchie bis 1918 findet sich gut, besonders in ihren alltagsgeschichtlichen Aspekten, durch Trančík dokumentiert. Er konnte dabei auf die privaten (deutschen) Briefwechsel der Eheleute und Kinder zurückgreifen und erreicht eine dichte Authentizität der Darstellung.

Intensiv beschäftigt sich Trančík mit dem besonderen religiösen Aspekt der Familiengeschichte. Als aktive Mitglieder der Preßburger orthodoxen Gemeinde, eine neologe Gemeinde bestand ebenfalls, wurden Hermann Steiner und seine Söhne zugleich 1904 Mitglieder des zionistischen Ahawat Zion Vereines. Ein Engagement, das die Steiners in verschiedenen Funktionen auf die zionistischen Kongresse zu Beginn des Jahrhunderts in Europa führte (S. 105 ff.). Hierin kommt früh die besondere Bedeutung des religiösen Misrachi-Zionismus in Preßburg zum Ausdruck. Der Titel des Buches *Zwischen Alt- und Neuland* erfährt in diesem Zusammenhang seine Begründung: referierend auf den Roman *Altneuland* Theodor Herzls, versucht der Autor

damit, die Bezüge zwischen Orthodoxie und Zionismus, zwischen Religiosität und Verbürgerlichung, in der Lebenswelt der Steiners zu bezeichnen (S. 243).

Mit dem Zusammenbruch der Donaumonarchie änderten sich auch die Lebenszusammenhänge Preßburgs. Trančík erwähnt eine frühe Anordnung der neuen Obrigkeit an die Buchhändler der Stadt vom April 1919, für mindestens ein Drittel tschechoslowakischer Literatur in den Auslagen zu sorgen. Der Verweis des Seniors der Buchhändler Preßburgs, Hermann Steiner, auf eine nicht bestehende Nachfrage nach slowakischen oder tschechischen Titeln, gegenüber dem ungarischen und deutschen Angebot, blieb erfolglos (S. 133f.). Zur zentralen Figur der Betrachtung des Zeitraumes der Tschechoslowakischen Republik macht Trančík allerdings den noch in Budapest promovierten Rechtsanwalt Siegfried Steiner (1883–1942). Vor dem Hintergrund des weiter bestehenden Ansehens, Wohlstandes und der Bürgerlichkeit der Familie Steiner entwickelte dieser eine umfangreiche Tätigkeit in der Misrachi-Bewegung Preßburgs und der Slowakei. In eindrücklicher Weise charakterisiert Trančík den intellektuellen Kontext des Rechtsanwaltes, wenn er anhand der Portraits in dessen Kanzlei drei durch ihn verehrte Persönlichkeiten benennt – Thomas G. Masaryk, Benjamin Disraeli und Theodor Herzl.

Das letzte Kapitel hat die Tragödie der Vernichtung auch der Preßburger Juden durch Nazi-Deutschland zum Thema, unter Mitwirkung der dem Dritten Reich früh willfährigen slowakischen Regierung Josef Tisos seit 1938/39. Die fürchterlichen Schritte der ersten antijüdischen Repressalien und Gesetze im Slowakischen Staat über die Einführung eines „Judenkodex“ 1941 bis hin zu den Deportationen der Jahre 1942 und 1944 werden anhand des Schicksals der Familienmitglieder der dritten und vierten Generation sehr konkret geschildert und nachvollzogen. Von den neun Geschwistern der dritten Generation überlebte lediglich ein Sohn den Holocaust.

Dem mit zahlreichen Abbildungen (Fotos, Briefen, Dokumenten) gut verlegten Buch Martin Trančíks ist auch über Bratislava und die Slowakei hinaus eine interessierte Leserschaft zu wünschen.

Bratislava-Köln

Christoph Reckhaus

Kazbunda, Karel: Otázka česko-německá v předvečer Velké války. Zrušení ústavnosti země České tzv. anenskými patenty z 26. července 1913 [Die tschechisch-deutsche Frage am Vorabend des Großen Krieges. Die Aufhebung der verfassungsmäßigen Verhältnisse Böhmens durch die sogenannten Annenpatente vom 26. Juli 1913]. Hrsg. v. Zdeněk Kárník.

Karolinum, Praha 1995, 477S.

Der Historiker und Archivar Karel Kazbunda (1888–1982), aus Jičín stammend, Absolvent des von Josef Pekař geleiteten Seminars für österreichische Reichsgeschichte an der Philosophischen Fakultät der tschechischen Universität in Prag, verließ 1948 das Archiv des tschechoslowakischen Außenministeriums und trat in den Ruhestand. Dennoch arbeitete er fast bis zu den letzten Monaten seines Lebens an großen wissenschaftlichen Themen und Forschungsvorhaben weiter. Dieser Elan ist um so bewundernswerter, als Kazbunda unter den Bedingungen des „realen Sozialismus“ nicht darauf hoffen konnte, daß die Mehrzahl seiner umfangreichen Manu-

skripte veröffentlicht werden würde. Es ist den Bemühungen Jan Havráneks zu danken, daß es gelang, in den Jahren 1965–68 zumindest drei Bände seiner Untersuchung *Stolice dějin na pražské univerzitě* (Der Lehrstuhl für Geschichte an der Prager Universität) herauszugeben. Im Archiv des Nationalmuseums in Prag liegen jedoch weiterhin die Manuskripte der Werke, an denen Kazbunda sein ganzes Leben lang arbeitete: eine Studie über Karel Havlíček Borovský, eine umfangreiche und außerordentlich interessante Monographie über Karel Sabina und eine unvollendete detaillierte Analyse der Tätigkeit von Josef Kajetán Tyl auf dem Lande in Böhmen nach der Niederschlagung der Revolution 1848–49. Vor seinem Tod übertrug Kazbunda dem Verfasser dieser Rezension die Aufgabe, eine Studie über die Regierung des Grafen Karl Stürgkh zu schreiben. Dieser Wunsch ließ sich jedoch ohne Kazbundas einzigartige Kenntnis der Quellen, die auf seiner langjährigen Tätigkeit in den zentralen Staatsarchiven in Wien beruhte, nicht erfüllen. Statt dessen habe ich mich um die Veröffentlichung des vierten Bandes seiner Untersuchung zum Lehrstuhl der Geschichte an der Prager Universität bemüht, der sich mit dem Verhältnis der Wiener Regierungen zur tschechischen Nation während des Ersten Weltkrieges vor dem Hintergrund der Auffassungen Jaroslav Golls und Josef Pekařs befaßt. Dieser Initiative ist jedoch bisher kein Erfolg beschieden gewesen. Ebenfalls erfolglos blieb der Versuch, finanzielle Mittel bereitzustellen, um die drei Monographien den Lesern in der Tschechischen Republik und ausländischen Interessenten zugänglich zu machen. Um so größeren Wert gewinnt die Tatsache, daß Zdeněk Kárník die editorische Arbeit am letzten der großen Manuskripte Kazbundas übernommen hat, das kurz mit *Anenské patenty* (Die Annenpatente) betitelt worden war, und dieses Unternehmen auch zu einem glücklichen Abschluß geführt hat.

Kazbundas Arbeitsmethode bestand in der Reinterpretation vor allem des amtlichen (dokumentarischen) Materials offizieller Prager und Wiener Provenienz. Dies gilt für sein gesamtes Werk, einschließlich der Bücher und Abhandlungen, die schon zu seinen Lebzeiten publiziert wurden, insbesondere zur Problematik der revolutionären Bewegung der Jahre 1848–49, zu den Verhandlungen über den österreichisch-ungarischen Dualismus, über die Fundamental-Artikel und die Punktationen, zur Außenpolitik Österreich-Ungarns u. ä. Wie ein roter Faden zieht sich durch Kazbundas Forschungen das gewichtige Thema der Beziehung der tschechischen Nation zu den böhmischen Deutschen. Die Frage eines tschechisch-deutschen Ausgleichs im Rahmen des Königreiches Böhmen, deren tieferliegende Problematik sich auf beiden Seiten aus dem unterschiedlichen Entwicklungsrhythmus der beiden Nationalitäten des Landes in der Epoche ergab, die in Europa im Zeichen des Nationalismus verlief, erschien Kazbunda zu Recht von grundsätzlicher Bedeutung für die Verhältnisse in Zisleithanien und für die Politik der Wiener Regierungen. Eine Schlüsselstellung, ja das ausschlaggebende Gewicht besaß diese Frage nach Kazbundas Auffassung für die Situation im Königreich Böhmen, genauer gesagt: in den Ländern der böhmischen Krone, und zwar für die ganze Zeit des Bestehens des österreichisch-ungarischen Reiches.

Als sich Kazbunda ernsthaft mit der Teilung der Prager Universität in eine tschechische und eine deutsche Universität (1882) und dem Einfluß des Historismus in beiden nationalen Gemeinschaften seit 1848 bis zum Ersten Weltkrieg zu beschäftigen be-

gann, unternahm er es, in einer eigenständigen Analyse der tschechisch-deutschen „Versöhnungsversuche“ auf der Grundlage unbenutzter, den Forschern zumeist unbekannter und heute oft nicht mehr auffindbarer Quellen, systematische Erkenntnisse über den Charakter und den faktischen Inhalt dieser Ausgleichsbemühungen zu sammeln. Allgemeinere Fragen stellte sich Kazbunda nicht, man kann daher keine fertigen Lösungen von ihm erwarten. Kazbunda hat auf diese Weise eine ausreichend bearbeitete, geordnete und im Hinblick auf ihre Entstehung erläuterte gewaltige Menge von in hohem Maße gänzlich neuen Informationen, Angaben, Daten, Namen, Zitaten und behördlichen sowie brieflichen Dokumentensammlungen vorgelegt und damit die Basis geschaffen, um die dramatischste Phase der tschechisch-deutschen Verhandlungen vom Ende des Jahres 1910 bis zu den Tagen unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges objektiv beurteilen zu können. Mit der ausführlichen Darstellung der Stürgkhschen Annenpatente gewann Kazbunda die konzeptionelle Grundlage für die Analyse des Kriegsgeschehens in dem erwähnten vierten Band seiner Untersuchung zum Lehrstuhl für Geschichte an der Prager Universität, dem er einen Exkurs über die diplomatischen Verhandlungen im Sommer 1914 hinzufügte. Unter diesem Aspekt bilden das Manuskript über die Annenpatente, der vierte Band über den Lehrstuhl für Geschichte und der Plan einer Arbeit über die Regierung Stürgkh ein Ganzes.

Ohne daß sich Kárník dieses breiten Zusammenhangs bewußt gewesen wäre, hat er sich der Edition der Annenpatente von Kazbunda doch mit großem Erfolg angenommen. In einem fundierten Vorwort, das den Ort Kazbundas in der Entwicklung der tschechischen Geschichtswissenschaft bezeichnet, charakterisiert Kárník sein editorisches Verfahren als „konservativ“. In der Praxis heißt das, daß er den Text Kazbundas respektvoll behandelt und im ursprünglichen Wortlaut wiedergibt. Kárníks Eingriffe in den Text sind in der Tat minimal, so daß die Edition – was sicher nicht in der Absicht des Herausgebers lag – die Schwächen des Stils Kazbundas deutlich werden läßt, der dem hölzernen und komplizierten Wiener Bürokratendeutsch verhaftet war. Kárníks Edition ist auf diese Weise, wie ich meine, wenig lesbar geworden. Die heutige Textologie gestattet es, einen zu edierenden Text im Geiste des Autors zu überarbeiten und in eine dem zeitgenössischen Leser zugängliche Form zu bringen, sofern es sich um einen Text fachlichen Charakters handelt, der autonom weiterwirken soll. Kárník dagegen hat ein unzweifelhaft inspirierendes, vom Inhalt her gewichtiges, aber im Hinblick auf die Ansprüche des Lesers antiquiertes Werk herausgegeben. Das Problem der letzten Manuskripte Kazbundas besteht zudem darin, daß sie nicht in ihre Endfassung gebracht worden waren, da sie von einem Mann in hohem Alter geschrieben wurden, der fühlte, daß ihm nur noch wenig Zeit für eine detaillierte Ausarbeitung blieb und dem es darum ging, rasch zumindest das unbedingt Notwendige mitzuteilen. Deshalb meine ich, daß es nicht erforderlich war, sich derart eng an die Version der „letzten Hand“ zu halten. Daß der Herausgeber ohnehin nicht mit letzter Konsequenz vorgehen konnte und sich zu gewissen, wenn auch minimalen Eingriffen in den Text gezwungen sah, ist daran zu erkennen, daß er einzelne, von Kazbunda nicht näher bezeichnete Kapitel mit Überschriften versehen und die darin beschriebenen Ereignisse genau datiert hat, wodurch das Buch entschieden übersichtlicher geworden ist. Kárník hat dem Band schließlich sogar einen neuen Titel gegeben. An Stelle des ursprünglichen Titels „Zrušení ústavnosti ...“, der nun zum Untertitel geworden ist,

wählte er dafür den früheren Untertitel „Otažka česko-německá ...“, der den Inhalt des Buches viel besser erfaßt. Die präzise Zusammenstellung des Personenregisters, die Überprüfung der Literaturhinweise und die Vervollständigung des Anmerkungsapparats, der bei Kazbunda oft nur mit Bleistiftnotizen angedeutet wurde, zeugen von der ungewöhnlichen Sorgfalt, die ein Universitätsprofessor heute, da die tschechischen Historiker der grundlegenden Quellenarbeit „müde“ sind oder völlig darauf verzichten (weil andere Dinge kommerziell lohnender erscheinen), der textlichen Gestaltung des Werkes eines nicht mehr lebenden Autors gewidmet hat.

Die Publikation des Manuskripts „Die tschechisch-deutsche Frage am Vorabend des Großen Krieges“ von Kazbunda ist ein respektheischender Aufruf an die tschechischen und ausländischen Bohemisten, die Forschung auf dem immer noch mit offenen Fragen übersäten Feld der tschechisch-deutschen Beziehungen der Jahre 1848–1918 weiterzutreiben. Es ist sicher (und Kazbunda belegt das auch auf seine Weise), daß gerade in dieser Zeit im Blick auf die innenpolitische, die ökonomisch-soziale, die interethnische und selbstverständlich die außenpolitische Entwicklung der Schlüssel für die nachfolgenden Zusammenstöße der beiden Nationen, aber auch der zwischen ihnen aufkeimenden Hoffnungen gesucht werden muß. Kazbunda hat durch eine konkrete historische Analyse auf die gelegentlich unterschätzte Bedeutung der Sprachenfrage im alten Österreich aufmerksam gemacht und anhand der Krise des böhmischen Landtages, die unabwendbar zur Zerrüttung der Landesfinanzen und zu der als Warnsignal gemeinten Aufhebung der Landesverfassung durch das autoritäre Eingreifen Stürgkhs führte, ein plastisches Bild der Krise im tschechisch-deutschen politischen Dialog gezeichnet. Der Große Krieg zeigte, daß diese Krise fortan nur durch die Toleranz einzelner in der politischen, der wirtschaftlichen und vor allem der kulturellen Sphäre überwunden werden konnte. Abgesehen davon, daß Kazbunda in gewisser Weise die historische Rolle des Grafen Stürgkh rehabilitiert, der stereotyp des „Absolutismus“ bezichtigt zu werden pflegt, und noch einmal die positive Erscheinung des versöhnungsbereiten Hüters der böhmisch-staatsrechtlichen Traditionen, des Statthalters und böhmischen Fürsten Franz Anton Thun unterstreicht, verdeutlicht sein Buch so in der Tat die fatalen Auswirkungen des tschechisch-deutschen Verhältnisses und der Nationalitätenproblematik überhaupt für die Geschichte Österreich-Ungarns. Kazbundas Monographie ist in diesem Sinne ein Beitrag zu den gegenwärtigen Verhältnissen, in denen die Tschechische Republik unter schwierigen Voraussetzungen nach einem Modell für die Beziehungen zum wiedervereinigten Deutschland sucht. Es ist dem Herausgeber Kárník zu danken, daß uns Kazbunda so sehr als Zeitgenosse anspricht. Ohne die Mühe, die Kárník auf sich genommen hat, würde das nahezu dreißig Jahre alte Manuskript zum Schaden der Sache selbst noch immer nutzlos im Dunkel eines Archivs schlummern.

Prag

Martin Kučera

Odsun – Die Vertreibung der Sudetendeutschen. Begleitband zur Ausstellung.

Sudetendeutsches Archiv, München 1995, 548 S.

Es ist eigenartig, daß sich wichtige Dokumentationen zur Zeitgeschichte nicht selten über bestimmte Reizworte Gehör verschaffen müssen, um überhaupt zur

Kenntnis genommen zu werden. Das Wort „odsun“ zählt zu diesen Begriffen, die dem sprachlich nicht versierten Leser zunächst unverständlich bleiben. Gemeint ist der technokratisch bezeichnete „Abschub“ von Personen, obwohl tatsächlich jedoch die Vertreibung einer Bevölkerung von mehr als drei Millionen Einwohnern von einem Territorium in ein anderes stattgefunden hatte. Dabei handelte es sich freilich nur um einen Teil der über 15 Millionen Deutschen, die am Ende des Krieges aus Osteuropa in den Westen deportiert worden waren, wodurch die terminologische Unangemessenheit des „Abschubs“ noch deutlicher wird. Der vorliegende Band ist als Begleitschrift zu einer entsprechenden Ausstellung konzipiert worden, aber er geht über diese Funktion weit hinaus. Er stellt im wesentlichen selbst eine einzigartige Dokumentation dar. Zunächst zur Konzeption des Bandes. Er enthält neben dem Textteil einen Anhang, der allein fast 200 Seiten umfaßt (S. 345–548) und in dem wichtige Dokumente, Augenzeugenberichte, Karten und Graphiken sowie eine Bibliographie enthalten sind. Dieser Teil des Bandes ist außerordentlich bedeutsam schon wegen des erleichterten Auffindens verstreuter Texte, die ansonsten nur schwer zugänglich sind. Auf diese Weise wird auch der historischen Betrachtung wichtiges Material zugeführt.

Der Textteil umfaßt nach den Vorworten von Jörg Kudlich („Mehr als ein Vorwort“, S. 7–9) und Petr Příhoda („Ein Wort von tschechischer Seite“, S. 11–13) 18 Beiträge zum Thema Vertreibung, in erster Linie zur Vertreibung der Sudetendeutschen, aber auch zu Themen, die weit darüber hinausreichen. Kudlich betont zutreffend, daß Buch und Ausstellung „bewußt über den engeren Vorgang der Vertreibung der Sudetendeutschen hinaus [gehen], Sie zeigen, daß das Böse und Unmenschliche, das zu Deportation, erzwungener Flucht und Vertreibung, zu Mord und Vernichtung führte, auf allen Seiten Täter und Opfer hat und nicht auf die böhmischen Länder und vergangene Zeiten beschränkt ist“ (S. 8). Die vergleichsweise breite Anlage der Themen der einzelnen Beiträge entspricht dieser Weichenstellung und verdient eine besondere Erwähnung. Von herausragender Bedeutung erscheint dabei die Abhandlung von Rudolf Grulich über die „Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert“ (S. 15–34). Hier wird der Nachweis erbracht, daß die Problematik weit über den Einzelfall hinausgeht und das 20. Jahrhundert in erschreckender Weise bis in die Gegenwart prägt. Diese Perspektive liefert bei näherem Hinsehen den inneren Grund für die ausführliche Behandlung der Vertreibung der Sudetendeutschen, keineswegs aber die Liebe zur provinziellen Beleuchtung „einmaliger“ historischer Vorgänge. Unter diesem Gesichtspunkt wird zugleich eine oft vergessene Funktion der Behandlung der Vertreibung der Sudetendeutschen deutlich: ihre beispielhafte Dimension für die Kennzeichnung eines insgesamt eher menschenfeindlichen Jahrhunderts, das nur mühsam in eine angestrebte „Normallage“ zurückfindet.

Zu den übergreifenden Themen zählen auch die Fachstudien völkerrechtlicher Art, etwa die Abhandlung des Bayreuther Ordinarius Rudolf Streinz („Zum Vertriebsverbot aus völkerrechtlicher Sicht“, S. 319–330) und des amerikanischen Wissenschaftlers Alfred M. de Zayas („Die Vertreibung als Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, S. 331–341). Dieser Beitrag hätte eine ausführlichere Darstellung verdient gehabt, mußte sich aber, wohl aus Gründen des Raumes, auf eine eher gedrängte Darstellung beschränken.

Die Vertreibung der Sudetendeutschen behandeln übergreifend Friedrich Prinz in einem „kritischen Rückblick“ (S. 71–84) und Heinz Nawratil unter dem Stichwort des Völkermords 1945–1947 (S. 305–318). Spezielle Bereiche greifen wiederum die Autoren heraus, die im Rahmen einer völkerrechtlichen Beurteilung einzelne Gesichtspunkte betrachten, wie etwa Otto Kimminich, der die Beneš-Dekrete zum Thema macht (S. 96–112). Einzelaspekte beschreiben auch die Beiträge von Volkmar Gabert über „Die Emigration der sudetendeutschen Sozialdemokraten“ (S. 35–58) und de Zayas über „Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Sudetendeutschen: Eine ethnische Säuberung mit internationaler Genehmigung“ (S. 85–95). Grulich widmet seinen zweiten Beitrag der „Kirche im Sudetenland und die Vertreibung“ (S. 153–174), während Fritz Peter Habel sich mit der spezifischen Frage des neuesten Forschungsstandes bezüglich der „Vertreibungsverluste der Sudetendeutschen 1945/46“ befaßt (S. 175–192). In diesen Fragestellungen zeigt sich bereits ein Vorteil der mehr ins Detail gehenden Fragestellungen. Er wird um so eindrucksvoller durch die Aufnahme einer spezifischen Seite des Zusammenlebens verschiedener Volksgruppen in der Tschechoslowakei, nämlich der Behandlung der jüdischen Bevölkerungsgruppe und ihres Schicksals. Zu erwähnen ist in erster Linie der Beitrag von Rudolf M. Wlaschek („Die Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien. Flucht, Emigration, Genozid – 1938 bis 1945“, S. 59–70). In innerer Verbindung hierzu steht die Abhandlung von Reuven Assor „„Deutsche Juden“ in der Tschechoslowakei 1945–1948“ (S. 299–304). Die Behandlung des Völkermords an den Juden in der Tschechoslowakei gehört in den Gesamtzusammenhang, in dem die Vertreibung der Sudetendeutschen auch aus heutiger Sicht zu sehen ist. Wenn in einem Beitrag die „ethnischen Säuberungen“ des Sudetenlandes im Sinne einer „rassischen Verfolgung“ behandelt werden, so ist damit auf einen Zusammenhang verwiesen, der in der aktuellen Situation häufig nur einseitig verwandt wird. In Wirklichkeit trug die Vertreibung der Sudetendeutschen das Merkmal eines eher „rassischen“ Gesichtspunktes im übertragenen Sinne, nämlich im Sinne einer Bestrafung bestimmter Bevölkerungsgruppen unter ethnisch-kulturellen Gesichtspunkten. Die Gemeinsamkeit „rassischer“ Verfolgungen der Zeit vor und nach 1945 kann die historischen Vorgänge nur unvollkommen treffen, doch erscheint es wichtig, daß gemeinsame Züge bei aller historischen Differenzierung immerhin festgestellt werden. Die Behandlung der jüdischen Bevölkerung der Tschechoslowakei erscheint auch deshalb wichtig, weil auf diese Weise ein Gesichtspunkt eingeführt wird, der bei einer eher technokratisch-emotionalen Behandlung des Themas häufig beiseitegeschoben oder übersehen wird. Wlaschek moniert am Ende seines Beitrags: „Welch wertvolles geistiges Potential den böhmischen Ländern infolge der furchtbaren Verbrechen von Holocaust, Vertreibung und Flucht der Juden verlorengegangen ist, ist kaum zu ermessen. Um wieviel ärmer ist dadurch auch das gesamte jüdische Volk geworden“ (S. 69). Gemeint ist damit vor allem der kulturelle Hintergrund der Vertreibung, der zu einer unvorstellbaren Vernichtung kultureller Inhalte, nicht nur zu der Vernichtung und „Verschiebung“ der Menschen, geführt hat. Die in bezug auf die jüdischen Bewohner Böhmens und Mährens formulierten Feststellungen können in anderer Hinsicht ohne weiteres auf die sudetendeutsche Bevölkerung übertragen werden. Es geht in der Tat nicht darum, Zahlenvergleiche etc. vorzunehmen, sondern den Anteil an der gemein-

samen Kultur in einem bestimmten historischen Raum zu erfassen und sein Schicksal entsprechend einzuordnen.

Nicht zuletzt deshalb erscheint es auch wichtig, daß Einzelstudien lokaler Art in die Veröffentlichung eingeschoben sind, wie etwa die eindrucksvolle Abhandlung von Jiří Hrazdára und Vladimír Kaiser über „Internierungslager in Aussig 1945–1947“ (S. 193–200) oder die Abhandlung von Reinhard Schmutzer über „Die Vertreibung im Kreis Mies als Fallstudie“ (S. 201–212). Einen besonderen, bis vor kurzem wenig beachteten Bereich behandelt der Beitrag von Manfred Jahn über die Vertreibung in die Sowjetische Besatzungszone Deutschlands (S. 213–240). Dankbar wird man auch das Schicksal der für eine humanere Behandlung vorgesehenen „Antifaschisten“ in der Tschechoslowakei in den Beiträgen von Uwe Schneider und Emil Werner zur Kenntnis nehmen (S. 257–276, 277–298). Die erwähnten Beiträge spiegeln bereits die Vielfalt der Themen wider, die in den Begleitband zur Ausstellung aufgenommen worden sind. Zugleich wird ein weiteres Charakteristikum der Veröffentlichung deutlich. Sie ist sowohl von deutschen als auch von tschechischen Autoren gestaltet, und auch aus diesem Grunde ist die Behandlung der Organisation der Aussiedlung der Deutschen aus den böhmischen Ländern von Mai bis August 1945 von Tomáš Staněk von besonderem Wert (S. 113–152). Der Gesichtspunkt der Zusammenschau tschechischer und deutscher Darstellungen verleiht dem Band eine besondere Aussagekraft. Das Vorwort von Příhoda bringt die Perspektive der überwiegenden Beiträge deutlich zum Ausdruck. Wenn er etwa bestimmte Einseitigkeiten sowohl auf sudetendeutscher wie auf tschechischer Seite zum Ausdruck bringt, so steht im Zentrum derartiger Überlegungen das künftige Miteinander zweier Völker. Viele Autoren machen deutlich, daß es nicht darum geht, ausschließlich die Vergangenheit zu erkennen, sondern die gemeinsamen europäischen Entwicklungslinien in der Zukunft herauszustellen. Dies aber ist nur möglich, wenn die historischen Tatsachen unvoreingenommen zur Kenntnis gegeben werden. Wichtig erscheint etwa auch der Hinweis darauf, daß es notwendig ist zu erkennen, daß die junge und mittlere tschechische Generation keine Vorstellung von den Ausmaßen und von dem Vorhandensein einer entsprechenden Vertreibungsaktion besitzt. Es ist folglich darauf zu achten, daß in Zukunft mehr das Element der angemessenen Information genutzt wird und vieles von dem, was im Westen Deutschlands selbstverständlich war, nicht einfach vorausgesetzt werden kann, sondern differenzierter zu betrachten ist.

Die Publikation wird trotz ihrer angestrebten Ausgewogenheit nicht überall auf Zustimmung stoßen, vor allem wegen der nur knappen „allgemeinen“ historischen „Einbettung“ des Themas. Darin ist aber zugleich ein Vorteil des Bandes zu sehen. Er verzichtet auf eine geschichtswissenschaftliche Abgehobenheit, die ihre oft mehr spekulativ-polemische Methode terminologisch geschickt verkleidet. Statt dessen liefern die Detail-Abhandlungen Stoff für die nun erst anbrechende neue wissenschaftliche Diskussion: Die geschichtswissenschaftliche Seite ist in den Beiträgen von vornherein mit angelegt und fordert zur geistigen Auseinandersetzung heraus.

Die vorliegende Abhandlung macht aber auch gerade durch ihre Dokumentation deutlich, daß vor einer plakativen „Versöhnung“ eine wirkliche Überzeugungsarbeit im Hinblick auf historische Fakten stehen muß. Versucht man jedoch, entsprechende Tatsachen durch eine beflissene Abwägungsterminologie zu umgehen, so kann leicht

ein Gegeneffekt erzielt werden. Seit der Nachkriegszeit sind zahlreiche rechtliche Instrumente der Völkerrechtsgemeinschaft in Kraft getreten, die eindeutig nicht nur den Völkermord, sondern auch die Massenvertreibungen verurteilen und entsprechend brandmarken. Hieran kann eine geschichtswissenschaftliche Methode kaum vorbeisehen. Wichtiger als diese Entwicklungen erscheint jedoch die Reflexion über die Folgewirkungen von Massenvertreibungen in allen Teilen der Welt. Man wird der barbarischen Natur „ethnischer Säuberungen“ nicht gerecht durch buchhalterische Aufrechnungen, etwa im Sinne einer beflissenen Gleichsetzung des Naziterrors in Böhmen und Mähren mit der Deportation der Deutschen nach dem Kriege. Wer sich auf dieses Gebiet der Nivellierung begibt, wird gerade dem in allen Teilen der Welt drohenden Schicksal der Vertreibung nicht gerecht. Nicht die „Exzesse“ sind zu verurteilen, sondern die Vertreibung als solche ist in der internationalen Gemeinschaft seit langem verurteilt. Man muß dem Herausgeber dafür danken, daß er trotz des politisch-emotionalen Hintergrunds des Themas insgesamt für ein hohes wissenschaftliches Niveau des Bandes gesorgt hat.

Die Beurteilung der Anlagen muß sich notwendig auf die Brauchbarkeit der einzelnen Dokumente beziehen. So wird man etwa den allzu knappen Auszug aus der Potsdamer Erklärung kritisieren können (S. 414f.) oder die optisch recht blasse graphische Darstellung auf S. 534f. Insgesamt aber ist mit dem vorliegenden Band, wie es scheint, die Tür zu einer intensiveren und sachlichen Diskussion aufgestoßen worden. Daß sie weitgehend erst noch erfolgen muß und in den Anfängen steht, sei nur am Rande wiederholt.

Saarbrücken

Wilfried Fiedler

Pauer, Jan: Prag 1968. Der Einmarsch des Warschauer Paktes. Hintergründe, Planung, Durchführung.

Edition Temmen, Bremen 1995, 415 S. + Abb.

Jan Pauer has written the definitive German-language account of the conflict between Prague and Moscow in 1968 that culminated in the August invasion of Czechoslovakia. He has done so by combining deep knowledge of the existing literature with a thorough study of previously classified archival documents that have come to light since 1989.

The author organizes his analysis around the process by which the Soviet preception of Czechoslovak events was shaped; the influence of other East European countries; the phases in which the conflict between Prague and Moscow unfolded, including the impact of various information networks and bilateral encounters; the recruitment of collaborators; the preparation and execution of the invasion; and the negotiations in Moscow on 23–26 August.

Pauer begins with a 30-page introductory section explaining Czechoslovakia's path to reform in the 1960s, the intentions of the reforms and their brief course in 1968. He stresses that it was a reform process rather than a revolution, and that it was instigated not only in response to systemic crisis but also out of a normative commitment to the renewal of socialism in a form better suited to Czechoslovak conditions. The *Prague Spring* itself was driven by three distinct dynamics: an attempt at selftransformation

by the incumbent élite, a social movement, and a national movement in Slovakia. His succinct, critical analysis draws out the contradictions inherent in the liberalization of a one-party political system that was ready to accommodate the representation of group interests but not unfettered pluralism or the unintended consequences of individual liberties.

The following 200 pages narrate the mounting tension in Czechoslovak-Soviet relations after December 1967. Using Soviet and East European transcripts of the many bi- and multi-lateral summits that occurred over eight months, plus Soviet diplomatic cables and Czechoslovak documents, Pauer produces a compelling account of Moscow's steady drift toward the use of force. Critical moments, such as the bilateral meeting at Čierná nad Tisou in late July-early August 1968, are recounted in vivid detail.

While Pauer does not commence his narrative by engaging the literature on the dynamics of decision-making, in the way that previous authors such as Karen Dawisha and Jiří Valenta did, he does address the matter at mid-point, on pages 198–200. His study of the new sources leads him to argue against interpretations of Soviet decision-making that emphasize outcomes as the sub-optimal resultants of the divergent interests and perceptions of interested bureaucratic actors. The Soviet Politburo is portrayed by Pauer (correctly, in my opinion) not as divided into pro- and anti-invasion coalitions, but as relatively united in its perception of the crisis, and the remedy to it, from an early stage. The emphasis falls instead on the rapid formation of an invasion coalition within the Warsaw Pact, led by the USSR and including Poland, the GDR and Bulgaria. These other East European regimes' intolerance of reform communism, the emergence of a pro-Moscow faction within the Dubček leadership, and the combined pressure on Moscow for intervention are amply described, as are the more delicate positions of Hungary, Romania and Yugoslavia.

The second half of the book is devoted to the preparation and execution of the invasion, its failure to install a new antireform regime, and the Moscow negotiations culminating in the Protocol that committed the Dubček leadership to its many previous verbal pledges to reassert control. Pauer reconstructs the conspiracy involving Czechoslovak collaborators, Soviet diplomats and foreign armies, and the reasons for its swift unravelling in the face of non-violent civilian resistance and institutional rebellions. Throughout the book, but especially in the second half, the author debunks legends and describes the conduct of the Dubček coalition in all its complexity, especially in its witting and unwitting contributions to *normalization*. In previous work he dismantled the mythology surrounding President Ludvík Svoboda, and here we see fully the essential part played by the head of a nominally independent state in helping the Soviets to salvage the occupation's political mission. Pauer is also very careful in his account of Zdeněk Mlynář's ambiguous conduct in the Soviet embassy on 22 August (pp. 246–249), about which there has been enormous controversy and misunderstanding in Czech society in recent years.

This is a meticulous and marvellous book, worthy of a broad readership.

Hrubý, Karel (Hrsg.): *Léta mimo domov. K historii československé sociální demokracie v exilu* [Jahre außerhalb der Heimat. Zur Geschichte der tschechoslowakischen Sozialdemokratie im Exil].

Dr. Eduard Grégr, Praha 1996, 238 S.

Der Prager (seit 1968 auch Basler) Soziologe Karel Hrubý war nicht nur der letzte Geschäftsführer und Vorsitzende der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Partei (ČSSD) im Exil. Er war auch der *spiritus rector* des vorliegenden Projekts: eine informative Übersicht über das politische Leben der mehr als ein halbes Jahrhundert lang weltweit verstreuten tschechischen Sozialdemokraten (an dem stets auch slowakische Politiker – wenn auch in kleinerer Anzahl – beteiligt waren). Es handelt sich um eine Darstellung aus der Perspektive des letzten Führungskreises dieser Exilpartei, geschrieben von Karel Hrubý, von Václav Holub (London), der 1945–1948 sozialdemokratischer Abgeordneter war, von dem stellvertretenden Parteivorsitzenden und bekannten Soziologen Jaroslav Krejčí (Lancaster), von Jiří Loewy (Wuppertal), der 1978–1989 Herausgeber von *Právo lidu*, der Zeitung dieser Partei war, und schließlich von den beiden nun in den USA lebenden Mitgliedern des Parteivorstands Čestmír Ješina (Arlington) und Jaroslav Zběhlík (Trenton). Obwohl es sich um eine Selbstdarstellung handelt, wird das Buch für jeden Historiker eine unerläßliche Quelle für die Geschichte jener Partei sein, die im 20. Jahrhundert eine wichtige Rolle im tschechischen politischen Leben spielte¹.

Die praktischen Schwierigkeiten einer politischen Partei im Exil sowie die internen Debatten der tschechischen Sozialdemokraten um die Einstellung und die Beziehungen zu dem im Laufe der Jahrzehnte sich wandelnden kommunistischen Herrschaftssystem sowie zu einzelnen – oft ehemaligen – kommunistischen Funktionären bilden die heute noch in der tschechischen Öffentlichkeit diskutierten Themenbereiche, für die das Buch eine wertvolle Informationsquelle darstellt. Es bietet auch viele bisher wenig bekannte Informationen über die westlichen sozialistischen Parteien, mit denen die tschechischen Sozialdemokraten in lebhaftem Kontakt standen, sowie über die Sozialistische Internationale. Darüberhinaus vermittelt es Einblicke in die tschechischen Exildiskussionen über die Vertreibung, bei denen die Sozialdemokraten eine wichtige Rolle spielten. Die Übersicht über die letzten Jahre vor der Auflösung dieser Exilpartei im Jahre 1995 reicht bis in die Entwicklung des politischen Lebens in der postkommunistischen Tschechoslowakei bzw. Tschechiens hinein, als die in der Heimat verbliebenen mit den aus dem Exil zurückkehrenden Sozialdemokraten zusammentrafen und es um die Konsolidierung der Partei ging, die inzwischen zu einer der beiden stärksten politischen Kräfte Tschechiens geworden ist.

Zahlreiche Abbildungen, Verzeichnisse der Amtsträger und ein Namensregister ergänzen diesen Band. Die „Einschätzung der Wege und der Bedeutung der Tätigkeit des ČSSD im Exil“ wollen die Autoren der „kritischen Historiographie“ überlassen.

¹ Zusätzlich sind dabei die beiden folgenden Bände zu konsultieren: *Osmdesát let čs. sociální demokracie 1878–1958* [Achtzig Jahre der tschs. Sozialdemokratie 1878–1958]. Red. Adolf Mokřý für ÚVV ČSSD im Exil. Lund 1958 und *Sozialdemokratie und Systemwandel – Hundert Jahre tschechoslowakische Erfahrung*. Hrsg. v. Jaroslav Krejčí. Bonn 1978.

Sie verstehen ihre Beiträge als Quelle für künftige Historiker. Diese klar distanzierte Haltung zum eigenen Tun verrät nicht nur die gut geschulten Köpfe der beteiligten Sozialwissenschaftler, sondern weist auch auf eine Tradition des mentalen Hintergrunds und politischen Denkens, das in dieser Partei seit Generationen stärker als in vielen anderen verbreitet war.

München

Eva Hahn

Nationalitäten und Identitäten in Ostmitteleuropa. Festschrift aus Anlaß des 70. Geburtstags von Richard Georg Plaschka. Hrsg. v. Walter Lukan und Arnold Suppan.

Böhlau, Wien-Köln-Weimar 1995, 249 S. (Osthefte-Sonderbände 12 = ÖOH 37/1, 1995).

Richard G. Plaschka, dem langjährigen Wiener Ordinarius für Ostmittel- und Südosteuropäische Geschichte, wurde zu seinem 70. Geburtstag ein verdienstvoller Sammelband von Wiener Schülern und Kollegen gewidmet. Die Laudatio zu Beginn des Bandes und das abschließende Schriftenverzeichnis geben treffend und eindrucksvoll Einblick in Persönlichkeit und Werk des Geehrten. Die elf Beiträge zu Nationalitätenfragen, zu Modernisierungsprozessen und zur Militärgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts spiegeln nicht nur thematisch die Arbeitsschwerpunkte des Jubilars wider, sondern greifen mit der überwiegend stark quellenbezogenen Darstellung auch eine historiographische Vorgehensweise auf, die viele von Plaschkas Detailstudien auszeichnet. Mit vorwiegend tschechischen und slowakischen sowie südslawischen Themen wird zudem regional und national der Raum umrissen, der Plaschkas Hauptarbeitsgebiet seit seinen Studien zu den markanten Punkten Prag und Cattaro ausmacht.

Chronologisch der früheste Beitrag gilt den austroslawischen Konzeptionen von Bartholomäus Kopitar, wie sie aus diesem – in der Forschung bislang fälschlich politisch interpretierten – bibliothekarischen Bericht über Manuskripte der Klöster auf dem Athos von 1827 hervorgehen. Im Grunde handelte es sich, modern gesprochen, um den gescheiterten Versuch eines loyalen Staatsdieners, Forschungsförderung unter Hinweis auf internationale Konstellationen zu erlangen – und nicht um ein ideologisch programmatisches Konzept der Russophobie (Walter Lukan). Stephan Graf Széchenyis Einstellungen und Orientierungen im Zusammenhang mit einer Reichsreform Österreichs in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts untersucht Horst Haselsteiner unter den Gesichtspunkten von Nation, Nationalität, Sprache, Assimilation, Nationalismus und Herrschaft.

Ohne tiefergehende Interpretation breitet Wolfdieter Bihl Passagen des Tagebuchs eines deutschen Offiziers aus, der 1917/18 im Osmanischen Reich tätig war und insbesondere die Versorgungskrisen dokumentierte. In den Zitaten begegnen einem mehrfach nationale Stereotypen eines Mitteleuropäers von der „türkischen Saubande“ bis zu den „armen Türken“, die einer eingehenderen Untersuchung Wert wären. Exemplarisch arbeitet dagegen in vorbildlicher Weise Peter Haslinger die Facetten des Ungarnbilds der liberalen bzw. der Lueger nahen, christlich-sozialen sowie der konservativen Wiener Presse an zwei Ereignissen von 1895 (Budapester Nationalitätenkongress und Kaiserbesuch in Zagreb) heraus. Er weist dabei auf die Rolle von kon-

fessionellen und politischen Grundeinstellungen bei Bewertungen der Nationalitätenfrage in Ungarn und von nationalen Gegensätzen allgemein hin.

Ein Zwischenbericht über das im Rahmen der Modernisierungsforschung angesiedelte Projekt „Regionale Leitkulturen in Mitteleuropa um 1900“ geht primär der Frage nach, ob kulturelle Pluralität und urbane Vielfalt neben institutionellen Kristallisationspunkten (Universität, Theater) an eine bestimmte Bevölkerungsgröße und Dichte gebunden sind. Der Vergleich von Linz, Laibach/Ljubljana, Leipzig und Bologna zeigt, daß Religion und staatliche Zugehörigkeit keine, Sprache und Nationalitätsbekenntnis eine hohe Relevanz für die Formung von Leitkulturen und Bezugsfeldern besitzen (Helmut Konrad). Fraglich bleibt, ob die These, daß sich nationale Kämpfe hemmend auf den Modernisierungsprozeß von urbanen Räumen auswirkten (S. 22), wirklich aus den Fallbeispielen abzuleiten ist.

Die militärische Entwicklung in Jugoslawien 1941–45 rekapituliert Josef Rausch kenntnisreich für die verschiedenen agierenden Gruppierungen unter Berücksichtigung von teilnationalen und gesamtjugoslawischen Konzeptionen. Neue Quellenmaterialien zur Situation der katholischen Kirche in Slowenien und zu den Pressionen seitens der Geheimdienste und kommunistischer Organisationen in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg stellt Tamara Griesser-Pečar vor.

Einen eigenen, fast geschlossenen Block bilden die vier Beiträge zu böhmischen bzw. tschechischen und slowakischen Aspekten. Die Grundlinien des deutsch-tschechischen Konflikts in der Habsburgermonarchie lassen sich an den Stellungnahmen deutschösterreichischer Parlamentarier studieren, die am Ende des Ersten Weltkriegs und nach den tschechischen Proklamationen vom Sommer 1917 bzw. nach der Dreikönigsdeklaration von 1918 darauf beharrten, daß eine tschechische Selbständigkeit nicht möglich sein werde (Alojz Ivanišević). Auch das offiziöse Memorandum des österreichischen Beamten Friedrich Hertz von 1918, das unter dem Hinweis auf die notwendige Schwächung Deutschlands den Bestand der Habsburgermonarchie zu sichern versuchen wollte, zeigt gerade angesichts der für die Alliierten gedachten Kommentare von Osuský und Masaryk das Vertrauen auf die grundsätzliche Bestandsfähigkeit der alten mitteleuropäischen Konstellationen (Arnold Suppan).

Die Minderheitensituation der Wiener Tschechen vor und nach der nationalsozialistischen Gleichschaltung Österreichs schildert Karl Brousek anschaulich anhand von Dokumenten und oral history-Quellen zu einer riskanten, doch erfolgreichen Wehrdienstverweigerung. Unter Berufung auf Hitlers öffentliche Erklärung, Tschechen bräuchten in der Deutschen Wehrmacht keinen Dienst zu leisten, und durch ein formales Beharren auf dem nationalen Prinzip gegenüber einem staats- und wehrbürgerlichen, gelang es im konkreten Fall offenbar 1940/41 (eine genaue Datierung wird nicht angegeben) einem Wiener Tschechen, vom Militärdienst zu einer Dienstverpflichtung in einen reichsdeutschen Rüstungsbetrieb zu wechseln.

Schließlich wird erstmals in deutscher Sprache differenziert und faktenreich von Emilia Hrabovec Planung, Durchführung und Scheitern der „Akcja Juh“ (Aktion Süd) vom Herbst 1949 dargestellt. Die von der Staatssicherheit angeregte und koordinierte Umsiedlung der ungarischen Bevölkerung aus der südlichen Slowakei, die im Oktober 1948 wieder die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft zurückerhalten hatte, in nordwestböhmische Gebiete scheiterte aufgrund veränderter innerer und

äußerer Stabilitätspräferenzen. Interessant sind dabei die Erklärungsmuster und Kategorien, nach denen von den Planern ein offensichtlich als Nationalitätenproblem verstandener Sachverhalt als Frage des Klassengegensatzes und der Mangelwirtschaft (Wohnraum-, Arbeitsplatz- und Nahrungszuteilungen) thematisiert wurde.

München

Robert Luft

Deutsche und Tschechen – Nachbarn im Herzen Europas. Hrsg. v. Claudio Gallio und Bernd Heidenreich.

Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1995, 176 S.

Angesichts der derzeit festgefahrenen deutsch-tschechischen Beziehungen sind derlei Sammelbände bitter notwendige Medizin. Verhält es sich gar, wie der Pauker im berühmten Film doziert: „Medizin muß bitter schmecken, sonst nützt sie nichts!“, dann erweisen sich diese Publikationen als doppelt dienlich.

Fast zehn Jahre sind nach der spektakulären und unverhofften Öffnung des Eisernen Vorhangs vergangen, und es zeigt sich immer deutlicher, daß diese Zeit von der offiziellen Politik nur zögerlich genutzt wurde. Was mancher aufmerksame Zeitgenosse längst dunkel geahnt hat, bestätigt sich gerade in diesen Wochen aufs Neue: es wird zu sehr aneinander vorbei geredet. Wiederholte Monologe, gleichzeitig oder nacheinander abgelassen, ergeben noch lange keinen Dialog. Wer sich in aller Aufrichtigkeit für letzteres entschieden hat, für den liegen in dem vorliegenden dünnen Bändchen allerhand Überraschungen bereit. Vorwegnehmend sei darauf hingewiesen, daß die vereinfachte Gegenüberstellung Sudetendeutsche gegen Tschechen in den Texten nicht eingehalten wurde, nicht eingehalten werden konnte. Die Dinge liegen eben komplizierter. Es gab unter der Reichsdeutschen Herrschaft ebenso sudetendeutsche Opfer wie unter dem stalinistischen Terror der Tschechoslowakei tschechische Unterdrückte. Der eindrucksvolle Bericht „Erfahrungen mit der Macht“ (S. 74–87) des ehemaligen Sprechers der Charta 77 Rudolf Battěk legt darüber ein Zeugnis ab. Und Rudolf Grulich berichtet in seinem Beitrag „Sudetendeutsche und Tschechen – Basis und Perspektiven der Versöhnung“ (S. 42–48) von ergreifenden Schicksalen – auf beiden Seiten. Ein Bericht, der zeigt, wie ein gelebter christlicher Glaube aufrichtig bemüht ist, über den eigenen Schatten zu springen und somit ein bemerkenswertes Beispiel praktischen Versöhnungswillens darstellt.

Auch die Stimmen von Eva Glauber, „Tschechen und Deutsche – Der schwierige Weg zu guter Nachbarschaft“ (S. 14–34), und von Adolf Hampel, „Erfahrungen und Perspektiven deutsch-tschechischer Nachbarschaft“ (S. 35–41), sind vom Bemühen getragen, den „schwierigen Weg zu guter Nachbarschaft“ zurückzulegen. Die Aufrechterhaltung der Beneš-Dekrete wird dabei ebenso in Zweifel gezogen wie die Wiedergutmachungsansprüche mancher Landsmannschaftsvertreter. Wer bei diesen Stichworten in der Annahme, alles Wichtige sei längst ausgesprochen, müde abwinkt, sollte sich von diesen Beiträgen eines Besseren belehren lassen.

Es spricht für die Umsicht der Herausgeber, daß auch eher nüchterne Bestandsaufnahmen wie die des Fürsten Karl Johannes Schwarzenberg aufgenommen wurden. Unter dem Titel „Auf dem Weg zurück nach Europa“ (S. 49–55) referiert er ökonomische wie politische Bilanzen und spricht dabei von „meinem Land“. Václav Havels

Einführung (S. 9–11) – ein Wiederabdruck aus einem tschechischen Blatt – stand dem Untertitel dieses Bandes Pate: „Kultur und Politik“. Am Beispiel des tschechischen Schriftstellers Karel Čapek skizziert Steffen Höhne ein quellenreiches Kapitel „Deutsch-tschechischer Literaturbeziehungen“ (S. 100–113). Aus der Perspektive der Literatur gewinnen all die im Bereich der Politik gefallenen Stichworte wie „Mentalität“, „Mißverständnisse“ oder auch „Ignoranz“ einen konkreten Hintergrund. Vieles gewinnt an Klarheit und der Leser bekommt ein Gefühl dafür, daß die Chance der Verständigung zum Greifen nahe ist, wenn wir nur die Stimmen der jeweils anderen zur Kenntnis nehmen. Und die haben durchaus etwas mitzuteilen! Karel Kosíks Auszug „Die Macht und die Philosophie“ (S. 58–74) besticht durch seine Mischung aus Bildern des täglichen Lebens mit eindrücklicher Gelehrsamkeit. Das ist unterhaltsam und stimmt zugleich nachdenklich. Kosík hat viel erlebt in seinem Land und wenn dieser marxistisch geprägte Philosoph, den seinerzeit Jan Patočka unter seine Fittiche genommen hatte, etwas aus seinem Vortragszyklus „Betrachtungen über das Lachen“ zum besten gibt, ist für Aufmerksamkeit gesorgt.

Zur Sprache und Kultur in diesem mitteleuropäischen Raum von Bayern bis Mähren nimmt auch Karl von Wetzky Stellung: „Literatur und Politik – eine typisch mitteleuropäische Mischung“ (S. 114–120). Kennzeichnend sei allemal, daß „man lieber raunzte, als daß man Hymnen sang. Mag es banal wirken, es funktionierte irgendwie und bewahrte vor kardinalen Irrtümern“.

Einen Blick in die Geschichte der böhmischen Länder gewährt Altmeister Emil Skála. Quellenkundig und sachlich skizziert er den Schicksalsverbund „Deutsche und tschechische Sprache in den böhmischen Ländern“ (S. 90–99). Ein Kapitel, das es in sich hat. Noch 1934 schrieb Thomas Mann in einem Brief, daß die tschechische Sprache leider „eine zu starke Schranke bildet, als das ich der tschechischen kulturellen Leistung hätte näher kommen können“. Diese Einschätzung darf heute nicht mehr gelten, wenn wirklich zusammenzuwachsen beginnt, was zusammen gehört. Eine Zuspitzung der Diskussion ist daher auch fehl am Platze – sie wäre von ihrer Natur her auf einen einzigen Punkt hin ausgerichtet. Das deutsch-tschechische Zusammenleben hat ein zu differenziertes Wurzelwerk, als daß man es daran hindern könnte, sich darauf heute wieder zu besinnen.

München

Volker Strebel

Eisch, Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums.

Institut für Volkskunde, München 1996, 398 S.

Die Gestaltung von Grenzen ist im gegenwärtigen Europa wieder einmal aktuell geworden – nicht nur in bezug auf staatliche Außengrenzen, deren Durchlässigkeit oder Neudefinierung, sondern auch in der Realität einer multikulturellen Gesellschaft, die nach Modellen des Umgangs mit kultureller Unterschiedlichkeit verlangt. Zu dieser Diskussion leistet die Volkskundlerin Katharina Eisch mit ihrer Dissertation über den bayerisch-böhmischen Grenzraum einen Beitrag. Indem sie die historischen Schichten der binationalen Tradition in diesem Gebiet zugänglich macht, trägt sie zur

Erschließung eines Forschungsgebietes bei, das mittlerweile unter dem Begriff der interethnischen und interkulturellen Forschung an Bedeutung gewinnt.

Das Projekt ist ambitioniert: Der Autorin geht es darum, „der ‚Sprache‘ der Grenze als kulturellem Phänomen nachzugehen, der Dynamik von Ab- und Ausgrenzung einerseits und Grenzüberschreitung andererseits, der Differenz als kulturschaffendem Prinzip“. Gleichzeitig lädt sie „zu einer entdeckenden Nutzung des Buchs je nach eigenen Leselaunen“ ein (S. 11).

Tatsächlich stößt die Leserin auf unzählige Geschichten aus dem Grenzgebiet. Plastische Erzählungen über Schmuggler und über junge Leute aus dem Bayerwald, die in der Zwischenkriegszeit zum Tanz in den Nachbarort jenseits der Grenze wandern, finden sich ebenso wie Berichte über Grenzbeamte, Beerensammler und Touristen. Erzählt wird von Wanderungen und Wallfahrten, von einem „den Tschechen“ abgeluchsten Kriegerdenkmal und einer verdoppelten Kapelle, schließlich erfährt man von der ungläubig-glücklichen Stimmung nach der Grenzöffnung 1990.

Aber auch leidvolle und zwiespältige Erfahrungen bleiben nicht ausgespart – ältere Leute erinnern sich an den Einmarsch der Wehrmacht in die Tschechoslowakei und an den umgekehrten Auszug der Deutschen nach 1945, sie wissen von der beiderseitigen nationalistischen Eskalation in den dreißiger Jahren, von Lidice und vom scheinbar unwiederbringlichen Verlust tschechisch-deutscher Alltagsbeziehungen der Zwischenkriegszeit in Böhmen.

All diese Geschichten sind jedoch nicht, wie zu erwarten wäre, chronologisch angeordnet. Auch eine durchgängige Gliederung nach ethnischen Gruppen mit ihren jeweiligen Stereotypen und historischen Erfahrungen wird der Leser vergeblich suchen, ebenso wie eine stringente sozialgeschichtliche Kapitelauftteilung.

Statt dessen läßt sich die Autorin von der ‚Sprache der Grenze‘ leiten, in der sich verschiedene Perspektiven überlagern. Ihr Forschungsansatz wie auch die Textualisierung der Ergebnisse im vorliegenden Band beruht auf der Annahme, daß „Grenze“ als Zeichenphänomen einer inneren Struktur folgt, die es aus unzähligen Zeichen – Erzählungen, Landschaften, Gegenständen – herauszulesen gilt. Daraus ergibt sich als Forschungsfeld der komplexe böhmisch-bayerische Kulturraum mit seiner reichen polykulturellen Geschichte, der sich gegen eine Beschreibung entlang westlich-nationalstaatlicher Parameter sträubt.

Aus dieser Vielschichtigkeit des Forschungsfeldes erhob die Forscherin einen breit angelegten Materialfundus. 34 themenzentrierte Interviews, die zwischen 1987 und 1991 diesseits und jenseits der deutsch-tschechischen Grenze durchgeführt wurden, bilden den Grundbestand, angereichert mit unzähligen Protokollen über informelle Gespräche etwa an bayrischen Stammtischen und in tschechischen Kneipen, mit Beamten des Bundesgrenzschutzes, Wanderern, berufstätigen Männern und Frauen verschiedener Altersgruppen. Zudem hat die Autorin auf verschiedensten Veranstaltungen vom Grenzöffnungsfest bis zur Heimatveranstaltung von Vertriebenen Stellungnahmen mitgeschnitten. Notizen über Orts- und Landschaftsbegehungen vervollständigen die ethnographische Forschung.

Aus dieser umfangreichen Sammlung kommunikativ und subjektiv entstandener Quellen ergibt sich eine entschiedene Gegenwartsperspektive. Historische Tiefenschärfe erhält sie nicht nur durch die erinnernden Erzählungen der Gewährsleute,

sondern auch durch die Berücksichtigung von behördlichen Schriftwechseln und Zeitungen der Kriegs- und Vorkriegszeit. So kann, wer will, das Buch als oral history im besten Sinne lesen: Geschichtsschreibung versteht die Autorin als „Archäologie“, in der sich verschiedenste Perspektiven (Alltag, Politik, Ideologie, die materielle Welt) überlagern. Wenn sie mündlich tradierte Erzählungen mit Archivalien oder historisch belegten Fakten vergleicht, so entlarvt sie ihre Gewährsleute nicht als unzuverlässig, sondern fügt die Verschiebungen subjektiver Erinnerung in den Sinnzusammenhang der Grenze ein. Deutlich wird dies etwa, wenn sie einen Gewährsmann zitiert, der überzeugt davon ist, daß „der Tscheche“ nach 1945 (...) „raus(wollte) bis nach Deggendorf und zur Donau“ (S. 230). Dies entsprach keinesfalls offizieller tschechoslowakischer Politik. Trotzdem nimmt Eisch die Aussage ernst – als „Rückprojektion der real durchgeführten deutschen Grenzüberschreitung von 1938“ (S. 230).

Wissenschaftlich bearbeitbar wird dieses Ernstnehmen von subjektiven Sinnkonstruktionen dadurch, daß die Forscherin eigene und fremde Emotionen in detaillierten Feldnotizen festgehalten hat und sie als Ansatzpunkte zur Analyse von Perspektiven und Weltbildern nutzt.

Aus all diesen Quellentexten sprechen nicht nur die Erzählenden selbst, sondern „es spricht die Grenze“, wie man dem Ethnologen Lévi-Strauss folgend sagen könnte. Nicht nur von der Forscherin, sondern auch vom Leser verlangt diese Sprache ein hohes Maß an Offenheit. Dem aufgeschlossenen Betrachter jedoch zeigt sich die Grenze schon auf den ersten Blick als Zeichensystem.

Grenzsteine, Warnschilder, Sperrzäune, Grenzpfähle „sind“ nicht die Grenze selbst, sondern bezeichnen sie. Mit ihnen wird die Grenze als Ausdruck staatlicher Ordnung, als unantastbare Trennlinie codiert, gerade weil sie permanent bedroht ist: Bäume überwachsen sie, Grenzsteine werden überflutet, Schmuggler, Wanderer, Arbeitsmigranten und Flüchtlinge überschreiten sie. Zur Analyse der Grenze nutzt Eisch die Zeichentheorie. Damit bietet sich eine zweite Lesart des Buches an: Am konkreten Beispiel des bayerisch-böhmischen Grenzraums stellt Eisch unter Bezugnahme auf Roland Barthes, Umberto Eco und vor allem den sowjetischen Kultursemiotiker Jurij M. Lotman einführend die semiotische Theorie dar.

Im Fortgang der Arbeit erweist sich die Verbindung von dichter Beschreibung (Clifford Geertz), oral history, ethnologischen Theorien (Victor Turner) und Beiträgen zur Gedächtnisforschung (Maurice Halbwachs) mit der Semiotik als außerordentlich fruchtbar, um die Komplexität des von scheinbaren Widersprüchlichkeiten durchzogenen Forschungsfelds zu fassen.

So gelingt es der Autorin, landschaftliche und staatliche, sprachliche und ethnische, sowie schließlich national-ideologische Grenzziehungen und Grenzöffnungen in ihrem historischen Wandel bis zur Gegenwart darzustellen. Ohne die Grenze als bloße Konstruktion abzutun, zeigt Eisch deren Veränderbarkeit und Gewordenheit, indem sie sich überlagernde und verschiebende Kulturmodelle herausarbeitet.

Noch bis zum 16. Jahrhundert wurde die Grenze, ein bewaldeter, unbewohnter Gebirgsring nicht als Linie, sondern als breite Zone vorgestellt, „nicht nur als Symbol der Trennung, sondern funktional physische Barriere und unüberschreitbare Herrschaftsbehauptung“ (S. 32). Über 200 Jahre dauerte es, bis die Grenze im Staatsvertrag von 1764 als geschlossene Linie etabliert war, die bis zum Ausbruch des Ersten

Weltkriegs immer feiner als Staatsgrenze definiert wurde. Hier bestand in der Zwischenkriegszeit ein alltäglich praktiziertes Kulturmodell des Austauschs – ökonomisch fundiert im Schmuggel oder der Arbeitsmigration, kulturell erlebt durch den Besuch von Schulen jenseits der Grenze und durch den wechselseitigen Besuch von Tanzveranstaltungen.

Gleichzeitig bildete sich vor allem in der chaotischen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg ein nationalistisches Kulturmodell, forciert von der bildungsbürgerlichen Klientel der sudetendeutschen und auch der bayerischen Schutzvereinsbewegung. Aus bayerischer oder „ostmärkischer“ Perspektive war der Böhmerwald gleichzeitig bedrohte Randzone des eigenen (deutschen) Innenraums, „Vorposten‘ zum Reich“ (S. 229) und bedrohliches Außen, Einfallstor „tschechischer Überflutung“ (S. 229).

Die Grenzüberschreitung der Wehrmacht vom Oktober 1938 markierte wiederum ein ganz anderes Kulturmodell: das „des Einbruchs in einen fremden Innenraum, der nicht das Markieren und Sichern der eigenen nationalen Grenze zum Anderen meinte, sondern dessen Vernichtung“ (S. 249). Die faschistische Ideologie eines homogenen völkischen Herrschaftsraums ohne eine Grenze zu einem Anderen konnte Begegnung nur als haßerfüllte Konfrontation sehen. Sie führte letztendlich zum Bruch zwischen Deutschen und Tschechen. Gerade das Nicht-Anerkennen der Grenze als trennende, aber auch überschreitbare Linie beendete, so eine zentrale These der Autorin, das deutsch-tschechische Kulturmodell in Böhmen.

In den dreißiger und vierziger Jahren macht Eisch einen Codewechsel aus, einen Übergang vom Kulturmodell des Austauschs hin zur geschlossenen Grenzkonstellation der Nachkriegszeit. Von nun an werden starre Gegenübersetzungen von Innen und Außen, Gut und Böse, die Wahrnehmung der Grenze dominieren. Belegt wird dies unter anderem mit der Legendenbildung im „sagenhaften Grenzraum“ (S. 118), in der sich tschechische Industrieabgase, giftige Fliegen und der „böhmische Wind“ (S. 119) zu „einem unheilvollen Ganzen zusammenbrauen“ (S. 121). Zudem macht die Grenze den Schuldzusammenhang der Gewalt symbolisch sichtbar, dessen Resultat sie ist (S. 277). So wird mit der räumlichen Grenzlinie gleichzeitig eine Grenze zur Vergangenheit gezogen.

Auf der westlichen Seite wird das Grenzgebiet zunehmend „an den Rand gedrängt“, als marginalisierte und wirtschaftlich benachteiligte Region fast ausschließlich über die Ferne und Abhängigkeit vom Machtzentrum definiert. Den Begriff des „strukturschwachen Zonenrandgebiets“ (S. 106), gelegen an einer Grenze, die lebensweltlich nicht mehr als überschreitbares Phänomen greifbar wird, analysiert Eisch als hegemoniales Kulturmodell. Dieses Randgebietsmodell deckt sich, so Eisch, weitgehend mit der grenzlandpolitischen Propaganda der Vorkriegszeit, unabhängig von der damals gegebenen, realen Überschreitbarkeit der Grenze.

Überschreitbar wird sie auch wieder, denn in der Tschechoslowakei kündigt sich die „samtene Revolution“ an. Diese Phase erlebt und beschreibt die Autorin als Übergang, als rituell begangene „Schwellenphase“ im Sinne des Ethnologen Victor Turner (S. 313). Der Beginn dieser Phase ist im Forschungsgebiet markiert durch den „Tag der offenen Grenze Bayerisch Eisenstein – Železná Ruda“ im Februar 1990. Abgeschlossen wird dieser Prozeß einer großen Grenzüberschreitung mit der Aufhebung der Visapflicht am 1. Juni des selben Jahres, die ebenfalls mit Feierlichkeiten entlang der

Grenze, Begegnungen und Besuchen gefeiert wird. Im Ritual der Grenzüberschreitung wird die spürbare Veränderung des Alltags in den größeren Symbolzusammenhang der Einsetzung einer neuen Weltordnung eingegliedert. Bei diesen ereignisreichen, wenn auch keinesfalls konfliktfreien Feiern sieht die Autorin die Möglichkeit einer grundlegenden Veränderung aufscheinen: „Das Modell einer beständigen Bewegung neuer Deutung und Relativierung der Grenze“ (S. 332). Voraussetzung wäre es, die Grenze zu akzeptieren, um von da aus die Anderen „real in ihrer Subjektivität“ (S. 332) erfahren zu können.

Insgesamt zeigt die sachlich und zugleich ansprechend geschriebene Arbeit, daß eine Beschäftigung mit der binationalen Kultur Böhmens nicht nur für den heimatgeschichtlich interessierten Leser von Interesse ist, sondern einen wichtigen Beitrag zu gegenwärtigen Fragen leisten kann. Gerade die Historikerin kann hier methodische und theoretische Anregungen darüber finden, was es heißen könnte: Aus der Geschichte lernen.

Tübingen/London

Marion Hamm

KURZANZEIGEN

Bartlett, Robert: Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350. Kindler, München 1996, 508 S. (engl. Originalausgabe The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350. Allen Lane, The Penguin Press, London 1993).

Im Mittelpunkt dieser Studie stehen Fragen der territorialen Konstituierung der politischen und kulturellen Einheit Europas, die sich auf der Grundlage einer kriegerischen Expansion und der Besiedlung von Landstrichen an der Peripherie des Kontinents im Hochmittelalter entwickelte: der englische Kolonialismus in der keltischen Welt, die Ausdehnung des deutschen Siedlungsgebietes nach Osteuropa, die Rückeroberung Spaniens und die Unternehmungen der Kreuzfahrer und Kolonisten im östlichen Mittelmeerraum. Der Verfasser beschäftigt sich insbesondere mit Phänomenen des Wandels auf dem Gebiet der Sprachen, des Rechtswesens, des Glaubens und der Sitten im Zuge von Krieg und Neubesiedlung. Die Entwicklungen führten meist vom Pluralismus zur Dominanz der mit den Eroberern oder Einwanderern ins Land gekommenen Systeme sowie zu nationalen (von Bartlett als Rassengegensätze bezeichneten) Konflikten. Die problemorientierte und konsequent vergleichende Studie bietet neue Perspektiven zur Diskussion nicht nur der deutschen Ostkolonisation im allgemeinen, sondern auch zur Geschichte der deutsch-tschechischen Beziehungen in den böhmischen Ländern. Insbesondere wirft sie neues Licht auf die umstrittenen Fragen des Kulturtransfers sowie die seit dem Mittelalter bekannte tschechische Aversion gegen die deutsche Einwanderung. „Europa“ wird hier als das im wesentlichen ursprünglich von der römisch-katholischen Kirche beherrschte Gebiet verstanden bzw. darauf reduziert, ohne die griechisch-orthodox geprägten und nichtchristlichen Teile des Kontinents einzubeziehen.

E. H.

Bartoš, Josef/Kovářová, Stanislava/Trapl, Miloš: Osobnosti českých dějin [Persönlichkeiten der böhmischen Geschichte]. ALDA, Olomouc 1995, 432 S.

Aus der großen Zahl biographischer Handbücher, die seit 1990 auf tschechisch für ein breiteres Publikum erscheinen, hebt sich der Band durch seine breite Auswahl böhmischer Persönlichkeiten im nationenübergreifenden Sinne und durch seine sachliche Sprache heraus. Auf Literaturhinweise wurde verzichtet. Die Palette der behandelten Personen reicht von frühen böhmischen Herrschergestalten bis zu heute aktiven Politikern, von Künstlern und Wissenschaftlern über Techniker und Sportler bis zu Industriellen, einzig Frauen sind vergleichsweise selten aufgeführt. Im politischen Bereich, auf dem ein leichtes Übergewicht liegt, sind böhmische Adlige oder die habsburgischen Kaiser ebenso vertreten wie deutschböhmische Parteiführer der Zwischenkriegszeit oder die NS-Größen des Protektorats. Auch wenn jede Auswahl pro-

blematisch sein muß, so ist hier doch ein gelungenes Gleichgewicht zwischen Zeitgenossen und historischen Figuren und eine wohlbedachte Konzentration auf wichtige Persönlichkeiten erreicht worden.

R. L.

Bibliografie českých / československých dějin 1918–1995. Výběr knih, sborníků a článků vydaných v letech 1990–1995 [Bibliographie der tschechischen/tschechoslowakischen Geschichte 1918–1995. Auswahl der 1990–1995 herausgegebenen Bücher, Sammelbände und Artikel]. Bearb. v. Věra Břeňová, Slavěna Rohlíková und Oldřich Tůma. 2 Bde. Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 1997, 419 S. + 148 S.

Hier wurden 8000 bibliographische Titel tschechischer, slowakischer und einschlägiger anderssprachiger Veröffentlichungen erfaßt und mit Hilfe mehrerer Register (Verfasser-, Personen-, Sach- und Titelregister, Verzeichnis der erwähnten Veranstaltungen und der exzerpierten Zeitschriften und Sammelbände) erschlossen. Es liegt damit ein äußerst hilfreiches Hilfsmittel zum Studium aller Bereiche der tschechischen bzw. tschechoslowakischen Zeitgeschichte vor. Damit finden Forschungen und Diskussionen darüber, welchen Wandel die „postkommunistische“ Zeitgeschichtsschreibung gegenüber der Zeit davor eigentlich aufweist, endlich eine sachliche Grundlage.

E. H.

Boden, Martina: Osteuropa. Eine kleine politische Länderkunde. Aktuell, München-Landsberg am Lech 1995, 272 S.

„Osteuropa“ wird in diesem Buch in vier Staatengruppen aufgeteilt: 1. „Die baltischen Staaten“, 2. „Die Visegrád-Länder“, 3. Bulgarien, Rumänien und Albanien als „Zwischen Baum und Borke?“ bezeichnete Gruppe und 4. „Die Länder des ehemaligen Jugoslawien“. Das Buch bietet vielerlei handbuchartige Informationen, die auf den ersten Blick sachlich und übersichtlich zusammengefaßt sind. Bei genauerem Hinsehen wäre es jedoch ungut, wenn sich Wissensdurstige allzu sehr auf das Buch verlassen würden. Die Sprache der Autorin verrät, daß sie keine Sympathien für jene Länder hat, die sie beschreibt, sondern eher Ängste („Die Schar der neuen Demokratien am westlichen Rand der ehemals sowjetischen Hemisphäre drängt seither nach Westeuropa und in westliche Organisationen“, S. 7). Sie kennt auch offensichtlich nicht, was sie beschreibt. So z. B., wenn sie ihre Leser über das Jahr 1918 und die Tschechoslowakei belehrt: „Nach dem Ersten Weltkrieg geht Böhmen im neugegründeten Tschechoslowakischen Staat auf. Der neue Staat besteht aus zwei Nationalstaaten mit zwei Sprachen (Tschechisch/Slowakisch); 6 % der Bevölkerung gehören Minderheiten an.“ (S. 106) Schaut man sich die Bibliographie im Anhang des Buches an, dann fällt sofort auf, daß die Autorin keine Fachliteratur benutzt hat, mit Ausnahme von fünf Artikeln aus den Publikationen des Kölner Bundesinstituts für internationale und ostwissenschaftliche Studien (Lubomír Brokl) und des damals noch Münchner Radio Free Europe (Jiří Pehe) sowie zwei Zeitungsartikeln (von Otto Pick und Karel Vodička). Angesichts dieses Umstandes ist das ärgerlich miserable Niveau dieses Buches freilich nicht überraschend.

E. H.

Budapest 1869–1914. Modernité hongroise et peinture européenne. Musée des Beaux-Arts de Dijon, Dijon–Paris 1995, 383 S., mit Abb.

Das Katalog-Handbuch stellt die Entwicklung der modernen ungarischen Kunst, mit Schwergewicht auf der Malerei, erstmals außerhalb Ungarns und in umfassender Perspektive vor. In chronologischer Folge werden Werke auch vergessener Künstler vorgestellt. In Bezügen zum historischen Kontext, Vergleichen und biographischen Glossen wird die Auseinandersetzung mit den europäischen Kunstzentren aufgezeigt, wobei die Abgrenzung gegen Wien zugunsten von München und Paris deutlich wird.

M. M.

Český lev a rakouský orel v 19. století/Böhmischer Löwe und österreichischer Adler im 19. Jahrhundert. Hrsg. v. Zdeněk Hojda und Roman Prah. KLP, Praha 1996, 344 S.

In diesem zweisprachigen Sammelband liegen kurze Zusammenfassungen von Vorträgen vor, die während des 14. Pilsener Symposiums im Jahre 1994 gehalten wurden. Zahlreiche bekannte Historiker und Kunsthistoriker haben die unterschiedlichsten Themen behandelt, die von den Herausgebern in fünf Gruppen aufgeteilt und mit folgenden, die losen Themenbereiche umschreibenden Überschriften versehen wurden: 1. Die Tschechen und die Habsburgermonarchie, die Tschechen und die Dynastie; 2. Staat und Herrschaft als Mäzene; 3. Österreich – die „weitere“ Heimat; 4. Zentrum und Peripherie und schließlich 5. Das Erbe. Ob diese Kurzfassungen der vorgetragenen Referate auch in wissenschaftlich ausgearbeiteter Form vorgelegt werden, ist allerdings dem Band leider nicht zu entnehmen.

E. H.

Criteria and Indicators of Backwardness. Essays on Uneven Development in European History. Hrsg. v. Miroslav Hroch und Luda Klusáková. Variant Editors, Prague 1996, 200 S.

Die erste Anregung für diesen Sammelband bildete der von Daniel Chirot herausgegebene Band *Origins of Backwardness in Eastern Europe* (Berkeley 1989). Die dort entwickelten Hauptthesen hinsichtlich der Zweiteilung des europäischen Kontinents in einen „entwickelten“ Teil im Westen und einen „unterentwickelten“ im Osten erschien einer Gruppe Prager Historiker zu einfach und vor allem aus der Sicht moderner historischer Methodologie unbefriedigend: als gäbe es unter Historikern einen allgemeinen Konsens über Kriterien, mit deren Hilfe vermeintliche „Entwicklungsgrade“ gemessen werden könnten. Dann müßten nämlich Irland, Spanien, Süditalien oder Westfalen nach den von Chirot und seinen Autoren verwendeten Kriterien als „osteuropäische“ Regionen beschrieben werden. In einem diesem Thema gewidmeten und von Miroslav Hroch geleiteten Seminar wurden ausgewählte Texte aus dem oben genannten Sammelband ausführlich diskutiert; im Anschluß daran entstanden die nun hier vorliegenden Essays.

Im Mittelpunkt der Diskussionen standen die folgenden vier Fragen:

1. Welche Kriterien, außer den grundlegenden ökonomischen, bieten sich überhaupt für das Nachdenken über den „Entwicklungsstand“ einer Gesellschaft an?

2. Ist es legitim, Kriterien, die in der Neuzeit entwickelt wurden, für die Analyse des Mittelalters zu verwenden, oder mit anderen Worten: Lagen nicht den ungleichmäßigen Entwicklungen im Mittelalter andere Parameter zugrunde?
3. Inwiefern kann eine Präzisierung von Indikatoren und Kriterien zu einer genaueren Beschreibung und eventuell auch kartographischen Darstellung Europas führen und die vulgarisierende Ost-West-Dichotomie ersetzen?
4. In welcher Beziehung stehen Abhängigkeiten und Ungleichmäßigkeiten zueinander, bzw. ist „Abhängigkeit“ als Indikator oder als Ursache von Ungleichmäßigkeit zu betrachten?

In seinem einführenden Essay (S. 11–26) beschreibt Miroslav Hroch die Diskussionen des Seminars als lebhaft und kontroverse Debatten in einem relativ kleinen Kreis international bekannter Sozialwissenschaftler (u. a. Perry Anderson, Vladimíra Dvořáková, Marjatta Hietala, Arne Kommissrud, Karel Kubiš, Hans-Heinrich Nolte, Jaroslav Strnad, Jerzy Topolski), deren Horizont den größten Teil der Welt von Skandinavien über Amerika bis nach China umfaßte. Dementsprechend vielfältige historische Perspektiven wurden in die Diskussion einzelner Thesen eingebracht. Man warf zahlreiche Fragen auf, ohne eindeutige und verbindliche Antworten liefern zu können, so daß sich die wichtigste Erkenntnis in einem Gebot formulieren läßt: Jede Aussage über die Ungleichmäßigkeit historischer Entwicklungen und die Rückständigkeit verschiedener Regionen sollte von expressis verbis formulierten Reflexionen über die dabei angewandten Indikatoren und Kriterien begleitet werden.

E. H.

Das Deutsche Reich im Urteil der Großen Mächte und europäischen Nachbarn (1871–1945). Hrsg. v. Klaus Hildebrand unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Lückener. Oldenbourg, München 1995, 232 S. (Schriften des historischen Kollegs 33).

Die hier vorliegenden, ungewöhnlich gut aufeinander abgestimmten Beiträge bieten Einblick in die Wahrnehmungen und Deutungen der neueren deutschen Geschichte in der Schweiz (Peter Stadler), in Österreich (Helmut Rumpler), Belgien, Luxemburg und den Niederlanden (Klaus Pabst), in Schweden (Nils Runeby), Polen (Hans Lemberg), in den böhmischen Ländern und der Slowakei (Jiří Kořalka), in Italien (Wolfgang Altgeld), in Südosteuropa (Edgar Hösch), in den USA (Detlef Junker), in Großbritannien (Peter Alter), in Rußland (Helmut Altrichter) und in Frankreich (Jacque Bariéty). Im Schlußkapitel legt Harold James (Princeton, N. J.) Überlegungen zum Thema „Deutschland und die deutsche Identität 1871–1945“ vor. Bohemisten können hier nicht nur die tschechischen und slowakischen Beurteilungen in dem lesenswerten Aufsatz von Jiří Kořalka kennenlernen, sondern es ist gerade das Verdienst dieses Bandes, sie auch in das breite Spektrum der anderen hier behandelten europäischen Einstellungen dem jeweiligen deutschen Staat sowie den Deutschen überhaupt gegenüber einzuordnen. Dabei wird deutlicher als üblich illustriert, wie sinnlos alle Versuche sind, die deutsch-tschechischen Wechselbeziehungen isoliert zu betrachten und allein aus national spezifischen historischen Erfahrungen zu deuten. Obgleich sehr wohl auf nationale Spezifika hingewiesen wird, erweist es sich auch,

daß das Spezifische eher in momentanen, politisch bedingten Konstellationen der jeweils strukturell ähnlichen, national übergreifenden Denk- und Wahrnehmungsmuster zu suchen ist.

E. H.

Europa im Blick der Historiker. Europäische Integration im 20. Jahrhundert: Bewußtsein und Institutionen. Hrsg. v. Rainer Hudemann, Hartmut Kaelble und Klaus Schwabe. Oldenbourg, München 1995, 273 S. (*Historische Zeitschrift, Beiheft 21*).

Wenn man den Titel dieses Bandes wörtlich nehmen würde, müßte man konstatieren, daß „die Historiker“ einen recht engen geographisch-historischen Horizont haben. Schon das Personenregister zeigt deutlich, um welchen Teil Europas und dessen Geschichte es in diesem Band geht: Konrad Adenauer, Ludwig Erhard, Charles de Gaulle, Harold Macmillan, Jean Monet und Robert Schuman gehören mit Abstand zu den meistgenannten Persönlichkeiten dieses Bandes. Jene Teile Europas, die nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zur EWG gehörten, tauchen höchstens als *Objekt* der Geschichte auf: „Seit dem Sturz des Kommunismus in Ost- und Mitteleuropa und dem Kollaps des Sowjetimperiums haben sich für die westlichen Demokratien ungeahnte neue Aufgaben und Optionen im Osten des Kontinents eröffnet.“ (S. 150) Die Mehrheit der Autoren ist an einer der zehn transnationalen Arbeitsgruppen beteiligt, welche sich auf eine Anregung von René Girault hin seit 1990 gebildet haben, um der „Geschichte des Europabewußtseins und der europäischen Identität im 20. Jahrhundert“ nachzugehen; dieser Band soll der Vorstellung dieser Forschungsaktivitäten dienen, „an denen Historiker der meisten west- und mitteleuropäischen Länder beteiligt sind und die seit 1994 verstärkt auf Osteuropa ausgedehnt werden“ (Vorwort, S. VIII). René Girault steuerte einen richtungsweisenden Beitrag bei (Europa der Historiker, S. 55–90), so daß man künftige Forschungsberichte mit einem erweiterten Horizont hoffnungsvoll erwarten darf.

E. H.

Expresionismus a české umění 1905–1927 [Expressionismus und tschechische Kunst 1905–1927]. Národní galerie v Praze, Praha 1995, 375 S. mit Abb.

Unter dem Stichwort „Expressionismus“ bietet der Ausstellungsband einen handbuchartigen Überblick über die Entwicklung der Bildkünste, der Plastik und Architektur sowie des Bühnenbildes, begleitet von einer dichten Zeittafel, Kurzbiographien einiger Künstler und einer Auswahlbibliographie. In Studien von verschiedenen Autoren wird aufgezeigt, daß die tschechische Kunst die internationale Strömung des Expressionismus nicht rezipierte.

M. M.

Die Frauen der Habsburger. Glanz und Schicksal der Frauen des Hauses Habsburg/ „Tu felix Austria nube“. Habsburgerinnen auf fremden Thronen. Ausstellungskatalog des Marchfelder Schlösservereins. O. O. 1995, 108 S., 40 Abb.

Frauen als Herrscherinnen, aber auch als Gemahlinnen und Töchter von Herrschern sind ein Thema, das jüngst auch die historische Forschung entdeckte. Dabei geht es um Rollen im höfischen Kräftegeflecht und um ihre Bedeutung für überregionale politische, soziale und kulturelle Beziehungen. Der Katalog zu zwei Aus-

stellungen in Schloßhof und Schloß Niederweiden über Habsburgerinnen und habsburgische Frauen enthält neben kurzen einleitenden Beiträgen lexikonartige Stichworte zum Leben der einzelnen Frauen. Im Mittelpunkt stehen die Familien- und Ehebeziehungen und Rolle oder Tätigkeit von Habsburgerinnen und angeheirateten Frauen der Habsburger von den „Stammmüttern“ des 13. Jahrhunderts bis hin zur Eheschließung von Karl und Francesca Habsburg-Lothringen im Jahre 1993. Das Thema wird dabei unter Begriffen wie Mutter, Liebe, Frömmigkeit, Pflicht und internationale Heiratsverbindungen nicht nur sehr traditionell, sondern richtig hausbacken vermittelt. Feststellungen der Art „Die Frauen der Habsburger waren fromme Hausfrauen“ (S. 23) oder „Man haßte die starken Frauen“ (S. 24), „aber man brauchte auch die Klugheit der Frauen zum Regieren“ (S. 29), sagen mehr aus über die Einstellungen der Autorinnen und Autoren als über die historischen Phänomene. In der Regel wird die Frage beantwortet, ob eine Ehe „glücklich“ und kinderreich war. Dabei fällt auf, daß offenbar gerade den siebenbürgischen Gatten von Habsburgerinnen Impotenz bescheinigt werden muß. Der ganzen Veranstaltung so wie dem Katalog bedauerlicherweise auch.

R. L.

Gebhart, Jan/Kuklík, Jan: Dramatické i všední dny protektorátu [Die dramatischen und die gewöhnlichen Tage des Protektorats]. Themis, Praha 1996, 288 S., mit Abb.

Jan Gebhart, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Prager Historischen Instituts der Akademie der Wissenschaften, und Jan Kuklík von der Karls-Universität bieten im vorliegenden Buch ein umfassendes Bild über das tschechische kollektive Gedächtnis der Protektoratszeit. Sie beschäftigen sich dabei nicht mit den individuellen Erlebnissen, Berichten und Erinnerungen, sondern mit den alltäglichen Ereignissen des politischen und öffentlichen Lebens. Das Buch behandelt die ersten vier Jahre (bis Ende 1943) und widmet sich vorwiegend den zerstörerischen Folgen der deutschen Besatzungspolitik, dem Widerstand und den Verbindungen zwischen den Widerstandsgruppen und der Exilregierung in London. Die Probleme und vielfältigen Formen der Kollaboration zwischen prinzipienlosem Opportunismus und passivem Widerstand werden hier nicht behandelt, sondern nur die Wirkung führender Diener der Besatzer in der Auseinandersetzung mit entgegenwirkenden Einflüssen wie Familie, Schule und Londoner Exilrundfunk. Das Buch darf als ein bemerkenswertes Zeugnis des heutigen kollektiven Gedächtnisses an jene Zeit gelten, und wenn man es mit den ersten, unmittelbar nach dem Krieg verfaßten Memoiren über das Alltagsleben im Protektorat vergleicht, z. B. mit Bedřich Golombeks Buch *Co nebude v dějepise* (Was in den Geschichtsbüchern nicht stehen wird, Brno 1945), dann ergeben sich hochinteressante Einsichten über die Entwicklung dieses kollektiven Gedächtnisses der tschechischen Gesellschaft während des vergangenen halben Jahrhunderts.

E. H.

Karbusický, Vladimír: Báje, mýty, dějiny. Nejstarší české pověsti v kontextu evropské kultury [Sagen, Mythen, Geschichte. Die ältesten böhmischen Sagen im Kontext der europäischen Kultur]. Mladá fronta, Praha 1995, 310 S.

Der 1968 emigrierte und zuletzt an der Universität Hamburg lehrende Musikwissenschaftler verfaßte die hier erstmals in tschechischer Sprache vorliegende Studie

in den sechziger Jahren in Prag, wo sie nicht veröffentlicht werden konnte und deshalb erst 1980 in Deutschland erschien (Vgl. BohZ 23/1982, 421–425). Seine konsequent durchgeführte strukturalistisch-komparative Analyse der ältesten böhmischen historischen Quellen (vor allem der Cosmas-Chronik) stellt die tradierten tschechischen Auffassungen in Frage, daß es sich um Aufzeichnungen mündlich überlieferter volkstümlicher Sagen handelt. Karbusický wurde von namhaften tschechischen Historikern für sein methodisches Vorgehen kritisiert (u. a. František Graus, Zdeněk Fiala und Dušan Třeštík), und man darf heute gespannt darauf warten, wie sich nun die „postkommunistischen“ tschechischen Historiker mit der wohl begründeten These auseinandersetzen werden, daß es sich um literarische Werke handelt, in denen nicht „alte böhmische Topoi“ wiedergegeben, sondern vor allem europäische literarische Impulse jener Zeit adaptiert wurden.

E. H.

Kubistická Praha/Cubist Prague 1909–1925. Průvodce/A Guidebook. Hrsg. von Středoevropská galerie a nakladatelství in Zusammenarbeit mit Nakladatelství Odeon, Praha 1995, 231 S., mit Abb.

Das Buch ist das erste vollständige Nachschlagewerk zur kubistischen Architektur in Prag. Alle Objekte werden mit – meist historischen – Photographien sowie informativen zweisprachigen Kommentaren vorgestellt, begleitet von einem einführenden Essay und einer Bibliographie.

M. M.

Mannová, Elena: Identitätsbildung der Deutschen in Preßburg/Bratislava im 19. Jahrhundert. Halbasien. Zeitschrift für deutsche Literatur und Kultur Südosteuropas 5/2 (1995) 60–76.

Der ethnischen, sprachlichen und kulturellen Identität der Deutschen im mehrsprachigen Preßburg in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geht die Autorin anhand von Vereinen, insbesondere des Gesangsvereins „Liedertafel“, der Loge „Verschwiegenheit“, des Feuerwehrvereins und von Arbeitervereinen nach. Anders als im zisleithanischen Österreich bestand neben der durch Alltag und ethnische Zugehörigkeit bestimmten Verwendung des Deutschen eine starke Affinität zur magyarschen Staatssprache, so daß in den Vereinen die formale Zweisprachigkeit bei offiziellen Reden, Publikationen etc. üblich war und magyarsche Symbole Verwendung fanden. Aufgrund der begrenzten politischen Partizipation waren bis zum Ersten Weltkrieg nicht Sprache und Ethnie, sondern berufliche Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Status die ausschlaggebenden Faktoren für die innerstädtische Gruppenbildung.

R. L.

Melanová, Miloslava: Liberecká výstava 1906 [Die Reichenberger Ausstellung von 1906]. Úřad města Liberce / Kalendář Liberecka, Liberec 1996, 63 S., mit Abb.

Auf der Grundlage archivalischer Quellen sowie zeitgenössischer Presse und Publizistik zeichnet die Autorin erstmals die Geschichte der Reichenberger Deutschböhmisches Ausstellung von 1906 nach, die in erster Linie als politische Demonstration der

deutschnationalen Autonomiebewegung konzipiert war; sie kann nachweisen, daß die Idee des Projekts nach der Jahrhundertwende nicht mehr zeitgemäß war und deshalb sowohl politisch als auch wirtschaftlich letztlich scheiterte.

M. M.

Michel, Bernard/Pietri, Nicole/Rey, Marie-Pierre: L'Europe des Nationalismes aux Nations. Éditions SEDES, Paris 1996, 319 S.

Ausgehend von der Feststellung, daß die „Nationalismen“ (les nationalismes) die zentrale Rolle im Leben Europas im 19. Jahrhundert gespielt haben, versuchen die Autoren die Geschichte „des Nationalgefühls“ (du sentiment national) in Europa zwischen 1850 und dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918 zu erzählen. In ihrer Perspektive geht es dabei primär um die Suche nach Staatsformen, die sich auf nationale Loyalitäten stützen konnten. Das Buch ist in drei Teile gegliedert, die jeweils in einzelnen chronologisch aufgebauten Kapiteln die Geschichte einzelner Nationalitäten innerhalb der Habsburgermonarchie, Rußlands und Deutschlands behandeln und von jeweils einem der drei genannten Autoren verfaßt wurden.

E. H.

Mitteleuropa-Konzeptionen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hrsg. v. Richard G. Plaschka, Horst Haselsteiner, Arnold Suppan, Anna M. Drabek und Brigitta Zaar. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1995, 390 S.

Dieser Sammelband stellt die Ergebnisse eines multinationalen Forschungsprojekts vor, in dem von der politischen und Wirtschaftsgeschichte ausgehend die vielfältigen Ideen und Pläne für eine Kooperation in Mitteleuropa sowie die Aspekte ihrer Realisierung untersucht wurden. Das Buch ist in fünf Themenbereiche gegliedert: 1. „Deutsche Mitteleuropa-Konzeptionen 1900–1918“, 2. „Pläne zur Reichsreform Österreich-Ungarns 1900–1918“, 3. „Politische Mitteleuropapläne 1918–1938“, 4. „Wirtschaftliche Mitteleuropapläne 1918–1938“ und 5. „Mitteleuropa-Konzeptionen 1938–1948“. Nahezu alle Beiträge berühren die böhmische Geschichte, ausführlich wird sie von folgenden Autoren behandelt: Jiří Kořalka („Anpassung oder Widerstand? Zu den tschechischen Reaktionen auf die deutsche Mitteleuropaidee vor und nach dem Jahre 1914“, S. 25–37), Helmut Slapnicka („Tschechische und sudetendeutsche Pläne einer Reform der Verfassung Österreich-Ungarns“, S. 81–96), Jan Křen („Das Integrationsproblem in Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen“, S. 153–164), Dušan Kováč („Milan Hodža. Vom Belvederkreis zum Föderationsgedanken im Zweiten Weltkrieg“, S. 165–170), Vlastislav Lacina („Die Folgen des Zerfalls der Habsburgermonarchie und die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Tschechoslowakei und Österreich in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre“, S. 257–262), Jaroslav Valenta („Mitteleuropäische Föderationspläne in der Kriegszeit 1939–1945. Der Versuch einer polnisch-tschechoslowakischen (Kon-)Föderation“, S. 327–344) und schließlich Václav Kural („Von Masaryks ‚Neuem Europa‘ zu den Großraumplänen Hitler-Deutschlands“, S. 351–357).

E. H.

Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia. Tom. VII: Acta Martini V. 1417–1431, pars 1: 1417–1422. Ed. Jaroslav Eršil. Academia scientiarum rei publicae Bohemicae, Praeae MCMXCVI, 415 pp. (Acta summorum pontificum res gestas Bohemicas aevi praehussitici et hussitici illustrantia 3).

Die vatikanischen Archivbestände für die Hussitenzeit sind erklärlicherweise eine besonders wichtige Quelle für die böhmische Geschichte. Der siebente Band, betreut von Jaroslav Eršil, dem wohl erfahrensten und fleißigsten tschechischen Editor auf dem Gebiet der Diplomatie in unserer Zeit, umfaßt die entscheidenden fünf Jahre vatikanischer Korrespondenz. Es war die Aufgabe des Editors, die vielen Texte auch auszuwählen. Einfache Suppliken, beim hohen Stand der Schriftlichkeit der Kirchenverwaltung zu hunderten bei den päpstlichen Behörden, fanden nur Berücksichtigung in Regestenform. Anderes folgt in vollem Text und vieles in Zwischenformen. Die Schreiben unmittelbar vom päpstlichen Stuhl an böhmische Empfänger sind natürlich in der Minderzahl gegenüber solchen mit Verwaltungscharakter. Es finden sich aber die gewichtigen päpstlichen Briefe und Erlässe darunter, die der Frühgeschichte der hussitischen Revolution zugeordnet waren. Die Bedeutung der Quellenedition spricht unter diesen Umständen genug für sich selbst. Die Publikation spricht aber auch für die Reaktivierung des historischen Instituts der ehemaligen tschechoslowakischen Republik, jetzt in tschechische und slowakische Zugehörigkeiten geteilt, dessen weiterer Tätigkeit man alles Gute wünscht. Bei passender Gelegenheit sollte ein ärgerlicher Druckfehler auf dem Titelblatt korrigiert werden.

F. S.

The National Question in Europe in Historical Context. Hrsg. v. Mikuláš Teich und Roy Porter. Cambridge University Press, Cambridge 1993, 343 S.

Während es heute unter Historikern populär ist, die „Konstruktion“ moderner nationaler Identitäten zu erforschen, nahmen sich die Herausgeber und Autoren dieses Bandes vor, die historischen Wurzeln dieser Konstruktionen zu untersuchen. Sie gehen dabei älteren nationalen Konflikten nach, wie den feststellbaren nationalen Konnotationen anderer Formen sozialer (v. a. religiöser) Konflikte. Behandelt werden hier einzelne Regionen des ganzen europäischen Kontinents außer Rußland, von den Britischen Inseln bis nach Polen, Finnland und dem Balkan. Dabei wird deutlich, daß die überlieferte Vorstellung von einem Unterschied zwischen „westeuropäischen“ und „osteuropäischen“ Formen des nationalen Bewußtseins keineswegs dem neuesten Stand der historischen Forschung entspricht, und daß das häufig politisch unbequeme Beharren mancher Völker auf der Anerkennung ihrer nationalen Identität häufig mit dem Mangel an ihnen entgegengebrachtem Respekt zusammenhängt. Der Beitrag „The Czechs“ wurde von dem Prager Historiker Arnošt Klíma geschrieben (S. 228–247) und verdient es, im Rahmen des sogenannten deutsch-tschechischen historischen Dialogs sorgfältig gelesen und diskutiert zu werden.

E. H.

Nižňanský, Eduard: Interpretácie fašizmu historiografiou SRN (1945–1990) [Interpretationen des Faschismus durch die Historiographie der Bundesrepublik Deutschland 1945–1990]. Nitra 1995, 178 S. (Monografie a štúdie. Fakulta humanitných vied Vysokej školy pedagogickej Nitra).

Das Buch bietet eine chronologische Übersicht über fast alle bedeutenderen theoretisch-konzeptionellen Erklärungsansätze der Geschichtswissenschaft der BRD zum Problem des Faschismus, die vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Historikerstreit der achtziger Jahre reicht. Die vertiefte Behandlung einzelner Positionen (Karl-Dietrich Bracher, Ernst Nolte) und Strömungen (sozialgeschichtliche Erklärungsmuster) verbindet der Autor mit dem Versuch, die Abfolge verschiedener Faschismustheorien mit dem gesellschaftlich-politischen Wandel in der BRD in Zusammenhang zu bringen und dabei auch die Politisierung einiger Deutungsmuster nachzuweisen.

P. H.

Pašák, Tomáš (Hrsg.): K počtě Přemysla Pittra. Výběr exilových proslovů a projevů [Zu Ehren von Přemysl Pitter. Auswahl der Ansprachen und Reden im Exil]. Pedagogické muzeum J. A. Komenského/Nadace Přemysla Pittra a Olgy Fierzové, Praha 1995, 63 S.

Zu Ehren Přemysl Pitters brachte der kürzlich verstorbene Direktor des Comenius-Museums in Prag, Tomáš Pašák, einen Erinnerungsband heraus, der als Quelle wie als Information die Aufmerksamkeit der Historiker verdient. Přemysl Pitter, unter dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges zum Geistlichen in der Gemeinde der Böhmischem-Mährischen Brüder geworden, hatte, nach reicher sozialer Tätigkeit in Prag, zum Ende des Zweiten Weltkrieges jüdische, nach Kriegsende deutsche Kinder in seinen Heimen beherbergt. 1951 war er nach Deutschland geflohen, seit 1953 war er einer der wirkungsvollsten Sprecher für seine Landsleute in den Sendungen von RFE. Nach einigen Jahren als geistlicher Beistand im bekannten Valka-Lager in Nürnberg lebte er in der Schweiz, stets bemüht, über seine Ansprachen bei BBC und RFE in seiner Heimat zu wirken, zugleich aber auch in Deutschland und der Schweiz in ökumenischem und demokratischem Sinn.

Pitter gehörte zu den profiliertesten Persönlichkeiten der tschechischen Emigration. Der Staat Israel, die Bundesrepublik Deutschland, und posthum nun auch die Tschechische Republik haben ihn dafür ausgezeichnet. Die Befreiung seines Landes hat er nicht mehr erlebt. Aber jetzt eben, zu seinem hundertsten Geburtstag, erschien der Gedenkband mit Auszügen aus seinen Ansprachen: überkonfessionell, demokratisch und humanistisch geprägt. Mit Recht hat die UNESCO diesen hundertsten Geburtstag Přemysl Pitters zu einem Weltgedenktage erklärt. Pitter ist eine wegweisende Persönlichkeit für unsere Zeit und die Urteile, die er unserer Welt durch mehr als fünfundzwanzig Jahre als ein berufener Sprecher ablas, die Hoffnungen, die er weckte, die Tröstungen, die er wußte, sind wichtig für jede künftige Gesellschaftsanalyse.

F. S.

Pátková, Hana (Hrsg.): *Cechovní kniha Pražských malířů / Das Buch der Prager Malerinnung / Liber societatis pictorum Pragensium 1348–1527*. Institutum studiis classicis promovendis, Academia scientiarum rei publicae Bohemorum, Pragae 1996, 52pp.

Als ersten Band eines Editionsprojekts alter literarischer Studien – clavis monumentorum literarum – fontes Nr. 1 – hat das Institut für klassische Studien der Tschechischen Akademie der Wissenschaften das Buch der Prager Malerinnung publiziert. Es umfaßt den Zeitraum von 1348–1527. Nach den bekannten Editionen von 1878 geht es hier vornehmlich darum, auch die Eigenart der Handschrift zu vermitteln. Die Einträge sind deutsch, tschechisch und lateinisch, sie enthalten Statuten, die denen der Prager Goldmacherzunft von 1324 ähneln und widerspiegeln auch Auseinandersetzungen zwischen Schildmalern (Schilderern) und Bildmalern (geistlichen Malern) im Stil der Zeit, mit erklärlichem wirtschaftlichem Hintergrund. Nachdem die Angaben von Katra und Pannerl von 1878 nicht leicht zur Verfügung stehen, wird man die vorliegende Ausgabe des 122 Folien umfassenden Textes aus dem Archiv der Prager Nationalbibliothek begrüßen.

F. S.

Pecka, Jindřich: *Váleční zajatci na území Protektorátu Čechy a Morava [Die Kriegsgefangenen auf dem Gebiet des Protektorats Böhmen und Mähren]. Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 1995, 325 S. (engl. Resumé).*

Jindřich Pecka hat sich lebenslang mit dem Thema dieses Buches befaßt und dementsprechend vertraut ist ihm das in zahlreichen Archiven verstreute Quellenmaterial. Sein Buch beruht auf einer 1968 an der Prager Karls-Universität vorgelegten Dissertation zum gleichen Thema, die bisher unveröffentlicht blieb. Es ist in vier Teile gegliedert: Die allgemeine Problematik der Kriegsgefangenschaft, die Kriegsgefangenen und die NS-Ideologie, das Alltagsleben in den Gefangenenlagern, sowie die Kriegsgefangenen auf der Flucht und der tschechische Widerstand. Behandelt wird allerdings nicht nur das „Gebiet des Protektorats“, sondern die gesamten böhmischen Länder, wie es auch der ursprüngliche Titel der Dissertation andeutete (*Váleční zajatci na českém území*). Da die meisten Kriegsgefangenen (70 000–100 000) auf dem Gebiet der 1938 an das Deutsche Reich angeschlossenen Gebiete in Gefangenen- und Arbeitslagern festgehalten wurden, kommt das eigentliche Protektorat kaum zum Vorschein. Zur sudetendeutschen Geschichte bietet das Buch jedoch einiges bisher in deutscher Sprache unveröffentlichte Material. Für die tschechische Geschichte ist das letzte Kapitel von Interesse, weil von den 7500 Personen, die in der tschechischen „Partisanenbewegung“ (*partyzánské hnutí*) wirkten, 28 % geflüchtete Kriegsgefangene gewesen sein sollen (S. 182). Im Anhang findet der Leser Informationen zu tschechoslowakischen Kriegsgefangenen, zu Katyn, sowie zu Transporten und Todesmärschen in den böhmischen Ländern zwischen Januar und Mai 1945.

E. H.

Pfaff, Ivan: Obrozenská společnost na Vysočině. Příspěvek k sociální stratifikaci lidového národního hnutí 1800–1850 [Die Gesellschaft der nationalen Wiedergeburt auf der Böhmischem-Mährischen Höhe. Ein Beitrag zur sozialen Stratifikation der volkstümlichen nationalen Bewegung 1800–1850]. KLP, Praha 1995, 124 S.

Das Städtchen Polná erlangte 1899 eine traurige Berühmtheit, als während der sogenannten Hilsneriade der Jude Leopold Hilsner eines angeblichen Ritualmordes beschuldigt wurde. In der vorliegenden Studie untersucht Ivan Pfaff das gesellschaftliche Leben dieser Stadt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Die Einwohnerzahl war von rund 3600 Einwohnern um 1800 auf ca. 6000 um 1850 gewachsen und die Stadt erfuhr dank der dortigen Tuchfabriken einen raschen wirtschaftlichen Aufschwung. Es entstand ein Vereinswesen, ebenso ist der Beginn einer Lokalpresse zu verzeichnen, sogar sozialistisches Gedankengut faßte in dieser ausschließlich tschechischsprachigen Stadt Fuß. Den Kern der Studie bildet das sechste Kapitel „Soziale Stratifikation der nationalen Bewegung in Polná“ (S. 88–104), in dem die Mitgliederverzeichnisse einzelner Vereine analysiert werden. Als interessantes, wenn auch nicht überraschendes Ergebnis ist zu vermerken, daß hier zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Handwerker die größte Gruppe bildeten, während ein halbes Jahrhundert später Kaufleute und Angehörige der sogenannten Intelligenzschicht an ihre Stelle traten und führende Rollen übernahmen. Diese vorbildliche sozialgeschichtliche Studie wird hoffentlich nachahmende Fortsetzer in Gestalt ähnlicher Fallstudien finden.

A. M.

Pražské slavnosti a velké výstavy. Sborník příspěvků z konferencí Archivu hlavního města Prahy 1989 a 1991 [Prager Feste und große Ausstellungen. Beiträge zu den Konferenzen des Archivs der Hauptstadt Prag 1989 und 1991]. Archiv hlavního města Prahy, Praha 1995, 405 S. (Documenta pragensia 12).

Die Rolle von Feiern und Festen für das Alltagsleben im lokalen Bereich thematisiert der Sammelband am Beispiel Prags vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, für das auch die Kunst-, Landes- und Jubiläumsausstellungen einbezogen werden. Nach einer Einführung in das Thema von Jiří Pešek, in der auf das symbolisch-rituelle und das jeweils modernisierende Element dieser sozialen Ereignisse verwiesen wird, folgen 38 Beiträge, die hier nur summarisch skizziert werden können. Angesprochen werden religiöse Feiern und Festtage im böhmischen Mittelalter, insbesondere zu Prag in Zeiten Karls IV. und der Hussiten. Die Frage der Repräsentanten wird anhand der Adelshochzeiten in der Renaissance und der Kosten für Barockbegräbnisse und für die Prager Krönungsfeiern von 1656 behandelt. Den zeremoniellen Aspekten barocker Universitätsfeiern werden die seit dem 18. Jahrhundert zunehmenden obrigkeitlichen Kontrollen bei verschiedenen Anlässen (vom Karnevalstreiben bis zu den Krönungsfeierlichkeiten Leopolds II.) gegenübergestellt. Stärker volkskundliche Aspekte berücksichtigen Beiträge zum 19. Jahrhundert über jüdische Feste, Bänkellieder auf Volksfesten, die Fahnenweihe bei Vereinen der 1860er Jahre, über Sokolfeste oder über die Feierlichkeiten bei der Amtseinführung des Bürgermeisters. Mehrere Aufsätze widmen sich den verschiedenen Formen von religiösen und kulturellen Maifesten und -festspielen sowie einzelnen Vereinsfesten bis hin zum Neoslawischen

Kongreß 1908. Feste in Filmen um 1900, die Entwicklung der Kunstschauen im Vormärz, die Landesausstellung von 1791 und insbesondere die Jubiläumsausstellung von 1891 sind weitere Themen des äußerst materialreichen Bandes.

R. L.

Přspěvky ke každodenní kultuře novověku [Beiträge zur Alltagskultur der Neuzeit]. Hrsg. v. Václav Bůžek. Jihočeská univerzita, České Budějovice 1995, 295 S. (Opera historica 4, Edition Universitatis Bohemiae Meridionalis 1995).

Dieser von Václav Bůžek herausgegebene Sammelband bietet 15 Beiträge zu unterschiedlichen Aspekten des Alltagslebens in Südböhmen zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert. Die Verfasser gehören zum Mitarbeiterkreis der historischen Abteilung der Südböhmischen Universität in Budweis. Sie stützen ihre Forschungen auf detaillierte Quellenstudien in vorwiegend südböhmischen Archiven und beschäftigen sich sowohl mit der sogenannten materiellen Kultur wie auch mit soziologischen und anthropologischen Fragestellungen. Die Beiträge sind unterschiedlich lang, zu den umfangreicheren gehört Josef Hrdličkas Untersuchung über die Lebensmittelversorgung am Hof der Herren von Neuhaus im 16. und frühen 17. Jahrhundert und Pavel Hímls Analyse der Mentalität der ländlichen Untertanen im frühneuzeitlichen Südböhmen anhand der Halsgerichtsbarkeitsquellen. Mehrere Beiträge beschäftigten sich mit dem Alltagsleben bedeutender Adelsgeschlechter (u. a. zwei Beiträge über die Korrespondenz von Zdeněk Vojtěch Popel von Lobkowitz mit seiner Ehefrau Polyxena von Štěpánka Kutíšová und Petr Lutter) sowie bürgerlicher Familien (u. a. über die Familie František Ladislav Rieger von Robert Sak und Zlataše Houdková sowie über die Prager Familie Brauner von Jitka Kodrová); Zdeněk Bezcený beschreibt den Lebensstil von Karel V. Fürst von Schwarzenberg, und mehrere Beiträge behandeln sozialgeschichtliche Einzelfragen aus dem Bereich des südböhmischen Schulwesens, der Teichwirtschaft u. ä.

E. H.

Pynsent, Robert B.: The Liberation of Woman and Nation: Czech Nationalism and Women Writers of the Fin de Siècle. In: The Literature of Nationalism. Essays on East European Identity. Ed. by Robert B. Pynsent. Macmillan Press in association with School of Slavonic and East European Studies, London 1996, 83–155.

Im Mittelpunkt dieser Studie steht die Frage nach dem Verhältnis von Feminismus und Nationalismus, die der Verfasser am Beispiel mehrerer tschechischer Schriftstellerinnen erörtert: Božena Víková Kunětická (1862–1934), Pavla Bůžková (1885–1937), Anna Řeháková (1859–1937), Marie Majerová (1882–1967), Olga Fastrová (1876–1965) und Popelka Biliánová (1862–1941). Diese Auswahl wird präzise begründet: Zum einem geht es um die Vielfalt des politischen Engagements der einzelnen Autorinnen, zum anderen um ihr politisch artikuliertes Interesse an Fragen der nationalen Identität. Robert Pynsents penible Analyse zahlreicher zum Teil gut bekannter, zum Teil aber auch heute nahezu unbekannter Texte bietet neue Einsichten in die mentale Welt der tschechischen Gesellschaft um die Jahrhundertwende und insbesondere in die vielfältigen Formen des damaligen tschechischen

nationalen Bewußtseins. Vor allem werden dabei Zusammenhänge zwischen den Einstellungen der damaligen Generationen tschechischer Frauen zu individualen sowie allgemein menschlichen und zu den sozialen Aspekten des Lebens erläutert.

E. H.

Quellen zur südwestdeutschen Geschichte in Archiven der Tschechischen Republik. Kolloquium am 18. und 19. März 1993 in Ochsenhausen. Hrsg. v. Volker Rödel. Kohlhammer, Stuttgart 1995, 164 S.

Die seit jeher reichhaltige Archivlandschaft der böhmischen Länder wird hier im Hinblick auf ihre Bedeutung für die süddeutsche und oberrheinische Geschichte vorgestellt. Vor allem handelt es sich dabei um Archivalien adeliger Familien, die am Ende des 18. und 19. Jahrhunderts meist im Zuge von Besitz- und Interessenverlagerung in den böhmischen Raum gelangten, um Materialien, die im Zusammenhang mit der Güterverwaltung von landfremden Familien (z. B. die Häuser Baden und Wittelsbach) in böhmischen Archiven aufbewahrt wurden, und schließlich um einschlägige Fonds aus dem Besitz des einheimischen bzw. erbländisch-österreichischen Adels wie Thun, Lobkowitz, Dietrichstein oder das Haus Habsburg-Toskana. Die Übersicht ist regional geordnet, das heißt nach Aufbewahrungsorten in den Archiven der verschiedenen Landesteile der Tschechischen Republik und ihren Zweigstellen. Ein detailliertes Adressenverzeichnis führt zu den Archiven in der Tschechischen Republik, ein tschechisch-deutsches Glossar archivalischer Begriffe sowie ein Index machen dieses Buch zum unentbehrlichen Hilfsmittel für jede künftige Archivarbeit zur süddeutschen und oberrheinischen Geschichte mit böhmisch-mährischen Bezügen. Das einführende Kapitel von Helmut Slapnicka bietet darüber hinaus eine brillante Übersicht zur Entwicklung der Verfassungsverhältnisse der böhmischen Länder vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Untergang der Donaumonarchie, auf deren Hintergrund für jeden Benutzer einsichtig wird, wie der hier vorgestellte Reichtum archivalischer Quellen in den böhmischen Ländern überhaupt zustande kommt.

E. H.

Sedláč, Jan: Brno v době secese / Brünn in der Epoche der Sezession. Peras, Brno 1995, 120 S., mit Abb.

Das äußerlich populär aufgemachte Buch bietet eine Geschichte und Bestandsaufnahme der Jugendstilkunst und -architektur in Brünn. Berücksichtigt werden die Problematik der Modernisierung in den Künsten im Kontext der lokalen gesellschaftlichen Gegebenheiten, die Rolle von Institutionen und Vereinen wie auch die Stellung Brünns im Verhältnis zu Wien und Prag.

M. M.

Slezák, Lubomír / Vlček, Radim (Hrsg.): K počtě Jaroslava Marka. Sborník prací k 70. narozeninám prof. dr. Jaroslava Marka [Zu Ehren von Jaroslav Marek. Festschrift zum 70. Geburtstag]. Historický ústav AV ČR, Praha 1996, 270 S.

Jaroslav Marek, der pünktlich zu seinem siebzigsten Geburtstag im November eine wohlverdiente Ehrung durch seine Kollegen erfuhr, zählt zu den Behinderten des sozialistischen Systems. 1949 im Rahmen des Klassenkampfes gegen die Bourgeoisie

von der Brünner Universität verwiesen, führte ihn sein Lebensweg erst sieben Jahre später wieder zu akademischer Arbeit an der Brünner Zweigstelle des Historischen Instituts der Akademie. 1965 publizierte er seine erste große Arbeit über die gesellschaftliche Struktur der mährischen königlichen Städte im 15. und 16. Jahrhundert, mit der er sich ohne weiteres in den Trend der Mediaevistik eingeschrieben hatte. Dementsprechend hatte ich seinerzeit diese Arbeit auch begrüßt als eine der wenigen, die einen unmittelbaren Fachdialog mit der wesentlichen Forschung ermöglichten, natürlich das alles im Rahmen der bekannten sechziger Jahre. Ihr Ende warf den Autor von neuem aus der Bahn, während er sich inzwischen mit Arbeiten zur Städteforschung, auch zur französischen, bereits etabliert hatte. Erst 1989 kehrte er an die Brünner Universität zurück, habilitierte sich und erhielt eine Professur. Aus dieser Zeit stammt mehr als die Hälfte seiner Publikationen. Achtzehn Kollegen, zum Teil mit vergleichbarem Schicksal, trugen zu Ehren von Jaroslav Marek mit ihren wissenschaftlichen Essays bei, nach seinen besonderen Interessenfeldern zur Geschichte der Historiographie, zur Kulturgeschichte und zur Geschichtstheorie. Gesellschaftsgeschichte, mit der Marek vor dreißig Jahren so erfolgversprechend debütierte, ist in diesen Beiträgen leider nur gelegentlich zu finden, und das verweist auf die besonderen Umstände der Entwicklung in der tschechischen Mediaevistik oder deutlicher: Auf jene Lücke nach der „Normalisierung“, die den Faden zwischen West und Ost beinahe abreißen ließ.

F. S.

Slovenská otázka v 20. storočí [Die slowakische Frage im 20. Jahrhundert]. Hrsg. v. Rudolf Chmel. Kalligram, Bratislava 1997, 564 S.

Dieses Buch wäre äußerst nützlich gewesen, wenn es vorgelegen hätte, bevor die Tschechoslowakei in zwei Staaten geteilt wurde. Es beleuchtet nämlich die vielfältigen Formen des slowakischen nationalen Bewußtseins, über die damals von Historikern und Journalisten meist ohne Kenntnisse viel geredet und geschrieben wurde. Es handelt sich um eine Anthologie einschlägiger Texte bekannter slowakischer Intellektueller aus den Jahren 1918–1989. Die unterschiedlichsten politischen Richtungen kommen dabei zu Wort bzw. werden behandelt; nichts wurde verdrängt (weder die Nationalsozialisten noch Kommunisten). So ist dieser Band auch heute noch für jeden Historiker und Politikwissenschaftler, der sich mit der Slowakei befassen will, äußerst wichtig. Die Texte wurden mit ausführlichen biographischen Angaben über die einzelnen Autoren versehen. Im Nachwort steuern Petr Pithart und Csaba Kiss Gy. zusammenfassende Betrachtungen und Überlegungen bei. Pithart hebt dabei ein über die slowakische Geschichte hinausgreifendes Verdienst dieses Buches hervor: In den meisten Überlegungen über die „slowakische Frage“ legen ihre Autoren auch wichtige Zeugnisse darüber ab, wie den Slowaken ihre Nachbarn erschienen waren. Gerade dieser Umstand, die reflektierte Eigenperspektive, macht das Buch zu einem wichtigen Beitrag zur Geschichte Mitteleuropas. Es ist daher ebenso zu begrüßen, daß es – wie angekündigt – auch in ungarischer, tschechischer und polnischer Sprache erscheinen wird, wie es zu bedauern ist, daß offenbar keine deutsche Ausgabe geplant ist.

E. H.

Sommer, Karel: *Sovětská válečná kořist a Československo* [Sowjetische Kriegsbeute und die Tschechoslowakei]. *Acta Universitatis Palackianae Olomucensis, Facultas Paedagogica* 1 (1995) 9–23.

In diesem Beitrag zur Erforschung der tschechoslowakischen Nachkriegsgeschichte wird auf einen bisher wenig bekannten Zusammenhang eingegangen: die vertraglichen Vereinbarungen hinsichtlich der sowjetischen Kriegsbeute auf dem Gebiete der Tschechoslowakei und deren praktische Auswirkungen. Mit der am 31. 3. 1945 in Moskau unterzeichneten Vereinbarung zwischen den beiden Regierungen wurde die Grundlage für die sowjetische Übernahme erst später näher zu spezifizierender deutscher Betriebseinrichtungen und weiteren deutschen Vermögens gelegt. In der Praxis wurden jedoch diese und andere Vereinbarungen nicht eingehalten, da die sie vollziehenden Armeeeinheiten in der Tschechoslowakei „wie in einem besiegten Feindstaat“ (S. 12) auftraten. Der Verfasser stellt eine informative Übersicht und vorläufige Bilanz der hierauf beruhenden Auseinandersetzungen sowohl innerhalb der Tschechoslowakei wie auch zwischen den beiden Regierungen zusammen. Ausführlich erläutert er dabei auch den tschechisch-sowjetischen Konflikt um die Goldreserven der Prager Nationalbank im Jahre 1946, bei dem es, wie bei zahlreichen anderen Vorgängen, vor allem um die Abgrenzung „tschechischer“ und „deutscher“ Vermögenswerte ging.

E. H.

Spuren des „Realsozialismus“ in Böhmen und der Slowakei. Monumente, Museen, Gedenktage. Hrsg. v. Berthold Unfried. Löcker, Wien 1996, 190 S.

Der Wiener Historiker Berthold Unfried hat diesen Band gemeinsam mit den Prager Historikern Jan Pokorný, Jan Galandauer, František Svátek und Jan Měchýř sowie mit L'ubomír Lipták aus Bratislava vorgelegt. Es handelt sich um das Ergebnis eines von Erika Weinzierl (Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien) geleiteten Forschungsprojekts des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Im Blickfeld standen „Gedächtnisorte“ (oder „Gedächtnisstätten“) im Sinn von Pierre Noras *Lieux de mémoire*, an denen sich kollektives Gedächtnis kristallisieren konnte und offizielles Gedächtnis inszeniert wurde: das Prager Stalin-Denkmal, das Nationaldenkmal auf dem Vítkov-Hügel, die Parteimuseen und Museen der „revolutionären Kämpfe“, die staatlichen Feiertage in der Tschechoslowakei 1948–1989 sowie die entsprechenden Denkmäler in der Slowakei. Der Herausgeber ergänzte den vorliegenden Sammelband mit übergreifenden Beiträgen zu „Denkmäler des Stalinismus und ‚Realsozialismus‘ zwischen Bildersturm und Musealisierung“ (S. 17–49) und „Das Museum ist kein Museum. Historische Museen und Musealisierung des ‚Realsozialismus‘“ (S. 115–129). Den Autoren einzelner Beiträge wird vom Herausgeber des Bandes Mangel an distanzierter Betrachtung nachgesagt: „Sie lassen streckenweise den distanziert analytischen Blick vermissen und schaffen Distanz erst über Ironie“ (S. 10); der Band soll „dazu beitragen, diesen Zweig der historischen Forschung in der Tschechischen Republik respektive der Slowakei zu stimulieren und einen *historischen* Zugang zu der Epoche des Stalinismus und ‚Realsozialismus‘ in Mittel/Osteuropa zu eröffnen“ (S. 15). Es ist allerdings auch zu hoffen, daß es in Zukunft in Österreich nicht an distanziert-analytischer Reflexion mangeln wird, die über *diese* Art paternalistischer „Entwicklungshilfe“ hinausgehen wird.

E. H.

Studien zum Humanismus in den böhmischen Ländern. Teil II: Die Bedeutung der humanistischen Topographien und Reisebeschreibungen in der Kultur der böhmischen Länder bis zur Zeit Balbíns. Hrsg. v. Hans-Bernd Harder und Hans Rothe unter Mitwirkung von Jaroslav Kolár und Slavomír Wollman. Böblau, Köln-Weimar-Wien 1993, 337 S. (Schriften des Komitees der Bundesrepublik Deutschland zur Förderung der slawischen Studien 17).

21 informationsreiche Beiträge zu der heute viel diskutierten Geschichte der kollektiven Identitäten, Wahrnehmungen und Stereotypen in einer von dieser Forschung noch viel zu wenig berücksichtigten Epoche werden in diesem sorgfältig edierten Band präsentiert. In den beiden umfangreichsten Teilen des Buchs (1. Abteilung: Landesbeschreibungen, 2. Abteilung: Reisebeschreibungen) liefern jeweils sieben Autoren vielfältiges Material zu der älteren böhmischen Selbstdarstellung sowie zu der Wahrnehmung anderer Länder und Völker in der humanistischen Literatur der böhmischen Länder. In den weiteren Teilen behandelt je ein Beitrag den Aufstieg Wallensteins (Inge Auerbach) und die tschechischen Exonyma im deutschen Sprachgebiet bis zum Dreißigjährigen Krieg (Emil Skála), während der letzte Teil des Buchs dem Werk von Bohuslav Balbín gewidmet ist. Umfangreiche bibliographische Hinweise in den Anmerkungen, Personenregister (1. Verfasser von Sekundärliteratur, 2. Historische Personen) sowie das Sachregister machen das Buch zum willkommenen Hilfsmittel nicht nur für Humanismusforscher, sondern auch für alle Liebhaber postmoderner Geschichtsschreibung.

E. H.

Der Umbruch in Osteuropa als Herausforderung für die Philosophie. Hrsg. v. Brigitte Heuer und Milan Průcha. Peter Lang, Frankfurt/M. et al. 1995, 324 S.

Dieser Band ist aus einem Kolloquium des Graduiertenkollegs am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin im Rahmen des Projekts „Die Umgestaltungsprozesse der gesellschaftlichen Systeme in Ost- und Südosteuropa seit den 80er Jahren und ihre historischen Grundlagen“ entstanden. Es ist in vier Themenbereiche gegliedert: 1. „Die Oktoberrevolution als Epochenphänomen“, 2. „Zur Aktualität der philosophischen Tradition Rußlands“, 3. „Gesellschaftliche Perspektiven“ und 4. „Epochenwandel und Geschichtsphilosophie“. Mit den böhmischen Ländern beschäftigt sich kein Beitrag unmittelbar, aber alle berühren Fragen, die auch mit der dortigen Transformation zusammenhängen: moral-, sozial- und geschichtsphilosophische Fragen, das Verhältnis zwischen den historischen Erfahrungen der beiden Teile des europäischen Kontinents, die unterschiedlichen Standpunkte großer philosophischer Schulen der Gegenwart zu den Umwälzungen in Osteuropa sowie die kritischen Selbstbefragungen der Philosophie angesichts des großen historischen Umbruchs. Nicht zuletzt ist das Buch auch deshalb von besonderem Interesse, weil hier ein in den meisten diesbezüglichen Debatten gewöhnlich vernachlässigtes Thema ausführlich behandelt wird: die gegenwärtige russische Philosophie.

E. H.

SUMMARIES

THE CASTLE OF EMPEROR CHARLES IV IN LAUF: RESIDENCY FOR A PROJECTED NEW TERRITORY?

Barbara Schock-Werner

The pretentious castle which Emperor Charles IV had built in the Bavarian town of Lauf (also called "The Emperor's pleasure chambers") is well-known, in the first place, because of its so-called arms hall: a room on the first floor which is entirely decorated with coats of arms of Bohemian families. The history of the castle is – presumably because of this arms hall – well researched, but a detailed history of the construction process and an attempt at assigning it a proper place in the architecture of the period, are still missing. This is what the author attempts to fill in, one of her principal findings being far-reaching similarities with the architecture of the Parler family. This in turn sheds new light on the question what may have been the motivation for building such an ambitious complex. More than just a kind of road house on the way between Prague and Nuremberg – which is what it was hitherto understood to represent – the castle seems to be intended as a representative residency for the Emperor who, just as the castle was being built, was seeking to acquire and incorporate into his own lands the territory of the Zollern burgraves by way of carefully arranged marriages. Had he been successful, the Wenzel castle in Lauf would have been, according to the author, the residential castle for administering the new territory.

A BRIEF HONEYMOON IN 1564–1566: THE UTRAQUIST CONSISTORY AND THE ARCHBISHOP OF PRAGUE

Zdeněk V. David

The problematic relationship between the Roman Church and the Utraquist Consistory in the 1560s ultimately revolved around two issues: 1) While wishing the Roman Church to recognize the validity of communion *sub utraque specie*, the Utraquist Church was unable to acknowledge the permissibility of the communion *sub una specie*, or the right of the Curia or of Church Council to declare *sub una* valid in what was viewed as a contradiction of the unambiguous text of the Scripture; 2) While recognizing for the Western Church (as distinct from the Eastern or Byzantine) a valid clerical ordination only from canonically consecrated bishops in communion with the Roman

See, the Utraquist Church did not accept, in ecclesiastical matters, the legitimacy of any administrative or judicial authority outside of Bohemia, including that of the Curia or of the Church Councils. These complexities characterized the coexistence between the restored Roman Archbishop of Prague (1561) and the Consistory, in which the Utraquists still saw the ultimate judicial and administrative body of the Bohemian Utraquist Church. While by the late 1560s a few Czech theologians accepted authentic Lutheranism, just as atypical Czechs championed the Counter Reformation, the mainstream of the Utraquist Church, in fact, continued on a steady course, the *via media* vis-à-vis the Roman authoritarianism on the Right, and with respect to the Lutheran biblical reductionism on the Left. As a distinctive feature, this centrism lent an unusual tenor of open-mindedness to the discussions of theological and ecclesiological issues.

19TH CENTURY BOHEMIAN PATRIOTISM AND SAINT-RENÉ TAILLANDIER

Pavla Horská

This contribution by the well-known Prague historian Pavla Horská is based on the French Journal, *Revue des deux mondes*, where, in the years 1843–1879, the Paris-based writer and literary historian Saint-René Taillandier (1817–1879) reported comprehensively on the cultural and political situation of Central Europe. In these essays, the prominent admirer of and authority on German culture also dealt with Germany's eastern neighbours, thus becoming one of the first modern-time observers and analysts of nationally rooted confrontation in the Habsburg monarchy. The author of the present article examines how the Bohemian patriots and their autonomy aspirations fared in Taillandier's narrative and which differences, if any, can be found comparing the subsequent French, German, and Czech readings of these texts, concentrating on the especially pronounced differences in the interpretation of the socio-cultural structure of the patriotic strata of the Bohemian society in the late eighteenth and early nineteenth centuries. Horská singles out questions which ought to be posed by future historiography in order to utilize numerous sources which have so far been neglected, with the aim of solving the one question which has been controversially disputed ever since Taillandier's first articles, namely whether patriotic currents at that time were a kind of "renaissance", whether they signified the beginning of a new epoch, or whether, in the Bohemian lands just as elsewhere, continuity was the hallmark of events.

THE INTELLECTUAL CRISIS: THE DEBATE ABOUT THE ROLE OF CZECH INTELLECTUALS IN *PŘÍTOMNOST* JOURNAL, 1924–1939

Martina Winkler

Not only did the First Czechoslovak Republic emerge in a period in which there existed heated argument about the role of the intellectuals throughout Europe;

T. G. Masaryk, founder and President of the First Republic, was an intellectual himself. Throughout the interwar period, both these aspects gave rise to a periodically resurfacing debate concerning the relationship between intellect and politics. It was the journal *Přítomnost*, loyal to the state though it was, which devoted the greatest attention to this problem. Between 1918 and 1938, many intellectuals discussed their position with respect to nation, state and society in its pages, seeking to come to terms with the change from opposition to a position of loyalty. Their perception of their place in society bore a direct relationship to Masaryk's concept of democracy. After the Munich Agreement, this notion and with it the new role of the Czech intellectuals, was deprived of its foundations. Had they, in particular the editor Ferdinand Peroutka, hitherto championed active political participation and involvement in the struggle for democracy, after Munich there remained nothing but to choose from the following: exile, cooperating with the Nazi dictatorship, retreating into the realm of seemingly apolitical culture, or accepting the incalculable risk of resistance.

SEEKING PATRONAGE OR TRYING TO MONOPOLIZE
REPRESENTATION OF THE GERMAN POPULACE:
RELATIONS BETWEEN THE *SUDETENDEUTSCHE*
HEIMATFRONT AND TRADITIONAL GERMAN
BOURGEOIS PARTIES IN CZECHOSLOVAKIA, 1933-45

Jens-Hagen Eschenbächer

The relationship between the *Sudetendeutsche Heimatfront* party (SHF), founded in 1933, and the traditional bourgeois parties of the German populace was of a dualistic nature. On one hand, having adopted the concept of a "Sudeten German People", the SHF saw itself as the Germans' only legitimate representation. In view of an impending ban, however, it tried to secure the support of the bourgeois Sudeten German parties, especially the most influential among them, the *Bund der Landwirte* (BdL). In its early stages, the SHF was dependent on such patronage as was extended by the BdL principally for tactical reasons. At the same time, the SHF managed to avoid concessions which would have jeopardized its independence. A rapidly developing organization, and its assuming an ever more prominent position in the Czech agrarian community, however, soon made it possible for the SHF to oppose positions taken by traditional bourgeois parties, and in the end even the political stance of the BdL. Whereas the SHF, regardless of the outcome of its negotiations with other parties, managed to be perceived as the champion of the popular idea of national unity, the established parties oscillated between half-hearted delimitation and rapprochement, neglecting to undertake any attempt to concentrate the Sudeten German democratic forces.

“MORAVIA” OR “GREAT MORAVIA”?

Martin Eggers

The exact geographical position of the so-called “Realm of Great Moravia” has been debated ever since Imre Boba’s book, “Moravia’s History Reconsidered”, published in 1971. A traditional school of thought had always placed the center of this realm somewhere in Czech Moravia. Boba, however, took the view that the realm comprised not a western, but rather a southern Slavic territory, situated on the Save and Drau rivers, with its centre at Sermium. More recently, Charles R. Bowlus and the author of the present contribution between them published three monographs devoted to this question: “Franks, Moravians and Magyars” (Philadelphia 1995), “Das ‘Großmährische Reich’ – Realität oder Fiktion?” (Stuttgart 1995), and “Das Erzbistum des Method” (Munich 1996). Both these authors refuted the view of “Great Moravia” as a western Slavic territory. According to them both, however, the nucleus of what they called “Moravia” in the ninth century lay in eastern Hungary, in the Great Hungarian Plain (Alföld). From there, it expanded into neighbouring regions with, in their majority, a southern Slavic population, the smaller part occupied by western Slavs. In the present article, Eggers responds to criticism provoked by these three books, treating historical, philological, and archaeological aspects in their turn. Whereas to a certain extent the earlier theses had to be modified, with the help of original source material the fundamental justification of the considerable southeastern shift of medieval Moravia could be established beyond doubt.

THE DEPORTATION OF CZECHOSLOVAK CITIZENS TO SOVIET INTERNMENT OR PRISON CAMPS, AND THE STRUGGLE FOR THEIR REPATRIATION, 1945–1950

Milada Poliženská

This is a topic so far neglected by postwar Czech historiography. Neither did Czechoslovak authorities learn anything at first about Czechoslovak subjects being deported to the Soviet Union after World War II had ended, nor was it generally known. It is on the basis of Czech and Soviet files made accessible only recently that historians can begin to puzzle together basic information on this issue. The author of this study attempts to reconstruct negotiations which took place between Czech and Soviet authorities about an eventual repatriation of the deportees. As early as in the summer and autumn of 1945, relatives of missing persons submitted information which was collected at the Prague Foreign Ministry, and Czech diplomacy persistently pursued the aim of an unconditional repatriation of every deported Czech citizen. How difficult these negotiations were, is demonstrated by the author furnishing a description of the protracted and eventually vain attempts at finding out precisely how many Czechoslovak POWs and non-military inmates were being detained in the Soviet Union,

with Soviet sources quoting figures between 513 and 91 560, and Czechoslovak diplomats lacking any possibility of doing meaningful research of their own in the Soviet Union.

DISCUSSION

HISTORIANS' DIFFERING VIEWS ON CZECH DEMOCRACY

Eva Broklová, well-known Prague-based historian and head of the T. G. Masaryk Institute of the Academy of Sciences of the Czech Republic, is the author of one of the most influential works on the First Czechoslovak Republic. At the same time, she belongs to the most outspoken critics of the analyses prepared in the Collegium Carolinum, home of the *Bohemia* journal. Reacting on Eva Broklová's criticism, its editors asked the authors of the studies in question to elaborate on their position. The present issue carries two studies by Eva Broklová and statements by Ferdinand Seibt, Peter Heumos, and Eva Hahn, for the readers to make their own judgement. It is the hope of the editors that this will be the starting point of a broader debate. The aim is a critical assessment of several aspects of the political system of the First Republic, of continuities and discontinuities of Czech political culture in the twentieth century, and of T. G. Masaryk's concept of democracy. Another question hopefully to be discussed is whether the perspectives and attitudes, and taken by Collegium Carolinum historians are warranted or whether they are nothing but another form of German anti-Czech prejudice.

RÉSUMÉS

LE CHÂTEAU DE L'EMPEREUR CHARLES IV À LAUF: RÉSIDENCE EN VUE D'UN NOUVEAU TERRITOIRE?

Barbara Schock-Werner

L'ambitieux château-fort de Charles IV à Lauf en Bavière (appelé aussi «la salle des plaisirs de l'empereur») est surtout connu pour sa salle d'armes: une salle entière au premier étage, décorée d'armoiries de la lignée de Bohême. On connaît bien l'histoire du château – sans doute à cause de cette salle des armes – mais on n'a pas encore mené d'études sur son histoire architecturale ni essayé de le situer dans l'architecture contemporaine. L'auteur s'est penché sur ce thème et a constaté de grandes similitudes entre l'architecture pragoise de Parler et le château de Lauf. Cette étude représente un nouvel apport à la question que se posent les chercheurs sur la raison de cette importante construction: le château considéré jusqu' à aujourd'hui comme un simple «relais» entre Prague et Nuremberg semble avoir été davantage conçu comme une véritable résidence impériale. En effet, à l'époque où le château-fort fut construit, l'empereur cherchait à consolider son hégémonie en Franconie, en gagnant des territoires par une politique de mariages avec la lignée des comtes de Zollern. Selon l'auteur, le château de Wenzel à Lauf aurait été conçu alors comme une résidence.

UNE BRÈVE LUNE DE MIEL EN 1564–1566: LE CONSISTOIRE UTRAQUISTE ET L'ARCHEVÊQUE DE PRAGUE

Zdeněk V. David

La relation difficile entre l'Eglise romaine et le consistoire utraquiste dans les années 1560 tournait à vrai dire autour de deux problèmes. Tandis que l'Eglise utraquiste voulait que l'Eglise romaine reconnaisse la validité de la communion *sub utraque specie*, elle-même était incapable de reconnaître l'acceptation de la communion *sub una specie* ou le droit de la Curie ou du Conseil d'Eglise de déclarer valide *sub una* dans ce qui était considéré comme une contradiction du texte non équivoque de l'Ecriture. Alors que l'Eglise utraquiste reconnaissait pour l'Eglise occidentale (distincte de l'orthodoxe ou de la byzantine) une ordination cléricale valide seulement par des évêques consacrés canoniquement en accord avec le Saint-Siège, l'Eglise utraquiste n'acceptait dans les affaires ecclésiastiques ni la légitimité d'une autorité administrative ou judiciaire en dehors de la Bohême, y compris celle de la Curie ou des Conseils d'église.

Ces complexités caractérisaient la coexistence entre l'archevêque romain restauré de Prague (1561) et le consistoire dans lequel les Utraquistes voyaient encore le corps ultime judiciaire et administratif de l'Eglise bohème utraquiste. Tandis que vers la fin des années 1560 quelques théologues tchèques acceptaient le luthéranisme authentique, de même que les Tchèques atypiques étaient en faveur de la contre-réforme, la plupart de l'Eglise utraquiste, en fait, suivait sa politique du juste milieu (*via media*) entre l'autoritarisme romain à droite et en accord avec le réductionnisme biblique luthérien à gauche. Ce centrisme était caractérisé par une ouverture d'esprit inhabituelle dans les discussions sur les problèmes théologiques et ecclésiologiques.

LES PATRIOTES BOHÈMES AU XIX^e SIÈCLE ET SAINT-RENÉ TAILLANDIER

Pavla Horská

Pavla Horská, la réputée historienne de Prague, reprend le thème de la revue française *Revue des deux mondes*, dans laquelle l'écrivain parisien et lettré Saint-René Taillandier (1817-1879) fit un compte-rendu détaillé dans les années 1843-1879 sur la situation culturelle et politique de l'Europe centrale. Taillandier, qui était un expert et un admirateur de la culture allemande, s'occupait aussi dans ces essais du voisin oriental de l'Allemagne, de telle sorte qu'il fut l'un des premiers observateurs modernes et un analyste des conflits nationaux dans la monarchie des Habsbourg. En s'appuyant sur les textes de Taillandier, Mme Horská étudie comment les patriotes bohèmes et leurs tentatives pour obtenir l'autonomie du royaume et des pays de la Couronne sont représentés et quelles différences peuvent être constatées dans les interprétations tardives françaises, allemandes et tchèques de ces textes. A ce sujet, elle s'intéresse en particulier aux différences très marquées dans l'interprétation des structures socioculturelles de la société patriotique bohème de la fin du XVIII^e siècle et du début du XIX^e siècle. Elle met en évidence comment la future recherche historique pourrait utiliser de nombreuses sources jusqu'ici non exploitées à l'aide de quelques questions bien posées, pour répondre à certains points, sur lesquels les avis étaient déjà partagés dès la parution des premiers articles de Taillandier, et notamment celui de savoir si le patriotisme bohème de l'époque représentait soit une «renaissance», soit débouchait sur une nouvelle époque ou si les continuités du développement historique dominaient alors dans les pays bohèmes.

LA CRISE DE L'INTELLIGENTSIA: AU SUJET DU DÉBAT PORTANT SUR LE RÔLE DE L'INTELLIGENTSIA DANS LA REVUE PŘÍTOMNOST 1924-1939

Martina Winkler

La Première République tchécoslovaque ne fut pas seulement fondée à une époque où le rôle des intellectuels était passionnément débattu en Europe: T. G. Masaryk,

le fondateur de l'Etat et son président, était lui-même un intellectuel. Ces deux faits furent à l'origine du débat régulièrement récurrent dans l'Entre-deux-guerres de la relation entre l'esprit et la politique. Ce fut surtout la revue *Přítomnost*, loyale à l'Etat, qui se préoccupa particulièrement de cette question. Dans les années 1918-1938, pour de nombreux intellectuels se posaient la question de savoir quelle était la position vis à vis de l'Etat et de la société et ils tentèrent de passer de l'opposition à la loyauté. L'idée que les intellectuels de *Přítomnost* se faisaient d'eux-mêmes était en rapport direct avec le concept de démocratie développé par T. G. Masaryk. Mais les Accords de Munich enlevèrent à ce concept et ainsi au nouveau rôle des intellectuels tchèques leurs fondements. Alors que le rédacteur en chef Ferdinand Peroutka avait pris parti pour un engagement politique et une lutte active des intellectuels pour la démocratie, après les Accords de Munich, il ne restait plus que les possibilités suivantes: l'exil, la coopération avec la dictature national-socialiste, le retrait dans le monde de la culture apparemment apolitique ou le risque imprévisible de la résistance.

ENTRE LES BESOINS DE PROTECTION ET LE DROIT
DE SE REPRÉSENTER SOI-MÊME:
LES RELATIONS ENTRE LE *HEIMATFRONT*
SUDÈTE-ALLEMAND (SHF) ET LES PARTIS BOURGEOIS
ALLEMANDS TRADITIONNELS EN TCHÉCOSLOVAQUIE
1933-1935

Jens-Hagen Eschenbächer

Les relations entre le SHF fondé en 1933 et les partis bourgeois allemands traditionnels étaient empreintes d'une certaine tension: d'un côté, le SHF s'appuyait idéologiquement sur le concept de «sudetendeutsche Volksgemeinschaft» (communauté sudète-allemande) et revendiquait pour cette raison le droit de se représenter lui-même. D'autre part, étant donné qu'il était menacé d'interdiction, il essaya d'avoir l'appui des partis bourgeois sudètes-allemands et notamment celui du Bund der Landwirte ou BdL (Union des agriculteurs) qui était le plus influent parmi eux. Au début de son existence, le SHF dépendait surtout de la protection du BdL que celui-ci lui offrait pour des raisons de tactiques de parti. Il fut cependant capable d'éviter toute concession qui aurait pu réduire son indépendance. L'essor rapide de l'organisation et l'intérêt grandissant des Agrariens tchèques permirent cependant au SHF de s'opposer politiquement aux partis traditionnels bourgeois et même au BdL. Tandis que le SHF, indépendant du résultat des négociations avec les autres partis, pouvait se profiler en tant que véritable défenseur authentique de la pensée unitaire populaire, les partis populaires établis, indécis, penchaient entre une différenciation sans conviction et le rapprochement (avec le SHF), sans jamais pourtant essayer de rassembler les forces démocratiques sudètes-allemandes.

LA « MORAVIE » OU LA « GRANDE-MORAVIE » ?

Martin Eggers

La question de la localisation du soi-disant « empire de Grande-Moravie » est très débattue depuis la parution en 1971 d'un livre de Imre Boba sous le titre « Moravia's History Reconsidered ». L'école traditionnelle situe depuis toujours le centre de l'empire en Moravie tchèque. Boba, lui, suppose qu'il se serait agi d'un territoire non pas à l'ouest mais à l'est sur la Save et la Drau. Il y a quelques années, Charles R. Bowlus et l'auteur, Martin Eggers, se sont saisi, de nouveau de la question dans trois monographies: « Franks, Moravians, and Magyars » (Philadelphia 1995) « Das ‚Großmährische Reich‘ – Realität oder Fiktion? » (Stuttgart 1995) et « Das Erzbistum des Method » (Munich 1996). Eux aussi refusent l'idée d'un royaume de Grande-Moravie slave occidental. D'après eux, le centre de la « Moravie » se trouvait au IX^e siècle en Hongrie de l'Est, dans la grande plaine hongroise (Alföld). De là, il s'étendait sur d'autres territoires qui étaient surtout peuplés de Slaves du Sud et dans une moindre proportion de Slaves de l'Ouest. L'auteur du présent article fait la critique des trois livres, en tenant compte des aspects historiques, philologiques et archéologiques. Alors que parfois il est nécessaire d'apporter des modifications aux thèses, on peut prouver dans d'autres cas, au vu des sources, que la nouvelle localisation de la Moravie plus dans le sud-est qu'il propose est au fond justifiée.

LA DÉPORTATION DES CITOYENS TCHÉCOSLOVAQUES
DANS LES CAMPS D'INTERNEMENT SOVIÉTIQUES ET
LA LUTTE POUR LEUR RAPATRIEMENT 1945-1950*Milada Poliřenská*

Cet essai traite d'un thème qui a été jusqu'ici négligé dans l'historiographie de la Tchécoslovaquie après la Deuxième Guerre mondiale. A la fin de la guerre, ni l'administration tchécoslovaque ni le public ne furent informés dès le début des déportations de citoyens tchécoslovaques en Union Soviétique. A la suite de l'ouverture des archives des actes tchèques et soviétiques, les historiens commencent à rassembler des informations de base sur ce thème. L'auteur de cet essai tente de reconstruire les démarches qui furent effectuées entre les administrations tchèques et soviétiques pour rapatrier les déportés. Au ministère des Affaires extérieures de Prague, dès l'été et l'automne 1945, les familles des personnes disparues fournirent de nombreux documents et des diplomates tchécoslovaques, avec ténacité, mirent tout en oeuvre pour rapatrier sans conditions tous les citoyens déportés tchécoslovaques. L'auteur fait apparaître que la question de savoir combien de prisonniers civils et de guerre se trouvaient en Union Soviétique prouve combien ces démarches furent difficiles et souvent sans résultats: selon les sources soviétiques, les chiffres variaient entre 513 et 91 560 prisonniers. En outre, les diplomates tchécoslovaques n'avaient pas le droit de faire des recherches eux-mêmes en Union Soviétique.

DISCUSSION
LA DÉMOCRATIE TCHÉCOSLOVAQUE
VUE PAR LES HISTORIENS

Eva Broklová, l'historienne réputée de Prague et directrice de l'Institut T. G. Masaryk de l'Académie des Sciences de la République tchèque, est aussi l'auteur d'une des études sur la Première République tchèque ayant eu de l'influence en République tchèque dans les années 1990. En même temps, elle fait partie des critiques les plus sévères des études faites par le Collegium Carolinum portant sur différentes questions de la tradition démocratique tchécoslovaque. Les éditeurs de la revue *Bohemia* se sont soumis à la critique de Mme Broklová et ont demandé aux auteurs concernés d'expliquer leur prise de position. Dans ce numéro, sont présentés aux lecteurs deux essais de Mme Broklová ainsi que le point de vue Ferdinand Seibt, Peter Heumos et Eva Hahn pour informer les lecteurs et élargir ainsi la discussion. Il s'agit surtout d'une discussion critique traitant plusieurs aspects du système politique de la Première République tchécoslovaque, de la continuité et de la discontinuité de la culture politique tchèque au XX^e siècle, de T. G. Masaryk et de son concept de démocratie de même que de savoir si les questions discutées au Collegium Carolinum sont justifiées ou s'il s'agit d'une nouvelle forme de préjugés allemands antitchèques.

RESUMÉ

HRAD CÍSAŘE KARLA IV. V LAUFU: REZIDENCE PLÁNOVANÉHO NOVÉHO TERITORIA?

Barbara Schock-Werner

Honosný hrad císaře Karla IV. v bavorském Laufu (nazývaný také „Císařův zábavný sál“) je pověstný především svou tzv. erbovní síní: to je místnost v prvním poschodí vyzdobená erby šlechtických rodů Království českého. Dějiny tohoto hradu jsou – zřejmě díky této erbovní síni – dobře probádány, ale stavebněhistorický průzkum a pokus, zařadit ho do soudobé architektury, dosud scházejí. Autorka se zabývá těmito otázkami a zjišťuje mimo jiné dalekosáhlé analogie mezi pražskou Parlěřovou architekturou a hradem v Laufu. Přispívá takto novými poznatky k vyřešení otázky, co bylo podnětem ke stavbě tak náročného komplexu: spíš než zastávka k oddechu na cestě z Prahy do Norimberku, jak se dosud předpokládalo, se zdá, že byl hrad koncipován jako císařská rezidence. Právě v době, kdy byl hrad stavěn, se císař snažil, zajistit si sňatkovou politikou s zollernskými purkrabími jejich území, které chtěl se svým územím sjednotit, aby si zabezpečil rozhodující mocenské postavení ve Frankách. V tom případě by podle mínění autorky připadla Václavskému hradu v Laufu role rezidence.

KRÁTKÉ LÍBÁNKY V LETECH 1564–1566: UTRAKVISTICKÁ KONZISTOŘ A PRAŽSKÝ ARCIBISKUP

Zdeněk V. David

Problematický vztah mezi římskou církví a kališnickou konzistoří se v šedesátých letech 16. století točil kolem dvou bodů: (1) Zatímco si kališnická církev přála, aby římská církev uznala přijímání podobojí, nebyla na druhé straně schopná uznat přípustnost přijímání pod jednou způsobou, čili právo kurie nebo církevního koncilu, prohlásit přijímání pod jednou způsobou za platné, neboť se to podle ní nacházelo v rozporu s jednoznačným textem Písma. (2) Zatímco utrakvistická církev pokládala pro západní církev (na rozdíl od církve východní neboli byzantinské) za platnou jen ordinaci, prováděnou kanonicky vysvěcenými biskupy ve spojení s Římskou stolicí, nepřipouštěla oprávněnost jakýchkoli administrativních nebo justičních autorit vně Čech, včetně kurie a církevního koncilu, zasahovat do jejich církevních záležitostí. Tyto spletené vztahy charakterizovaly soužití mezi znovuzřízenou hodností římského arcibiskupa v Praze (1561) a konzistoří, ve které kališníci viděli koneckonců roz-

hodující justiční a administrativní instanci české kalvišnické církve. Zatímco ke konci šedesátých let 16. století přijalo několik českých teologů původní luteránství, podobně jako ve výjimečných případech hájili Češi protireformaci, udržoval hlavní proud utrakvistické církve ve skutečnosti stabilní kurs, t. j. střední cestu – oproti římskému autoritarismu zprava a vzhledem k luteránskému biblickému redukcionismu zleva. Charakteristickým rysem tohoto centrismu bylo, že umožnil vést diskuse o teologických a eklesiologických tématech v neobvykle otevřeném duchu.

ČEŠTÍ VLASTENCI V 19. STOLETÍ A SAINT-RENÉ TAILLANDIER

Pavla Horská

Mezinárodně proslulá pražská historička Pavla Horská navazuje ve svém článku na francouzský časopis *Revue des deux mondes*, ve kterém v letech 1843–1879 pařížský spisovatel a literární vědec Saint-René Taillandier (1817–1879) podrobně informoval o kulturní a politické situaci ve střední Evropě. Tento známý znalec a obdivovatel německé kultury se ve svých esejích věnoval také východním sousedům Německa a stal se tak jedním z prvních moderních pozorovatelů a analytiků národnostních rozmíšek v habsburské monarchii. Na podkladě Taillandierových textů vyšetřuje autorka, jak jsou zde zobrazeni čeští patrioti a jejich úsilí o autonomii království a jeho korunních zemí a jaké rozdíly lze zjistit v pozdějších francouzských, německých a českých interpretacích těchto textů. Přitom se paní Horská soustřeďuje především na obzvláště výrazné rozdíly v interpretaci sociokulturních struktur české vlastenecké společnosti ze sklonku 18. a počátku 19. století. Upozorňuje na to, jak s pomocí určitého komplexu otázek lze v budoucím historickém výzkumu zužitkovat mnohé dosud ladem ležící prameny při řešení otázky, na které se již od prvních Taillandierových článků třídili duchové, totiž otázky, představovalo-li české vlastenectví oné doby „obrození“ či zahajovalo-li novou epochu, anebo jestli převládala tehdy i v českých zemích kontinuita historického vývoje.

KRIZE INTELIGENCE:

POZNÁMKY K DEBATĚ O ROLI ČESKÉ INTELIGENCE V ČASOPISE PŘÍTOMNOST V LETECH 1924–1939

Martina Winkler

První československá republika vznikla v době, ve které byla role inteligence v Evropě živě diskutována. Navíc byl zakladatel státu a jeho prezident sám intelektuál. Tyto dva aspekty podněcovaly v meziválečné době neustále nové debaty o vztahu mezi duchem a politikou. Byl to především státu loajální časopis *Přítomnost*, který se obzvláště intenzivně zabýval touto otázkou. V letech 1918 až 1938 se mnozí intelektuálové zamýšleli nad svým postavením ve státě a společnosti a pokoušeli se zdůvodnit přechod od opozice k loajalitě. Obraz, který o sobě intelektuálové kolem časopisu

Přítomnost měli a v jakém světle se představovali, se nacházel v přímé souvislosti s Masarykovou koncepcí demokracie. Mnichovská dohoda zbavila ovšem tuto koncepci a tak současně i novou roli českých inteligentů jejího fundamentu. Zatímco se dříve především hlavní redaktor Ferdinand Peroutka zasazoval o politické angažmá a aktivní boj inteligence za demokracii, zbyly po Mnichově jenom následující možnosti: exil, spolupráce s nacionálněsocialistickou diktaturou, ústup do světa zdánlivě nepolitické kultury – nebo riziko odboje s nedozírnými následky.

MEZI POTŘEBOU OCHRANY A NÁROKEM NA
VÝHRADNÍ ZASTOUPENÍ:
VZTAHY SUDETONĚMECKÉ DOMOVSKÉ FRONTY
K TRADIČNÍM OBČANSKÝM NĚMECKÝM STRANÁM
V ČESKOSLOVENSKU V LETECH 1933–1935

Jens-Hagen Eschenbäcker

Vztahy Sudetoněmecké domovské fronty (SDF), založené v roce 1933, k tradičním občanským německým stranám byly určovány stavem napětí: na jedné straně vycházela SDF ideologicky z konceptu „sudetoněmeckého národního společenství“ a z toho vyvozovala i svůj nárok na výhradní zastoupení, na druhé straně – vzhledem k hrožícímu zákazu této strany – se ucházela o podporu občanských sudetoněmeckých stran, především o podporu Svazu zemědělců (SZ) (Bund der Landwirte), který byl mezi nimi nejvlivnější. V počáteční fázi své existence byla SDF především ze strategicko-taktických důvodů závislá na protekci SZ. Přesto se jí podařilo vyhnout se ústupkům vůči SZ, které by omezovaly její nezávislost. Prudký organizační rozmach a rostoucí zájem zemědělců umožnily ovšem SDF se brzy postavit i proti tradičním občanským stranám a nakonec i proti samotnému SZ. Zatímco se SDF dovedla nezávisle na výsledku vyjednávání s jinými stranami prezentovat jako počestný zastánce populární myšlenky jednoty, kolísaly etablované strany nerozhodně a polovičatě mezi tendencí se politicky vyhranit a současně najít cestu k sblížení, aniž by přitom podnikly pokus sudetoněmecké demokratické síly soustředit.

„MORAVIA“ NEBO „VELKÁ MORAVA“?

Martin Eggers

Lokalizace tzv. Velkomoravské říše se stala po vydání knihy Imre Boby pod titulem „Moravia's History Reconsidered“ (Dějiny Moravy nově promyšlené) v roce 1971 spornou. „Tradiční“ škola umísťovala středisko této říše odedávna na českou Moravu. Boba ovšem tvrdí, že se nejedná o západoslovanské, ale o jihoslovanské území na Sávě a Drávě. Za centrum pokládá Sirmium. Před několika lety se Charles R. Bowlus a autor této stati chopili celkem v třech monografiích opět této otázky: „Franks, Moravians, and Magyars“ (Frankové, Moravané a Mad'arí, Philadelphia 1995), „Das Großmährische Reich – Realität oder Fiktion?“ (Velkomoravská říše –

realita nebo fikce?, Stuttgart 1995) a „Das Erzbistum des Method“ (Arcibiskupství Metodějovo, Mnichov 1996). I oni dva odmítají západoslovanskou, „velkomoravskou“ říši. Podle jejich mínění se ovšem nacházelo středisko „Moravie“ v 9. století ve východním Maďarsku, ve Velké nížině uherské (Alföld). Odtud se říše rozprostírala přes další oblasti, které byly osídleny především jihoslovanským, a jenom z menší části západoslovanským obyvatelstvem. V předkládaném článku autor reaguje na kritiku třech výše zmíněných knih, přičemž se dotýká historických, filologických a archeologických aspektů. Zatímco se v několika případech zdá modifikace tezí nezbytnou, lze v jiných případech na základě pramenů ukázat, že má nová lokalizace „Moravie“ dále na jihovýchodě zásadně své oprávnění.

DEPORTACE ČESKOSLOVENSKÝCH OBČANŮ DO SOVĚTSKÝCH INTERNAČNÍCH TÁBORŮ A BOJ ZA JEJICH REPATRIACI V LETECH 1945–1950

Milada Poliřenská

Tento příspěvek pojednává o tématu, které bylo v historiografii Československa po druhé světové válce doposud zanedbáváno. O deportacích československých občanů do Sovětského svazu se ovšem po skončení války nedozvěděla zpočátku ani veřejnost, ani československé úřady. Teprve na podkladě v poslední době dostupných českých a sovětských akt mohou historici začít sestavovat základní informace k tomuto tématu. Autorka tohoto pojednání se pokouší rekonstruovat obraz vyjednávání mezi českými a sovětskými úřady o repatriaci deportovaných. V pražském ministerstvu zahraničních věcí byly už od léta a podzimu 1945 sbírány od rodinných příslušníků průkazní materiály pohřešovaných osob a českoslovenští diplomaté se úporně snažili o bezpodmínečný návrat všech deportovaných československých občanů. Jak obtížná taková vyjednávání byla, ukazuje autorka na zdoluhavých, a koneckonců bezvýsledných pokusech už jen vyjasnit otázku, kolik československých válečných a civilních zajatců se vlastně v Sovětském svazu nacházelo: sovětské údaje se pohybovaly mezi 513 a 91 560 občany, ale českoslovenští diplomaté neměli žádnou možnost, provádět v Sovětském svazu vlastní pátrání.

DISKUSE

ČESKOSLOVENSKÁ DEMOKRACIE POHLEDEM HISTORIKŮ

Známa pražská historička a ředitelka Ústavu T. G. Masaryka Akademie věd České republiky Eva Broklová je autorkou jedné z nevlivnějších studií devadesátých let o první československé republice. Současně patří k nejostřejším kritikům studií k nejrůznějším otázkám československé demokratické tradice, vzniklých v Collegiu Carolinu. Vydavatelé časopisu Bohemia se proto chopili kritiky paní Broklové a prosili postižené autory o zaujetí stanoviska: v tomto čísle se předkládají čtenářům pro informaci dvě práce paní Broklové a na druhé straně příspěvky Ferdinanda Seibta,

Petera Heumose a Evy Hahnové, které chtějí sloužit jako podnět k další diskusi. Přitom jde především o kritickou výměnu názorů k mnohým aspektům politického systému první československé republiky, o problematiku kontinuity a diskontinuity české politické kultury ve dvacátém století, o T. G. Masaryka a jeho koncepci demokracie, jakož i o otázku, je-li problematizování dané tematiky v pracích Collegia Carolina oprávněné, či jedná-li se jen o novou formu německých protičeských předsudků.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
BNGP	Bulletin Národní galerie (Prag)
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČČH	Český časopis historický
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
ČSPSČ	Časopis Společnosti přátel starožitností českých
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Salt Lake City, Utah)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FHB	Folia historica bohemia
HČ	Historický časopis (Preßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)

MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
MZČK	Minulostí Západočeského kraje
ÖOH	Österreichische Osthefte
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PFS	Právněhistorické studie (Prag)
PP	Památky a příroda
PKSČ	Příspěvky k dějinám KSČ (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
UŘ	Umění a řemesla (Prag)
VČA	Věstník České akademie
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VKČSN	Věstník Královské české společnosti nauk
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (ab 1995: Ostmitteleuropaforschung, Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Christiane Brenner, M. A., Collegium Carolinum, Hochstraße 8, D-81669 München
 Dr. Eva Broklová, Ústav T. G. Masaryka, Jilská 1, CZ-11000 Praha 1
 Prof. Dr. Zdeněk V. David, Woodrow Wilson Centre, 1300 Pennsylvania Avenue NW.,
 Washington, D. C. 20523, USA
 Dr. Martin Eggers, Sutnerstraße 4, D-81545 München
 Jens-Hagen Eschenbäcker, Eichhornshöhe 20, D-64668 Rimbach
 Prof. Dr. Wilfried Fiedler, Am Löbel 2, D-66125 Dudweiler
 Dr. Christina Frankenber, Tschechisches Zentrum, Leipziger Straße 60, D-10117 Berlin
 Prof. Dr. Monika Glettler, Historisches Seminar, Universität Freiburg, D-79085 Freiburg
 Dr. Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8, D-81669 München (E. H.)
 Prof. Dr. Hans Henning Hahn, Historisches Seminar, Carl v. Ossietzky Universität, Post-
 fach 2503, D-26111 Oldenburg
 Marion Hamm, 23C Highbury New Park, GB-London N 5 2EN
 Dr. Peter Heumos, Umlandstraße 32, D-85386 Eching (P. H.)
 Dr. Pavla Horská, Hrusická 18/2519, CZ-14100 Praha 4
 Prof. Dr. Kurt A. Huber, Augusta-Allee 3B, D-61348 Bad Homburg
 Doc. Dr. Martin Kučera, Chabarovická 1324, CZ-18200 Praha 8
 Prof. Dr. Hans Lemberg, Pappelweg 24, D-35041 Marburg/Lahn
 Robert Luft, Aventinstraße 6, D-80469 München (R. L.)
 Dr. Michaela Marek, Collegium Carolinum, Hochstraße 8, D-81669 München (M. M.)
 Prof. Dr. Antonín Měšťan, Ke dvoru 2, CZ-16000 Praha 6 (A. M.)
 Dr. Jan Novotný, Historický ústav AV ČR, Prosecká 74, CZ-19000 Praha 9
 Prof. Dr. Milada Polišenská, Dept. of History, Texas Tech University, Box 41013, Lub-
 bock, TX 79409-1013, USA
 Christoph Reckhaus, M. A., Ikarosstraße 15, D-50829 Köln
 Prof. Dr. Barbara Schöck-Werner, Dombauverwaltung des Metropolitankapitels, Ron-
 calliplatz 2, D-50667 Köln
 Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Straße 14, D-85540 Haar (F. S.)
 Roman Paul Smolorz, Alburger Hochweg 5, D-94315 Straubing
 Volker Strebel, Rolf-Pinegger-Straße 8, D-80689 München
 Tatjana Tönsmeier, M. A., Sieglindestraße 6, D-12159 Berlin
 Dr. Kieran Williams, School of Slavonic and East European Studies, University of London,
 Malet Street, GB-London WC1E 7HU
 Martina Winkler, M. A., Karl-Marx-Straße 17, D-12043 Berlin